It. coll.
26/7

It. coll. 26-7

<36619996120017

<36619996120017

Bayer. Staatsbibliothek

Geschichte
der
merkwürdigsten
Reisen
welche
seit dem zwölften Jahrhunderte zu Wasser
und zu Land unternommen worden sind.

Von
Theophil Friedrich Ehrmann.

VII. B. Seite 112.

Siebenter Band.

Mit einer Karte von Guinea.

Frankfurt am Main, 1793
in der Hermannischen Buchhandlung.

G.W.B.D.
Db/50/102

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Geschichte
der
merkwürdigsten Reisen.

Siebenter Band.

Vorrede.

Diesem siebenten Bande meiner Geschichte der merkwürdigsten Reisen, fehlt es weder an abwechselnder Mannigfaltigkeit, noch an unterhaltenden Schilderungen und Anekdoten, und ich glaube mir daher schmeicheln zu dürfen, (wenn ich den Geschmak des Publikums kenne) daß er vor allen seinen älteren Brüdern meinen Lesern gefallen werde.

Ich gestehe aber gerne, daß ich mir dabei nur ein ganz kleines Verdienst zueigne — das Verdienst, die reichhaltigen Materialien, die ich

vorfand, ausgehoben, geordnet, und so aufgepuzt zu haben, daß sie vor dem Publikum erscheinen durften. Alle übrigen erst erwähnten Vorzüge dieses Bandes liegen in dem guten Stoffe, und in den brauchbaren Hülfsmitteln zur Bearbeitung desselben.

Der flüchtigste Ueberblik des Innhalts-Verzeichnisses wird meine Leser überzeugen, daß ich hier nicht zuviel verspreche, wenn ich Ihnen diesen Band, als unterhaltend ankündige.

Mit demselben fängt der dritte Abschnitt der Reisen nach und in Afrika an, welcher Abschnitt die ganze, weite, merkwürdige Küste von Guinea umfaßt. Um mehrerer Bequemlichkeit willen zerschnitt ich denselben, nach den einzelnen Küsten dieser weiten Landstrekke, in drei Unterabtheilungen, von welchen dieser Band

— nach vorangeschikter planmässiger Einleitung — nicht nur die ganze erste — die Beschreibung und Reisen von der Sierraleonaküste — sondern auch einen Theil der zweiten Unterabtheilung, nämlich die ersten Reisen der Engländer nach der Küste von Guinea im engern Verstande, in kurzen Auszügen enthält.

Das Werk schreitet nun rascher vorwärts; die Bände werden jezt schneller auf einander folgen, die Länder- und Reisebeschreibungen werden jezt immer interessanter — auch an meiner Bemühung für zwekmässige Unterhaltung soll es nicht fehlen — und ich glaube nun, daß selbst bei der grösseren Zahl von Bänden, als ich Anfangs berechnet habe, doch mein Werk den Vorwurf unnöthiger Weitschweifigkeit nicht verdienen wird.

Eine vollständige Geschichte der merkwürdigsten Reisen, nach meinem Plane, mit ausführlichen Beschreibungen der Länder und Völker verbunden, darf wol nicht in wenig Bände gepreßt werden? —

Der nächstfolgende achte Band, welcher schon ganz zum Drukke ausgearbeitet ist, enthält alle in die zweite Unterabtheilung des dritten Abschnitts gehörigen merkwürdigen Reisen nach Guinea, und der bald auch vollendete neunte Band wird die vollständige, und, wie ich mir schmeichle, unterhaltende Beschreibung aller Länder und Völker von Guinea liefern.

Stuttgart, am 15 März. 1793.

Der Verfasser.

Innhalts-

Innhalts-Verzeichniß
des siebenten Bandes.

Erste Abtheilung.
Reisen nach und in Afrika.

Dritter Abschnitt. Reisen nach Guinea.
Einleitung. S. 5.
Allgemeine Länderkunde von Guinea. S. 7.
Litteratur.
a) Quellen-Verzeichnisse. S. 7.
b) Allgemeine Beschreibungen von Afrika. Ebend.
c) Schriften, welche Guinea insonderheit betreffen. S. 10.
(a) Allgemeine Beschreibungen von Guinea. Ebend.
(b) Abhandlungen über einzelne Gegenstände. S. 17.
(c) Reisebeschreibungen. S. 19.
α) Nach Guinea überhaupt. Ebend.
β) Nach einzelnen Theilen dieser Küste. S. 24.
(d) Schriften, welche den Sklavenhandel betreffen. S. 25.
d) Karten von Guinea. S. 26.
Uebersicht der ganzen Küste von Guinea. S. 29.
I. Küste von Sierra-Leona. S. 32.
II. Küste von Guinea, im engern Verstande. S. 35.
1. Die Pfeffer- oder Körnerküste. S. 36.
2. Die Zahn- oder Elfenbeinküste. Ebend.
3. Die Goldküste. S. 37.
4. Die Sklavenküste. S. 39.

Reisen nach Guinea.

Erste Unterabtheilung. Reisen nach Sierraleona, und Beschreibung dieser Küste. S. 45.

Einleitung. S. 46.

I. Allgemeine Beschreibung der Küste von Sierraleona. S. 53.

II. Natürliche Beschaffenheit und Produkte des Landes. S. 66.

Klima, Witterung, Boden. S. 66.

Produkte. S. 69.

III. Einwohner von Sierraleona. S. 89.

Schilderung der Negern von Sierraleona, ihrer Sitten, Gebräuche und Meinungen. S. 91.

Leibesgestalt. S. 91.

Sprachen. S. 94.

Sitten. S. 95.

Weiber-Kleidung. S. 96.

Häusliche Geschäfte. Tanz. S. 97.

Begräbniß-Feierlichkeiten. S. 99.

Trauer. S. 100.

Kost. S. 103.

Handwerke. S. 103.

Kleidung. S. 104.

Bezeichnung der Haut. S. 107.

Häuser und Dörfer. S. 108.

Ehestand-Heurathsgebräuche. S. 111.

(Hiezu die Titelvignette)

Besondere Zeremonien bei Leichenbegängnissen. S. 115.

Zauberei, Giftprobe. S. 123.

Grisgris-Männer. S. 125.
Krankheiten. Arzneikunde. S. 127.
Religion. Fetische. Aberglaube. S. 128.
Regierungsform. S. 136.
Gesezze. Justiz. S. 141.
Die Purrah. Geheimer Orden. S. 145.
Kriegswesen. Waffen. S. 147.
VI. Kurze Nachricht von dem Handel auf der Küste von Sierraleona. S. 153.
Merkwürdige Reisen nach der Küste von Sierraleona. Kurze Geschichte der neuen brittischen Niederlassung daselbst. S. 159.
Vorerinnerung. S. 161.
I. Wilhelm Snelgrave's, brittischen Schiffshauptmanns, Reise nach Sierraleona, und Abentheuer unter den Seeräubern daselbst. Im J. 1719. S. 163.
Gräuliche Schilderung des Seeräuberlebens. S. 165. u. ff.
II. Wilhelm Smith's, brittischen Ingenieurs, Reise nach Sierraleona. Im J. 1726. S. 170.
Komischer Vorfall. S. 171.
Schlägerei mit einem Negerkönig am Scherflusse. S. 177.
III. Kurze Geschichte der neuen englischen Niederlassung zu Sierraleona. S. 183.
Zweite Unterabtheilung. — Reisen nach der Küste von Guinea im engern Verstande. S. 195.
Einleitung, S. 197.

I. Erste Reisen der Engländer nach Guinea. S. 199.

Vorerinnerung. S. 201.

I. Thomas Windham's Reise nach Guinea und Benin. Im J. 1553. S. 203.

II. Johann Lok's Reise nach Guinea. Im J. 1554. S. 212.

III. William Towrson's erste Reise nach Guinea. Im J. 1555. S. 220.

IV. William Towrson's zweite Reise. Im J. 1556. S. 259.

V. William Towrson's dritte Reise. Im J. 1558. S. 288.

VI. Willhelm Rutters Reise. Im J. 1562. S. 321.

VII. Robert Baker's zweite Reise. Im J. 1563. S. 328.

Erzählung seiner merkwürdigen Unglüksfälle.

VIII. David Carlet's Reise. Im J. 1564. S. 344.

Anhang. — Nachtrag zu der Beschreibung des gegenwärtigen Zustands der französischen Besizzungen in Senegambien. S. 349.

I. Kurze Nachricht von ihrer gegenwärtigen Verfassung. S. 353.

II. Von dem französischen Handel in Senegambien, und von den Versuchen, sich der Goldminen in Bambuk zu versichern. S. 364.

Erste Abtheilung.

Reisen nach und in Afrika.

Zweiter Abschnitt.

Reisen nach Guinea.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Einleitung.

Nach der vestgesezten Ordnung muß nun dieser dritte Abschnitt der ersten Abtheilung die Reise- und Länderbeschreibungen von **Guinea** in sich begreifen, da wir in dem vorigen Abschnitte von **Senegambien** gehandelt haben.

Wir verstehen hier nämlich unter **Guinea**, den ganzen Küstenstrich von Westafrika, den man sonst auch **Oberguinea** nennt — die **Küste von Sierraleona** mit einbegriffen.

Ehe wir aber zu den Reise- und Länderbeschreibungen dieses Küstenstrichs selbst kommen, müssen wir vorher, wie bei Senegambien, ein kurzes räsonnirendes Verzeichniß der hiehergehörigen Schriften und Hülfsquellen und eine kurze allgemeine Uebersicht des in diesem Abschnitte abzuhandelnden Theils von Afrika geben.

Auf diese vorbereitende Einleitung folgen dann die Reise- und Länderbeschreibungen selbst, um der Grösse des hier zu betrachtenden Landes willen in mehrere Unterabtheilungen zertheilt.

Wie wichtig — in jedem Betracht — die Küste von Guinea ist, wie viel Interesse die Betrachtung ihrer Bewohner für den aufmerksamen Menschenforscher hat, und wie viel Nüzliches und Lehrreiches die Nachrichten von diesem Lande enthalten, werden wir erst dann beurtheilen können, wann wir das Beßte aus dem grossen Vorrathe von Reisen, Beschreibungen, einzelnen Nachrichten und Bemerkungen, welche diesen Erdstrich betreffen, ausgehoben haben.

Dies ist der Gegenstand dieses Abschnitts.

Allgemeine Länderkunde von Guinea.

Litteratur.

A) Quellen = Verzeichnisse.

Dieselben die bei Senegambien (im III. B. d. W. S. 5.) angeführt worden sind — ausser Demanet.

B) Allgemeine Beschreibungen von Afrika.

Zu den bei Senegambien genannten können noch gesezt werden:

1) Hiſtoire générale, civile, naturelle, politique et réligieuſe de tous les peuples du monde etc. etc. par l'Abbé *Lambert*, 12 Paris, 1750. ſv. XV. Voll.

Eine höchst elende Kompilazion. (Meuſel Bibl. hiſt. Vol. I. P. I. p. 131.)

2) Mélanges intéreſſans et curieux, ou Abrégé d'hiſtoire naturelle, morale, civile et politique etc. à Paris, 1763 ſv. X. Voll. in 12.

Der Verfasser dieser minder schlechten, doch unkritischen Kompilazion ist der Marquis de Surgy, der nach Prévôt's Tode die Fortsezzung der Hiſt. générale des Voyages besorgte.

3) Hiſtoire générale de l'Aſie, de l'Afrique

et de l'Amérique, etc. par Abbé *Roubaud* à Paris, 1770—72. XII. Vol. in 12.

Auch eine sehr unkritische, unbrauchbare Kompilazion.

4) Dorville's Geschichte der verschiedenen Völker des Erdbodens u. s. w. Aus dem Franz. 8 Leipzig und Hof, 1773—78. VI. Bde.

Von gleichem Werthe.

5) Baumann's (L. A.) Abriß der Staatsverfassung der vornehmsten Länder in Afrika ꝛc. 8 Brandenburg, 1778.

Etwas nachlässig gearbeitet und nicht aus den besten Quellen geschöpft. (Meusel, Bibl. hist. Vol. II. P. II. p. 332.)

6) Choix de lectures géographiques &c. par *Mentelle*, à Paris, 1784. VI. Voll. avec Cartes.

Auch eine Kompilazion, zwar aus meist guten und neueren Schriftstellern, doch ohne gehörige Auswahl und Ordnung zusammengetragen.

7) Almanach américain, asiatique et africain. 12. Paris, 1785.

Der Verfasser, Poncelin de la Roche-Tilhac, gab zuerst 1783. und 84. einen Almanach Américain heraus — diesem folgte dann 1785. der hier angezeigte, der auch noch einige Jahre nachher als Almanach erschien. Er enthält brauchbare geographisch-statistische Zusätze zu eben dieses Ver-

fassers (im III. B. d. W. S. 8. angeführtem) Tableau du Commerce & des Possessions des Européans &c.

8) Afrika, ein geographisch=historisches Lesebuch. Von K. Hammerdörfer und M. Rosche. gr. 8 Leipz. 1787.

(Man sehe V. B. d. W. S. 352.) — Auch die Beschreibung von Guinea ist sehr dürftig. Man sehe nur, was S. 422. u. ff. von der Sierraleonaküste gesagt wird! — Dies Alles ist aus DelaPorte's Briefen getreulich abgeschrieben. — Das Ganze ist ein elendes Machwerk, und doch (so höre ich) erlebt es jezt eine zweite Auflage!!! — Ein Beweis für den Flor des Studiums der Erdkunde in Deutschland!

9) *Abulfedae* Africa, curavit *Eichhorn*. gr. 8. Gotting. 1791.

Ein erwünschter Abdruk des arabischen Originals der kurzen Erdbeschreibung von Afrika jenes illustren Historikers. Von Guinea — das den Arabern unbekannt blieb — enthält sie nichts.

10) *Hartmanni* (J. M.) Commentatio de Geographia Africae Edrisiana gr. 4 Gotting. 1791.

Von dieser trefflichen Preisschrift ist schon im V. B. d. W. das Nöthigste gesagt worden.

C) Schriften, welche Guinea insbesondere betreffen.

(a) Allgemeine Beschreibungen von Guinea:

1) Vera et historica descriptio auriferi regni Guineae ad Africam pertinentis etc. latinitate ex germanico donata, studio et opera M. Gotardi *Arthus*, Dantiscani. fol. Francof. ad M. 1605. c. fig.

Diese, wie der Titel sagt, aus dem Deutschen übersezte Beschreibung von Guinea macht den 6ten Theil der bekannten Reisesammlung der Brüder de Bry aus, welche unter dem Titel: India orientalis, von 1598. bis 1628. in lateinischer Sprache zu Frankfurt a. M. in XII. Theilen in Folio mit vielen Kupfern herausgekommen ist. Deutsch erschien dies seltene Werk ebendaselbst, unter dem Titel: Orientalisches Indien, auch in Folio. — Holländisch und französisch, jedes in 30. Oktavbänden, gab der Buchhändler van der Aa zu Leiden, in den Jahren 1707. bis 1710. diese und die amerikanische Reisesammlung von de Bry unter dem Namen Gottfried, mit Verschweigung des Namens der Gebrüder de Bry, welche die eigentlichen Herausgeber des Originals sind, heraus. *)

*) Eben diese Reisen findet man auch in Levini Hulsii Sammlung von Schiffahrten — welche von 1598. bis 1650. in vielen Bänden in 4. herausgekommen ist. (Meusel, Bibl. hist. Vol. II. P. I. p. 336.)

Was die hier erwähnte Beschreibung von Guinea betrifft, so kenne ich sie zwar nicht, wobei ich auch nichts zu verlieren glaube, vermuthe aber, daß sie mit der hier nach genannten einerlei ist, weil auch Linschoten's Reisen in derselben Sammlung stehen.

2) Beschryvinghe van de gantsche Custe van Guinea, Manicongä, Angola, Manomotapa rc. van Jan Huyghen van Linschoten rc. 't Amstelredam, Anno 1605. Folio (mit 2 Karten.)

Dies ist ein mit besonderm Titelblatt gedruckter Anhang zu Linschoten's bekannter und seltengewordener Reisebeschreibung. Das besonders seltene Original (ich besizze es) führt den Titel:

Itinerario, Voyage ofte Schipvaert, van Jan Huygen van Linschoten naer Oost ofte Portugaels Indien. &c. &c. 't Amstelredam. (Ohne Jahrzahl) mit vielen Kupfern und Karten. In Folio. 160 Seiten.

Dann folgt mit besondern Seitenzahlen und Titel: Reys-Ghefchrift van de Navigatien der Portugaloysers in Orienten. &c. &c. Door Jan Huyghen van Linschoten. 't Amstelredam. Anno 1604. — 147 Folioseiten.

Auf dieses kömmt dann oben angeführte Beschreibung von Guinea rc. rc. welche gar keine Seitenzahlen hat, und den Beschluß macht das Register über das Itinerario und über die Reysgeschrift. — Folglich bildet dies zusammen Ein Werk, dessen drei einzelne Theile wahrscheinlich aber einzeln ausgege-

ben worden sind. *) Dies merkwürdige Werk ist in mehrere Sprachen übersezt worden und steht auch in de Bry's genannter Sammlung im IIten Theile.

(Stuck's Verzeichniß, Nro. 2705. — Meusel, Bibl. hist. Vol. II. P. I. p. 341.)

Was in diesem Linschotischen Werke von dem eigentlichen Guinea gesagt wird, ist sehr wenig und sehr unbedeutend.

Ich vermuthe, daß die im 2ten Theil des Stuck'schen Verzeichnisses Nro. 2647. angeführte:

Hughen (Jon.) Beschryvinge van de Custe van Guinea, Manicongo, Angola, Monomotapa. Amst. 1644. fol. —

nichts als eine neuere Auflage der hier angezeigten Linschotenschen Beschreibung ist. — Vielleicht verhält es sich eben so mit der Beschreibung von Guinea, welche der im J. 1665. erschienenen holländischen Uebersezzung der Geographie des Leo, des Afrikaners angehängt ist? **)

3) Barbot's Beschreibung von Guinea.

So wird im II. III. und IV. Bde der allg. Historie der Reisen ein Werk angeführt, das mir sonst ganz

*) Ich habe mich bei dieser Anzeige etwas lange aufgehalten, weil das Werk so selten geworden ist, daß Stuck und Meusel keine ächte Notiz von dem Originale desselben geben konnten.

**) Meusel, Biblioth. histor. Vol. II. P. II. p. 319. & Vol. III. P. I. p. 162.

unbekannt ist. *) Stuck sagt in seinem Verzeichnisse nichts weiter davon, und Meusel (Bibl. hist. Vol. III. P. I. p. 184.) gibt bloß folgende Nachricht von den geographischen Schriften der Barbot:

„In der Churchillschen Reisesammlung finden sich:

(1) Joh. Barbot's Beschreibung von Nord- und Süd-Guinea, und Nieder-Ethiopien, in sechs Büchern.

(2) Desselben Supplement zu der neuen Beschreibung von Guinea, in zwei Büchern.

(3) Jakob Barbot's des ältern, Bruders des erstern, Reise nach Neu-Kalabar.

(4) Joh. Barbot's Beschreibung von Nieder-Ethiopien, aus den beßten Schriftstellern gesammelt.

(5) Jakob Barbot's, des Jüngern, Sohns des ältern Jak. Barbot's, Reise nach Kongo." —

Alle diese Schriften findet man in den angezeigten Bänden der allgem. Hist. der R. abgekürzt. Daselbst wird gesagt, daß Johann Barbot im J. 1678. General-Agent der französisch-afrikanischen Kompagnie in diesen Gegenden war, und seine Beschreibung theils aus eigener Erfahrung aufgesezt, theils aus Andern, die er nicht nannte, zusammengetra-

*) Es ist doch sonderbar, daß man nirgends eine nähere Nachricht finden kann! Die Barbots waren doch Franzosen, folglich sollten die Originale ihrer Schriften französisch seyn. Ich habe vergebens alle mir bekannten Werke hierüber nachgeschlagen, und wünschte sehr, darüber belehrt zu werden.

gen hat. Jakob Barbot, der ältere war Theilhaber mit Londonschen Kaufleuten an Schiffen, die nach Guinea handelten, und reiste als Schiffsschreiber mit dahin. Der jüngere Jakob Barbot machte im J. 1700. eine Reise nach Kongo, und starb auf der Rükkehr zu Barbados. Seine Reisegeschichte ist aus dem Tagebuche des Obersteuermanns Joh. Casseneuve genommen und den Schriften der ältern Barbots beigefügt. — Mehr konnte ich von diesen Leuten und ihren geographischen Arbeiten nirgends vorfinden.

4) **Erich Tillemand's** Liden enfoldig beretning om det Landskap Guinea. 8 Kiobenhavn, 1697.

Ist mir nur dem Titel nach bekannt. (Meusel, Bibl. hist. Vol. III. P. I. p. 164.)

5) **Wilhelm Bosman's** Nawkeurige Beschryving van de Guinese Goud-Tand- en Slaven-Kust. 4 Utrecht — 1704. 4 Amsterd. 1719. m. K.

Französisch: 12. Utrecht, 1705. m. K.
Englisch: 8. London, 1705. auch 1721. m. K.
Deutsch: aus dem Französischen: 8. Hamburg, 1708.
Italienisch: auch aus dem Franz. 8. Venedig, 1752—54. III. Bde m. K.
Auszug: Im III. und IV. Bd. der allg. Hist. d. R.

Bosmann war holländischer Unterstatthalter in Guinea und Kommandant von El Mina; er lebte 13. Jahre in diesem Theile von Afrika, und lieferte uns eine Beschreibung desselben, die noch immer eine der beßten ist.

6) *James Houstoun*, M. D., some new and accurate observations geographical, natural et historical, containing a true et impartial Account of the situation, products et natural History of the Coast of Guinea etc. 12. London, 1725.

Ein unbedeutendes Werkchen, in welchem das Wichtigste das ist, was von dem englischen Handel und der schlechten Verwaltung desselben auf der Küste von Guinea gesagt wird. (Meusel, Bibl. hist. Vol. III. P. I. p. 168.)

7) *William Snelgrave's* New Account of some parts of Guinea aud the slave-trade. 8 London, 1727., und 8 1734.

Französisch von Mr. de Coulange, 12. Amsterd. 1735. mit einer Karte von D'Anville.

Auszug: in der allg. Hist. d. Reisen. IV. B.

Snellgrave beschreibt eigentlich nur die Sklavenküste und zwar vorzüglich das Königreich Fidah. Uebrigens handelt er sehr weitläufig von dem Sklavenhandel und erzählt seine merkwürdigen Schiksale.

8) L. F. Römer's Nachrichten von der Küste Guinea, mit einer Vorrede des D. Erich Pontoppidan. Aus dem Dänischen. 8 Kopenhagen und Leipz. 1769. m. K.

Römer war bis zum J. 1744. dänischer Oberkaufmann in Guinea, und theilte uns nach seiner Rükkunft schäzbare Nachrichten über dieses Land mit. Er gab zuerst ohne seinen Namen heraus: Die

Handlung verschiedener Völker auf der Küste von Guinea und in Westindien, wovon das Original im J. 1756. in 4. erschien. Endlich lieferte er im J. 1760. das hier genannte grössere Werk, welches folgende Kapitel enthält: I. Von der Küste Guinea überhaupt. II. Von der guineischen Handlung. III. Von der Religion der Negern. IV. Geschichte, Sitten und Lebensart der Negern. V. Von der Handlung der Dänen und ihren Niederlassungen in Guinea. — Das Ganze macht ein sehr schäzbares Werk aus. *)

Auch findet sich im III. und IV. Bande der allgemeinen Historie der Reisen eine sehr gute aus den beßten Schriftstellern gesammelte **Beschreibung von Guinea.**

In der Description de la Nigritie, par Mr. de P. **) findet sich ebenfalls eine brauchbare Beschreibung dieses Theils von Afrika.

Fran-

*) Es ist keine neue Auflage des ältern kleinern Werks von Römer, wie Hr. Hofr. Meusel (Bibl. hist. Vol. III. P. I. p. 174.) glaubt, sondern ein ganz eigenes, neues Werk, wie schon die Vergleichung des Innhalts zeigt. Den Innhalt des ältern und weit kleinern Werkchens — es hat nur 156. Seiten, und das hier genannte hat deren 304. — zeige ich weiter unten an.

**) Aus der im Hülfsmittelverzeichniß des vorigen Bandes angeführten Abhandlung des de la Lande ersehe

Francisci's (Erasmus) guineischer und amerikanischer Blumenbusch, 8 Nürnberg, 1669.

Ist eine eben so unbrauchbare, geschmaklose Kompilazion, als die übrigen Schriften dieses Verfassers alle sind.

(b) Abhandlungen über einzelne Gegenstände, und Nachrichten von einzelnen Theilen von Guinea.

1) Finch's Betrachtungen über die Küste von Sierra Leona — (vom J. 1607.)

In Purchas Pilgrims, T. I. und im III. Bd. der allg. Hist. d. R. (Wovon weiter unten).

2) Peter de Marees Beschryvinge van de Goud-Kust van Guinea rc. 4 Amsterd. 1650.

Ist mir nur dem Titel nach bekannt. (Meusel, Bibl. hist. Vol. III. P. I. p. 162.)

3) W. J. Müller's — die Afrikanische, auf der Guineischen Gold-Cust gelegene Landschaft *Fetu*, wahrhaftig und fleissig, aus achtjähriger Erfahrung rc. beschrieben. 8 Hamburg. 1673. — 8 Nürnberg, 1675. — 8 Hamb. 1676. m. K.

Von diesem brauchbaren, sorgfältig ausgearbeiteten Werkchen besizze ich die Nürnberger Ausgabe, welcher auch die Vorrede des D. u. P. N. Capel

---

ich, daß der Verfasser sich Pruneau de Pommegorge nennt.

vorgesezt ist, die nach Meusel (Bibl. hist. Vol. III. p. 163.) nur bei der lezten Hamburger Ausgabe sich befinden soll.

4) The english acquisitions in Guinea and East — India. 8 London, 1708.

Ein Werkchen, das ich nur dem Titel nach kenne, und das nicht von grosser Bedeutung zu seyn scheint. (Stuck's Verzeichniß, 2ter Thl. Nro. 3136.)

5) *G. Loyer* (Réligieux) Relation du Royaume d'Issyny, Côte d'or, Pays de Guinée en Afrique. 12. Paris. 1714. avec. fig.

Auszug. In der allg. Hist. d. R. IV. B. Ein getreuer, sehr brauchbarer Beitrag zur Kenntniß dieses Theils von Afrika.

6) Die Handlung verschiedener Völker auf der Küste von Guinea und in Westindien. Aus dem Dänischen. 8 Kopenhagen, 1758.

Der Verf. ist, wie oben gesagt, Römer. — Der Innhalt des Werkchens: 1. Von der Handlung der Holländer in Guinea. 2. Von der Handlung der Engländer — 3. Von der Handl. der Franzosen — 4. Von der Handl. der Dänen daselbst. 5. Von den Franzosen in Westindien. 6. Von den Engländern — 7. Von den Holländern daselbst. 8. Ueber die Verbesserung der dänischen Handlung. Anhang: Von den Produkten der dänisch-westindischen Inseln. (Ein brauchbares Werkchen!)

7) Rob. Norris, Beiträge zu einer genauern

Kenntniß des afrikanischen Königreichs Dahomy, in Guinea. Aus dem Engl. mit einer Karte. 8 Leipzig (Nürnberg) 1790.

Auch in den Sprengelschen Beiträgen und in Forsters Magazin.

Ein wichtiger Beitrag zur Erd- und Völkerkunde.

8) Schreiben eines holländischen Officiers aus dem Fort El Mina in Guinea —

In Cuhn's Sammlung merkw. Reisen in Afrika. I. Bd. — Ist sehr brauchbar.

(c) Reisebeschreibungen.

α) Nach Guinea überhaupt.

1) Thomas Windham's und Antonio's Anes Pinteado Reise nach Guinea und Benin, im Jahr 1553.

2) Joh. Lok's Reise nach Guinea, im J. 1554.

3) Willh. Towrson's drei Reisen nach Guinea, in den J. 1555. 1556 und 1557.

4) Willh. Rutter's Reise nach Guinea, im J. 1562.

5) Rob. Baker's Reise nach Guinea, im J. 1563.

6) David Carlet's Reise nach Guinea, im J. 1564.

Die englischen Originale aller dieser kurzen Tagebücher der ersten brittischen Seefahrten nach Guinea stehen im 2ten Theil des II. Bands von Rich. Hak-

luyt's wichtiger Sammlung von Reisebeschreibungen. (Principal Navigations, Voyages, traffiques and discoveries of the english Nation &c. Folio, London 1598—1600. III. Voll.) Etwas abgekürzt findet man sie alle der Reihe nach in dem ersten Bd. der allg. Historie der Reisen.

7) Joh. Hawkin's Reisen nach Guinea, in den J. 1564 und 1567.

Im III. Band der Hakluytschen Sammlung; sind blosse Handelsreisen von geringerer Bedeutung.

8) Mich. Hemmersam's guineische und westindianische Reisebeschreibung, von 1639. bis 1645. vermehrt durch C. L. Dietherrn. 8 Nürnberg, m. K.

Die erste Reise eines Deutschen nach Guinea; ist aber nicht von Bedeutung.

9) Relation et Voyages des côtes d'Afrique appellées Guinée, en 1666 et 1667. Avec la Description du Pays. Par Mr. *Nicolas Villault de Bellefond*. 12 Paris, 1669.

Englisch: 12. London 1670.
Auszug: Allg. Hist. der Reisen, III. Bd.
Eine der guten älteren Reisebeschreibungen, deren Verfasser sich als guten Beobachter und treuen Erzähler bewiesen hat. (Meusel, Bibl. hist. Vol. III. P. I. p. 162.)

10) Nouveau Voyage en Guinée, en 1669 et 1670. pour l'Etablissement du Commerce, par Mr. d'*Elbée*.

Steht in Relation de ce qui s'est passé dans les Isles de l'Amérique. Paris 1671. II. Voll. in 12. und im IV. Bd. der allgem. Hist. d. R. — D'Elbee gieng als Gesandter zu dem König von Ardrah, von dessen Land hier brauchbare Nachrichten gegeben werden.

11) Reise eines Ungenannten nach Guinea, in den J. 1670 und 1671. — Unter dem Titel: Nachricht von einer Reise an den afrikanischen Küsten —

Im Februarheft 1786. von Archenholz Litteratur- und Völkerkunde, und im XIV. Thl. der Auswahl kleiner Reisebeschreibungen. — Die Reisebeschreibung selbst ist kurz und von geringer Bedeutung.

12) **Otto Friedr. von der Gröben**, guineische Reise-Beschreibung. 4. Marienwerder, 1694. (Mit erbärmlichen Kupfern.)

Diese merkwürdige Reise ist der ersten Ausgabe der orientalischen Reisebeschreibung desselben Verfassers, mit besonderm Titel angehängt. Bei der abgekürzten neuen Ausgabe jener oriental. Reiseb. (8. Danzig, 1779.) ließ der Herausgeber diese interessante guineische Reise weg! — Gröben wurde im J. 1682. mit zwei brandenburgischen Schiffen von dem grossen Kurfürsten Friedrich Wilhelm nach Guinea geschikt, um daselbst eine brandenburgische Niederlassung zu gründen. (Man sehe auch: Des Grafen von Herzberg Abhandl. am 24. Jan. 1781. in der Akademie zu Berlin vorgelesen. Seite 19. der deutschen Uebers.)

13) **Thomas Phillips** Reise nach Guinea, in den J. 1693 und 1674.

Das englische Original steht in der Churchillschen Reisesammlung, im VI. B. Abgekürzt im IV. Bd. der Allgem. Hist. d. R. — Manch Gutes findet sich in dieser Reisebeschreibung, aber auch manch Schlechtes. (Meusel, l. c. p. 162.)

14) Voyage du Sieur *Montauban* en Guinée — hinten an: Relation des Voyages et des Découvertes que les Espagnols ont faits dans les Indes occidentales. 8 Amst. 1698. avec fig.

Ist mir nur dem Titel nach bekannt; scheint auch nicht von grossem Werthe zu seyn.

15) Voyage aux Côtes de Guinée et eu Amérique, par M. N*** 12. Amst. 1719. avec fig.

Ist für die Geographie von geringem Werthe. (Meusel, l. c. p. 167.)

16) *John Atkins* Voyage to Guinea, Brasil and the West-Indies. 8 London, 1723. — it. 8 London, 1735.

Auszug: Im III. Bd. der allgem. Hist. d. R. Der Verfasser machte diese Reise als Schiffswundarzt, und gab nachher diese Beschreibung davon heraus, die in seinem Vaterlande grossen Beifall fand; doch ist sie keine der vorzüglichsten. (Meusel, l. c.)

17) Voyage du Chevalier *des Marchais* en Guinée, isles voisines & à Cayenne, fait en 1725. 1726 et 1727. — 12. Paris, 1730. — 12 Amst. 1731. IV. Vol. avec Cartes et fig.

Auszug: Im IV. Bd. der allg. Hist. d. R.
Labat, der sich soviel Verdienst um die Geographie von Afrika erworben hat, ist auch Herausgeber von diesem Werke, dessen beide ersten Theile sehr schätzbare Nachrichten von Guinea enthalten.

18) *William Smith*, New Voyage to Guinea. 8 London, 1744. — 8 London, 1750. with Cuts.

Französisch: 12. Paris, 1751. II. Voll. avec fig.
Auszug: Im III. Bd. der allg. Hist. d. R.
Eine gute, brauchbare Reisebeschreibung, die aber wahrscheinlich noch weit besser ausgefallen wäre, wenn Smith sie selbst herausgegeben hätte. Sein Herausgeber mischte allerlei Fremdes hinein und ließ manch Gutes weg. (Meusel, l. c.)

19) *Joh. Rask*, En kort of handfaerdig Reisebeschrivelse til og fra Guinea. 8 Drantheim, 1754.

Scheint nicht von Bedeutung zu seyn. *)

20) **P. E. Isert's** Reise nach Guinea und den Caribäischen Inseln. In Briefen. 8 Koppenhagen, 1788. m. K. (Ein Nachdruk ist zu Nürnberg erschienen.)

Isert war drei Jahre von 1783. bis 1787. als dänischer Arzt in Guinea, und liefert uns in seiner Reisebeschreibung treffliche Nachrichten von einem Theil dieser Küste, die er bereiset hat.

*) Ich besizze diese Reisebeschreibung noch nicht; ich hoffe sie aber noch zu rechter Zeit zu erhalten.

β) Reisen in einzelne Theile der Küste von Guinea.

(α) Nach Sierra Leona.

1) **Petro de Cintra**, portug. Schifkapitän's Entdekkungsreise von Kadamosto beschrieben.

Es war die erste Reise nach Sierra-Leona. Im II. B. d. W. S. 255. u. ff.

2) **Joh. Matthews's** Reise nach Sierra Leona, rc. rc. rc. in Briefen geschrieben in den J. 1785. 1786 und 1787. Aus dem Engl. (Mit guten Anmerkungen des Uebersezzers) 8 Leipzig, 1789.

Auszug: In den Sprengelschen Beiträgen. Ein treffliches, sehr brauchbares Werkchen.

(β) Nach Fetu.

3) **Joh. Jac. Zureichs** Reise nach Fetu — in der kleinen Sammlung: Vier löblicher Stadt Zürich verbürgerter Reisebeschreibung. 8 Zürich, 1678.

Ist ziemlich unbedeutend.

(γ) Nach Benin.

4) *James Welsh*'s two Voyages to Benin, 1588. et 1590.

5) *Ant. Ingram*'s Relation concerning a Voyage to Benin, 1588.

Beide stehen im 2ten Theil des II. Bands der Hakluytschen Sammlung, und im I. Bd. der allgem. Hist. d. R.

(δ) Nach Kalabar.

6) **Barbot's und Grazilhier's Reise nach Neukalabar** ꝛc. 1699.

Wovon oben. — Im IV. Bd. der allg. Hist. d. R.

(d) Schriften über Guinea, welche den Sklavenhandel betreffen, oder mit besonderer Rüksicht auf diesen geschrieben sind:

1) *A ſhort Account of that Part of Africa inhabited by the Negroes.* gr. 8 Philadelphia et London, 1768.

Eine treffliche Schrift gegen den Negerhandel, zur reifen Untersuchung dieses wichtigen Gegenstandes sehr brauchbar.

2) *Anton Benezet, Some hiſtorical Account of Guinea, its ſituation produce and the general diſpoſition of its inhabitants etc. Alſo a recapitulation of the ſentiments of ſeveral Authors, particularly of a Treatiſe written by Granville Sharpe.* 8 Philadelphia, 1771. — 8. London, 1772.

Zu gleichem Zwek geschrieben, wie vorgenannte, und eben so lesenswerth.

3) S. Hollingworth's Abhandlung von den Sitten, der Regierungsart und dem Geist der Völker von Afrika, nebst dessen Anmerkungen über die Abschaffung des Sklavenhandels. (Aus dem Engl. v. **Walterstern**) 8 Halle, 1789.

Die Abhandlung über die Negern ist sehr oberflächlich.

4) Mehrere kleine Schriften über den Negerhandel in den Sprengel- und Forsterschen Beiträgen zur Völker- und Länderkunde — als:

(1) Ramsay über die Behandlung der Negersklaven in Westindien. (Im V. Thl.)

(2) Nickols und Newton über die Behandlung der Negersklaven und über den Negerhandel. (Im IX. Thl.)

(3) Alex. Falconbridge's Nachricht vom Negerhandel, nebst einer kurzen Nachricht desjenigen Theils von Afrika, woher die Sklaven geholt werden.

(4) Clarkson, über die nachtheiligen Folgen des Sklavenhandels. (Beide im XII. Thl.)

(5) Baldwin über den Negerhandel in Egypten. (Im VII. Bd. der neuen Beiträge.)

(d) Karten von Guinea.

(Die beßten General-Karten von Afrika sind schon im III. B. d. W. S. 18. angeführt worden.)

α) Einzelne Karten von Guinea.

Hier verdient — ausser den seltneren und theureren französischen und englischen Karten — besonders genannt zu werden:

Die Hasische Karte von Guinea, 1743. bei den Homannischen Erben. Ein Blatt.

Diese brauchbare Karte stellt nicht nur Guinea (Oberguinea) sondern auch Senegambien und das innere Nigrizien dar. Die Küste von Guinea ist

ziemlich gut und richtig gezeichnet. Senegambien ist aber ganz verzeichnet, und von dem innern Nigrizien konnte diese Karte noch wenig enthalten. Guinea ist nach guten Nachrichten und Karten entworfen; doch ist seither die Erdkunde ansehnlich bereichert worden.

β) Karten von Guinea überhaupt, und seinen einzelnen Theilen; Plane und Prospekte

findet man in vielen der genannten geographischen Werke und Reisebeschreibungen.

Vorzüglich enthält:

1) **Die allgemeine Historie der Reisen** — im III. und IV. Bande einen sehr schäzbaren Vorrath von Spezialkarten und Grundrissen. (Von den beßten Meistern.)

2) **Römer's** Nachrichten von Guinea haben auch eine ziemlich gute Karte von der guineischen Küste.

3) **Norris** Beiträge ꝛc. sind mit einer sehr brauchbaren Spezialkarte vou der Sklavenküste nebst Benin versehen.

4) Die Reisen des R. **Des Marchais** sind auch mit Karten (Meist von d'Anville) und Kupfern geziert; die wichtigsten derselben findet man in der allgem. Hist. der Reisen.

3) Die Karte von Sierra=Leona im I. B. von **Demanet** ist höchst elend.

Bei meiner diesem Bande beigefügten Karte von Guinea habe ich so weit es nöthig und rathsam war, die d'Anvillesche Karte *) zum Grund gelegt, und besonders auch die Spezialkarten in den angeführten Werken benůzt, um sie so viel möglich richtig, genau, vollständig zu machen.

*) Im ersten Band von Des Marchais Reisen; diese ist es hauptsächlich, nach welcher die obenerwähnte Hasische Karte gestochen worden.

Uebersicht
der
ganzen Küste von Guinea.

Zur Vorbereitung.

Den ganzen, grossen, über 400 deutsche Meilen langen Küstenstrich von West-Afrika, der in einer weiten Krümmung zwischen dem **Kap Vergas** 9° 30′ N. Br. und dem Kap Lobo Gonsalvo 1° S. Br. liegt, benennt man gewöhnlich mit dem unbestimmten Namen **Guinea**. — Ein Name der nur den Europäern bekannt ist, denn die Ureinwohner desselben, die Negern, wissen keine allgemeine Benennung für einen so weiten Landstrich, dazu ist ihre Erdkunde noch zu gering, und dieser Name hat wahrscheinlich seinen Ursprung einer sogenannten Landschaft **Genehoa** zu danken, die nach den älteren Geographen auf der Nordseite des Senegals liegen sollte. *)

*) Man sehe die Karte: Nigritarum Regio in Dapper's Afrika, auf welcher sogar auch eine Stadt Genehoa

Die ersten portugiesischen Entdekker dieser Küste nannten dann den ganzen weiten Landstrich, in Ermangelung eines andern gemeinschaftlichen Namens, **Guinea**, so daß sie ihn allen Küstenländern, die von Negern bewohnt sind, bis zum Kafferlande in Südafrika hinab, freigebig ertheilten. Daher wurde dann der oben bestimmte Küstenstrich bis zum Kap Lobo Gonsalvo **Ober-Guinea**, und die sämtlichen Küstenländer von besagtem Kap bis zum Kap Negro oder schwarzen Vorgebirge (16° S. Br.) **Unter-** oder **Nieder-Guinea** genannt.

Die älteren Erdbeschreiber (seit 1500) gaben diesen Ländern die Namen **Vorder-Ethiopien, Land der Schwarzen, Königreich Guinea**, u. s. w. Die alten Geographen — vor der grossen Entdekkungs-Epoche — kannten diesen Theil von Afrika gar nicht, ob es gleich erwiesen ist, daß die phönizischen Seefahrer bis dahin gekommen waren*); auch den Arabern war er unbekannt, ob

---

am Senegal gezeichnet ist. (Man sehe auch II. Bd. d. W. S. 267.) — Auf der Münsterschen Erdkarte in der Reisesammlung: Novus Orbis &c. (Fol. Basil. 1537.) betitelt, steht eine Landschaft Ginega südwärts der Gambia.

*) Wovon im I. Bd. d. W. S. 86. u. ff. Zu den daselbst angeführten Schriftstellern können noch hinzu gesezt werden: Sprengel's Geschichte der wichtigsten geographischen Entdekkungen ꝛc. zweite, sehr vermehrte

sie gleich im Mittelalter sehr weit in diesem Erdtheile besonders auf der Ostküste desselben vorgedrungen waren. *) —

Jenes **Ober = Guinea** oder das **eigentliche Guinea im weitern Verstande** — wir müssen uns noch immer mit sehr unbestimmten Namen behelfen — ist nun derjenige Theil von Afrika, welcher den dritten Abschnitt der ersten Abtheilung dieses Werks einnehmen muß. Da aber dieses Land so groß ist, so müssen wir die Reisen dahin und die Beschreibungen desselben in einige bequemere Unterabtheilungen zertheilen. Vorher muß eine allgemeine geographische Uebersicht zu besserm Verständniß gehen, und diese theile ich in folgender Skizze mit.

Guinea, das eigentliche Guinea im weitern Verstande, Ober = Guinea, oder derjenige Theil von Westafrika, der zwischen dem Kap Vergas, wo sich Unter=Senegambien endigt, und dem Kap Lobo Gonsalvo liegt, besteht aus einer Menge kleiner und grosser durchaus von Negern bewohnter Länder, die man nach der Benennung der Schiffer in gewisse willkürliche Unterabtheilungen gebracht hat, und diese Unterabtheilungen werden

---

Auflage, 8 Halle, 1792. — und Berghaus, Geschichte der Schiffahrtskunde, I. Bd. gr. 8. Lpz. 1792.

*) M. s. besonders auch Sprengel's hier angeführtes Werk, u. A.

nach den Küsten benennt, weil man von dem ganzen Lande nicht viel mehr, als die Küsten kennt, wo sich auch die Europäer niedergelassen haben.

Diese Unterabtheilungen sind: I. Die Küste von Sierra-Leona. II. Die Küste von Guinea im engern Verstande, und III. Die Küste von Benin und Biafara.

Wir wollen ihre einzelnen Theile kurz überblikken.

I. Die Küste von Sierra Leona.

Diese begreift den ganzen Küstenstrich vom Kap Vergas (9° 30'. N. Br.) bis zum Kap St. Anna oder zur Scherbro-Brucht. (7° 15'. N. Br.) Eine Landstrekke von etwa 50 Meilen die noch sehr wenig bekannt ist. Sie hat den Namen von dem Löwengebirge (portugiesisch: Sierra leona) von welchem auch der Fluß dieses Namens benannt worden ist. Die französischen Geographen rechnen diesen ganzen Küstenstrich noch zu Senegambien *) — Andre machen eine ganz eigene Abtheilung daraus — wieder Andre zählen ihn zur guineischen Pfefferküste **) — und wir wollen

*) Labat, Demanet, u. s. w. dies kömmt daher, weil der Sierraleonafluß die Gränze des Handelsgebiets der franz. Senegalkompagnie war.

**) Wie Gatterer in seinem Abriß, und Andere.

wollen ihn als eine besondere Abtheilung von Guinea im weitern Verstande rechnen, da es doch noch keinem Seefahrer beigefallen ist, weder der Küste von Senegambien noch der Pfefferküste eine so weite Ausdehnung zu geben, daß sie auch, die eine oder die andere, noch die Küste von Sierra Leona — die von den Schiffern und Kaufleuten genau unterschieden wird — mit unter sich begriffe.

Matthews *), welcher auch das St. Annenkap als südliche Gränze der Sierra Leona-Küste annimmt, macht zwar den Fluß Nunnez zur nördlichen Gränze desselben; da wir aber das Kap Vergas zur südlichen Gränze von Senegambien angenommen haben, (es verschlägt im Grunde gar nichts) so müssen wir auch von da an die Küste von Sierra Leona rechnen und beschreiben. Sie stößt also nordwärts an Senegambien, südwärts an die guineische Pfefferküste, ostwärts an ganz unbekannte Negerländer und westwärts wird sie von dem atlantischen Meere bespült. Ihre ganze Länge von Norden nach Süden beträgt etwa 50 deutsche Meilen.

Einzelne Theile derselben sind:

a) Küstenländer — (Nach Matthews)

1) Das Land südwärts von dem Kap Vergas, am

*) In seiner Reise nach Sierra-Leona. Deutsche Uebersezzung, S. 7.

Rio Pongeos *), von Susiern **) bewohnt.

2) Das Land am Küstenflusse Dambia, von Rubah-Bagoern bewohnt.

3) Das Land am Daniaflusse — auch von Bagoern bewohnt.

4) Die Inseln Tamara, auch Gözzeninseln (dos idolos, daher von den Engländern korrumpirt Inseln de Loß) genannt — vor der Mündung des Gözzenflusses, westwärrts von der Spizze Tomba. Ihrer sind sieben, auf einer derselben ist eine brittische Faktorei.

5) Das Land von Tomba bis zur Spizze Matakong ist von Susiern bewohnt.

6) Das Land von Matakong bis zu den Skarzieflüssen haben die Mandingoer inne.

7) Das Land am Sierraleonaflusse (Löwenbergflusse) ist sehr schön. In diesem Flusse liegt die von den Britten besezte Insel Bance oder Bense.

*) Auf meinen Karten Rio Pogone.

**) Adanson sagt, die Mandingoer nennen sich Soseer. Matthews unterscheidet aber geflissentlich die Susier von den Mandingoern. Auf der Hasischen Karte von Guinea finde ich im innern Senegambien angemerkt: Mandingoer mit Susiern vermischt. — Dies möchte zur Lösung des Räthsels etwas beitragen.

8) Die Bananas-Insel und das Land an der Bucht von St. Anna weiter südwärts von dem Sierraleona.

9) Die Scherbrobucht mit mehreren Inseln, am Kap St. Anna, wo Bullamer wohnen.

Die Insel York, mit einem Forte ist brittisch.

b) Innere Länder — noch sehr wenig bekannt — wir kennen nur, und kaum dem Namen nach —

1) Das Königreich Mitombo, weiter ostwärts am Sierraleonaflusse, der daher auch den Namen Mitombo trägt.

2) Das Königreich Burra südwestlicher.

II. Die Küste Guinea, im engern Verstande

erstrekt sich vom Kap St. Anna (7° 15'. N. Br. und 6° L.) oder der Scherbrobucht, bis zur Mündung des Flusses Benin (6° 30'. N. Br. und 22° 15'. L.) in einer Länge von ungefähr 300 deutschen Meilen.

Hier zieht sich die Küste ostwärts und bildet den grossen Meerbusen von Guinea.

Die Küste von Guinea im engern Verstande wird wieder in die Pfeffer- Elfenbein- Gold- und Sklavenküste eingetheilt.

1. Die Pfeffer- oder Körnerküste — Malaghetta — Greyn-Cost —

erstrekt sich vom Kap St. Anna, oder von dem Scherbroflusse bis zum Palmenkap; (4° 15′. N. Br. und 11° 30. L.) eine Strekke von 100. Meilen.

Die Reisebeschreiber nennen uns folgende einzelnen Länder dieser Küste:

1) Karabodu Monu — im Innern.
2) Galwei, ebenfalls.
3) Guiliga, an der Küste, am Hünerflusse (das Galinhas.)
4) Quosha, am Kap Monte.
5) Das Königreich Monu.
6) Gebbe Monu, am Kap Mesurado.
7) Folsha, oder Karu Monu, auch auf der Küste.
8) Guabo Monu, am Fluß Sestos.
9) Das Königreich Sanguin, ebendaselbst.

2. Die Zahn- oder Elfenbeinküste — Tand-Cost —

vom Palmenkap bis zum Dreispizzenkap (de tres Puntas) — unter 4° 30′. N. Br. und 16° 10′. L. Ein Küstenstrich von etwa 80 Meilen. Andre

rechnen nur von Geowa bis zum Küstenflusse Rio Sweiro da Kosta.

Einzelne Theile:

1) Die Elfenbeinküste im engern Verstande.

2) Die Küste der bösen Leute — Malegentes.

3) Die Küste Quaqua oder der guten Leute, wo

das Königreich Adow.

4) Die Landschaft Issini.

5) Die Landschaft Axim, wo

Friedrichsburg, eine holländische Vestung.

6) Das Königreich Dinkira, im Innern.

7) Die Republik Abakrow.

8) Die Republik Adom.

9) Die Landschaft Wassa, im Innern.

10) Die Landschaft Manpa.

3. Die Goldküste — Goud-Kost.

Vom Kap der drei Spizzen bis zum Voltaflusse oder Kap Montego (6° N. Br. und 19° 45'. L.) ein Küstenstrich von etwa 50. Meilen.

Einzelne Theile desselben:

a) Küstenländer:

1) Zante, wo

(1) Sukonda, brittisches Fort.

(2) Butteroe, holländ. Niederlassung.

2) Kommano, wo

Kommendo, eine Negerstadt.

3) Fetu, wo

(1) St. Georg della Mina, oder schlechtweg Elmina, holländischer Hauptort auf der Küste von Guinea.

(2) Kap Korse, brittischer Hauptplaz.

4) Sabu, wo

Nassau, holländ. Fort.

5) Fantin, wo

(1) Kormantin, Stadt, nebst dem holländ. Fort Amsterdam.

(2) Annamabo, brittisches Fort.

6) Akron.

7) Agonna.

8) Akra, wo folgende europäische Niederlassungen:

(1) Fort James (Jakobsfort) brittisch.

(2) Crevecöur, holländisch.

(3) Christiansburg, dänischer Hauptplaz.

9) Ningo.

10) Ladingkur.

b) Innere Länder.

1) Assiante.
2) Akanni.
3) Aquambo.

4. Die Sklavenküste.

Vom Voltaflusse bis zum Flusse Benin, oder Rio Formoso. Eine Strekke von ungefähr 80. Meilen.

Anm. Die älteren Seefahrer nannten nur den westlichen Theil der hier angegebenen Strekke die Sklavenküste — Andre wollen auch die Küste Benin bis zum Kap Lopo Gonsalvo dazu ziehen. *)

An dieser Küste bildet das Meer einen weiten Busen und viele nur durch schmale Kanäle vom vesten Lande getrennte Inseln.

Einzelne Theile dieser Landstrekke:

a) Küstenländer:

1) Koto oder Lampe.
2) Popo.
3) Fidah, Whidah oder Schudah, wo Fort Francois, eine französ. Vestung.

---

*) Wie Gatterer — Dies ist aber gegen den Gebrauch der Seeleute.

4) Ardrah.

5) Lagos.

6) Jabu oder Schabo.

b) Innere Länder.

1) Dahome oder Dahomy, ein mächtiges Königreich.

Abomey, Hauptstadt.

2) Das Land der Maheer oder Mahejer, westwärts von vorigem.

3) Das Land der Ajoer oder Ejuer, ostwärts von Dahome.

III. Die Küste Benin und Biafara.

Mit diesem sehr uneigentlichen Namen benennt man den wenig bekannten Küstenstrich vom Beninflusse bis zum Kap Lopo Gonsalvo. Eine Landstrekke von etwa 180. Meilen.

Hier zieht sich das Land wieder südwärts, nachdem es einen Halbzirkel gebildet hat.

Einzelne Theile desselben:

a) Küstenländer:

1) Das Königreich Benin, mit der Hauptstadt gleiches Namens.

2) Das Reich Warih, Awery oder Oery.

mit gleichnamiger Hauptstadt am Flusse dos Forcados.

3) Das Land Kalabar.

4) Das Land der Kalbongoer.

5) Das grosse Königreich Biafara.

6) Das Land Majumbo.

7) Das Land Gabon.

b) Innere Länder — von welchen wir nur folgende Namen wissen:

1) Das Reich Muschako.

2) Das Land Schankala.

3) Sendero.

4) Matschida.

5) Marakato.

So viel zur vorläufigen Uebersicht der einzelnen Theile dieses Küstenstrichs.

Was die natürliche Beschaffenheit desselben betrift, so müssen wir hier nur das anmerken:

Guinea liegt in dem heissen Erdgürtel und hat daher ein sehr heisses nnd dabei zum Theil gesundes, zum Theil ungesundes Klima. Der schädliche Wind Harmattan genannt, weht gewöhn-

lich vom Dezember bis zum März längs dieser Küste.*)

Der Boden ist sehr verschieden, theils sandig, theils sumpfig; theils fruchtbar, theils dürre; im Ganzen aber mehr fruchtbar, als unfruchtbar. Die Küste ist meist niedrig und eben, nur hie und da strekken sich Arme der innländischen Gebirge gegen die Küste hin, wo sie dann Vorgebirge bilden.

Dieser meist fruchtbare, ebene Boden bringt eine Menge kostbarer, herrlicher Produkte in reichem Ueberflusse hervor; aber er wird noch zu wenig angebaut. Auch fehlt es diesen Ländern nicht an zahmen und wilden Thieren aller Art. Das geschäzteste Produkt von ganz Guinea ist aber das Gold, welches besonders in den inneren Gegenden in ungeheurer Menge gewonnen wird.

Die Bewohner dieser Länder sind alle Negern — doch von vielen unter sich verschiedenen Völkerschaften, die aus Mangel an guten und genauen Nachrichten noch nicht klassifizirt werden können. — Sie sind in Sprache, Sitten und Meinung sehr von einander verschieden. Rohe und sanfte, grausame, boshafte und gutartige Völkerschaften, Negernazionen die zu der Klasse stumpfsinniger

---

*) Nach Matthews. — Wir werden in der Folge noch mehr Gelegenheit haben, von diesem Winde zu sprechen.

Barbaren und andre die zu kultivirteren Völkern gezählt werden dürfen, wohnen hier vermischt. Im Durchschnitte gilt hier das, was vormals schon von den Negern überhaupt gesagt worden ist*). — In Betreff der Religion sind die guineischen Negern beinahe alle Fetischenverehrer, doch von verschiedener Art.

Das Land selbst, das wir mit dem allgemeinen Namen Guinea belegen ist noch sehr wenig bekannt, obgleich die Europäer schon seit 300 Jahren **) einen sehr einträglichen, sehr ausgebreiteten Handel dahin treiben — denn es liefert ihnen drei sehr geschäzte Artikel: Gold, Elfenbein und Negersklaven in Menge — und obgleich fünf verschiedene europäische Nazionen, Portugiesen, Franzosen, Britten, Holländer und Dänen bevestigte Niederlassungen in diesem Lande besizzen, so wissen wir doch von den inneren Theilen desselben beinahe gar nichts; nur die Küste kennen wir, und auch diese unsre Kenntniß ist noch sehr mangelhaft.

Diese Küste ist jezt der Haupt-Sklavenmarkt — ihr flaches Ufer, ihre bequemen Ankerplässe, das ruhige Meer und die regelmässigen Winde, die hier wehen, lokken die Handelsschiffe aller Na-

*) Im VI. B. dieses Werks.

**) Die Geschichte der Entdekkung von Guinea durch die Portugiesen, und der ersten Niederlassungen derselben ist schon im II. B. d. W. erzählt worden.

zionen dahin; aber nur diejenigen Theile derselben sind uns genauer bekannt, die jene Vortheile mit einem Ueberflusse geschäzter Waaren verbinden, und folglich am meisten besucht werden.

Wir wollen jezt die vorhandenen Nachrichten von diesen Ländern alle sammeln und nach der bisherigen Ordnung in drei Abtheilungen zusammenreihen.

Reisen nach Guinea.

Erste Unterabtheilung.

Reisen nach Sierraleona, und Beschreibung dieser Küste.

Von der Küste von Sierraleona besizzen wir nur wenig Nachrichten. Zwar landen viele Guineafahrer an derselben, manche Schiffe laufen in den grossen Sierraleonafluß ein, und die Britten haben selbst einige kleine Niederlassungen an dieser Küste; aber noch fehlt es uns gar sehr an einer ausführlichen, genauen Schilderung derselben, besonders des innern Landes und seiner Bewohner — und noch hat kein aufmerksamer, mit den nöthigen Kenntnissen ausgerüsteter Reisender diese Gegenden durchwandert.

Die älteren, sehr dürftigen Nachrichten, die wir von diesem Küstenstriche besizzen, bestehen aus kurzen Bemerkungen, die wir in den Tagebüchern solcher Reisebeschreiber finden, die nur im Vorbeifahren nach einem andern Ziel ihrer Reise hier, wie es alljährlich oft geschieht, anländeten, oder sich doch nur eine kurze Zeit daselbst aufhielten, weil es nicht der Ort ihrer Bestimmung war.

Die beßten und ausführlichsten Bemerkungen solcher Reisebeschreiber über Sierraleona sind:

1) Die kurze Nachricht, welche **Willhelm Finch**, ein englischer Kaufmann, uns mittheilte.

Er war im Jahre 1607 auf seiner Reise nach Ostindien dahin gekommen.

2) Der kurze Bericht, den man in der guineischen Reisebeschreibung des **Villault de Bellefond** (v. J. 1666.) findet.

3) Die Beschreibung des **Barbot**, der im J. 1678. zu Sierraleona war.

4) Die Erzählung des **Atkins** in seiner Reisebeschreibung von Guinea.

5) Die skizzirte Schilderung des **P. Labat** oder vielmehr des Ritters **des Marchais** — im I. B. der von ersterm herausgegebenen Reisebeschreibung dieses leztern. *)

Diese Nachrichten von Sierraleona findet man abgekürzt beisammen im III. B. der allgemeinen Historie der Reisen, Seite 248. bis 281. Sie sind alle theils sehr mager, theils verwirrt, theils betreffen sie nur einen kleinen Theil der ganzen Küste. Sie enthalten auch keine eigentliche Reisegeschichte, sondern nur Reisebemerkungen.

6) Hauptmann **Willhelm Snelgrave's** Reise nach Sierraleona (in seinem oben angeführten Werke über Guinea) enthält blos die Erzählung seiner Abentheuer unter den Seeräubern (im J. 1718.) — eine Erzählung, die so interessant ist, daß ein kurzer Auszug aus derselben in dieser

Abthei-

*) Page 46 et suiv. Edition d'Amsterdam.

Abtheilung eine Stelle verdient, ob sie gleich nichts für die Länderkunde enthält.

7) Die Reise des brittischen Ingenieur's **Willhelm Smith** nach Guinea enthält einige Nachrichten von Sierraleona, die auch hier aufgenommen zu werden verdienen; doch noch weit mehr Werth haben seine Karten und Plane von Sierraleona. Er wurde nämlich im J. 1726. von der englisch-afrikanischen Handelsgesellschaft nach Guinea geschikt, um die Plane von ihren dortigen Vestungen aufzunehmen. Nach seiner Rükkunft gab er seine Zeichnungen auf 30 Kupferplatten in folio, mit kurzen Anmerkungen heraus. Die zu Sierraleona gehörigen Kupfer sind: 1) Karte der Küste und des Flusses von Sierraleona. 2) Nordwestaussicht der Insel Bense. 3) Plan derselben und 4) Karte des Flusses Scherbro. — Diese und noch mehrere von den übrigen zu Senegambien und Guinea gehörigen Zeichnungen sind auch in die allgemeine Historie der Reisen aufgenommen worden. — Smith's interessante Reisebeschreibung kam erst nach seinem Tode heraus, entstellt durch unnüzze Zusäzze des Herausgebers, der die schönen Smithschen Zeichnungen nicht einmal gekannt zu haben scheint; denn er benüzte sie nicht zu derselben, sondern that ein Paar schlechte fremde Zeichnungen von Naturalien hinzu *). —

*) Allg. Hist. d. R. III. B. S. 505.

So viel von den älteren Reisebeschreibern, die uns bemerkenswerthe Nachrichten von Sierraleona mitgetheilt haben. — Der Reisebeschreiber, welche diese Küste im Vorbeigehen berührten, gibt es übrigens noch viele. —

Der neueste und zwar der einzige neue Beschreiber dieser Küste ist der brittische Schiffs-Lieutenant **Johann Matthews**, der uns mit einer **Reise nach Sierraleona** (wovon oben) beschenkt hat, die in Briefen an einen Freund geschrieben, und keine eigentliche **Reisegeschichte** ist, dafür aber die beßten und genauesten Nachrichten von der Küste von Sierraleona, von ihrer natürlichen Beschaffenheit und von ihren Einwohnern enthält. Schade ist es daß auch diese Nachrichten, ob sie gleich die ausführlichsten sind, die wir haben, doch noch sehr mangelhaft und unvollständig sind; denn sie betreffen nur die Küste — von den innern Gegenden schweigt **Matthews** ganz — und von dieser Küste nur den kleinen Theil, welcher von ihm besucht ward. Ja er sagt uns nicht einmal, **wo** er in Sierraleona wohnte, ob auf der brittischen Insel **Loß** oder auf der Insel **Bense** *) — woran uns doch gelegen ist — seine Briefe sind bloß datirt: **Sierraleona** — und im ersten Briefe sagt er seinem Freunde, er habe in dem lezten eng-

*) Aus seinen meteorologischen Beobachtungen (S. 25. u. ff.) scheint zu erhellen, daß er auf lezterer lebte.

lisch-amerikanischen Kriege als Lieutenant in Westindien gedient, und sich, zu seinem Fortkommen, am Ende desselben gezwungen gesehen, mit Kaufleuten, die nach der Küste von Afrika handeln, in Verbindung zu treten; er gieng demnach als Agent dieser Handlungsgesellschaft nach Sierraleona, wo er vom September 1785 bis 1787 blieb. Er war also Kaufmann und zwar Sklavenhändler, weßwegen er auch den Negerhandel in einigen Briefen sehr eifrig und mit vielen Scheingründen vertheidigt *). — Aller Mangelhaftigkeit und Unvollständigkeit ungeachtet bleibt dies Werkchen von **Matthews** dennoch das Beßte, was wir über Sierraleona haben.

Ferner gehören auch noch einige kleine Schriften hieher, welche das neue brittische Etablissement auf der Küste von Sierraleona betreffen, nämlich:

(1) Eine kurze Anzeige betitelt: Free english Territory. 8 London 1790. 13 Seiten ꝛc.

(2) **Granville Sharp's** Brief über die erwähnte neue Niederlassung. (In Zimmermann's Annalen der Geographie und Statistik 1791. II. Band. S. 33. u. ff.)

(3) A ſhort Sketch of temporary Regula-

*) Am Schlusse dieses Abschnitts von Guinea werde ich eine Abhandlung über den Negerhandel liefern, in welcher auch der Gründe des Lieut. **Matthews** gedacht werden soll.

tions for the intended Settlement on the Grain-coast of Africa near Sierra-leona. 8 London, 1788.

Von diesen kleinen Schriften, ob sie gleich sehr wenig Geographisches enthalten, und von dieser neuen Niederlassung auf der Küste von Sierra-Leona soll auch in gegenwärtiger Abtheilung das Nöthigste und Interessanteste mitgetheilt werden.

Wir eilen jezt zu der Beschreibung dieses Landes und zu der Geschichte einiger dahin unternommenen Reisen.

I.

Allgemeine Beschreibung der Küste von Sierra = Leona.

Die Küste von Sierraleona ist um's Jahr 1461 oder 1462 von dem portugiesischen Schiffshauptmann **Pedro de Cintra** entdekt worden, welcher dem hohen Gebirge hinter dem **Kap Ledo** (dem lustigen, anmuthigen Vorgebirge, an der Mündung des Sierraleonaflusses) den Namen Sierra leona (Löwengebirg) gab, weil er ein starkes Gebrüll von demselben her erschallen hörte *).

Davon hat nachher der grosse Fluß der sich an diesem Gebirge in das Meer ergießt und die ganze Küste den Namen **Sierraleona** bekommen.

Matthews beschreibt uns diese Küste auf folgende Art **):

Das **Kap Vergas** (von wo, nach unsrer Eintheilung die Küste Sierraleona anfängt) ist eine

---

*) Im II. B. d. W.

**) Schade, daß uns der deutsche Uebersezzer die Karte dieses Reisebeschreibers vorenthielt! Sie wäre gewiß nicht überflüssig gewesen. Ich habe leider auch das engl. Original nicht bei der Hand und muß mich mit der deutschen Uebersezzung behelfen.

niedrige in die See hinauslaufende Landspizze. Von dieser bis zu dem Flusse **Rio Pongeos** sind 5 Meilen. Die Küste besteht aus einer Menge kleiner Inseln, welche die Kara-Inseln genannt werden. Die Einwohner sind **Nalloer** und **Bagoer**, welche fleissig Reiß bauen, Salz machen und allerlei Zeuge verfertigen; sie legen sich auch stark auf die Fischerei, ziehen viel Geflügel und handeln mit Elfenbein.

Der **Rio Pongeos** ist einer der wichtigsten Flüsse für den Handel auf dieser Küste. Er theilt sich in mehrere Arme, an welchen weisse und schwarze Kaufleute wohnen. Auch handeln die Mandingoer von der Gambia dahin, und bringen Sklaven und Elefantenzähne, ferner grosse Heerden von Rindvieh, Schafen und Ziegen, womit in die benachbarten Gegenden ein beträchtlicher Handel getrieben wird.

Die Eingebohrnen sind unsprünglich **Susier** und bauen viel Reiß, auch verfertigen sie eine Art geringer baumwollener Zeuge und Matten, und machen Salz. Die Vornehmern dieses Volks nennen sich **Portugiesen**, und wollen für Abkömmlinge der ehmaligen portugiesischen Kolonisten gelten, obgleich keine Spur europäischer Abkunft an ihnen zu bemerken ist; es ist ihnen aber genug, einmal einen Weissen in ihrer Familie gehabt zu haben, um sich diesen Namen anzumassen. Sie bekennen sich zur katholischen Religion, und alle

Jahr ein oder zweimal besucht sie ein Priester von der portugiesischen Niederlassung zu **Bissao** *), der ihre Kinder tauft, ihre Beichte hört, die er ihnen vorsagt, und ihnen das Abendmal reicht. Allein auch die kultivirtesten unter ihnen sind bloß dem Namen nach Kristen; denn ihre ganze Religion besteht im Paternoster= und Avemariabeten, und daß sie einen grossen Rossenkranz mit einem Kruzifix um den Hals tragen. In allem Uebrigen unterscheiden sie sich gar nicht von ihren heidnischen Landsleuten, ausser daß sie dieselben an Treulosigkeit und Rachgierde noch übertreffen.

Vom **Rio Pongeos** bis zum Flusse **Dembia** sind ungefähr 6 Meilen. In dieser Gegend wird ebenfalls ein starker Handel getrieben. — Die Einwohner werden zur Unterscheidung von den andern Bagoern **Kubeh=Bagoern** genannt.

Von dem **Dembia** bis zu dem **Daniaflusse** sind 6—7 Meilen. Die Einwohner sind auch **Bagoer**, die sich sehr fleissig mit Reißbau, Fischfang, Salzmachen und mit der Verfertigung grober Zeuge beschäftigen. Gegenwärtig wird wenig Handel daselbst getrieben.

Von dem **Daniaflusse** bis zu der Spizze von **Tomba** ragt das Land 6—7 Meilen gegen Südwesten vor.

Westwärts der Spizze **Tomba** liegen die In=

*) Matthews schreibt den Namen dieser Insel: Bassou.

seln Tamara, Gözzeninseln (dos Idolos) oder de Loß, (9° 21'. N. Br.) deren sieben sind. Drei davon sind bewohnt, die übrigen sind nicht viel besser als kahle Felsen. Die Lage dieser Inseln ist sehr angenehm und das Klima gesund. Die westlichste derselben ist die größte; sie bildet einen Halbzirkel, und erhebt sich zu beiden Seiten allmälig bis zu einer ziemlichen Höhe aus dem Meere. Sie ist mit schönem Bauholze bewachsen, und, die Nordostseite ausgenommen, mit einem felsichten Ufer umgeben.

Auf der östlichsten dieser Insel liegt die brittische Stadt und Faktorei. Sie strekt sich von Norden nach Süden, und hat an jedem Ende einen hohen mit Gehölz bewachsenen Berg, wodurch sie in einiger Entfernung das Ansehn erhält, als ob sie aus zwei Inseln bestände. Auf der Ostseite ist die Rheede, welche in der troknen Jahrzeit vollkommen sicher und sehr angenehm ist; sobald aber die Regenzeit eintritt, mit welcher auch die Sturmwinde anfangen, müssen sich die Schiffe allein auf ihre Anker und Taue verlassen.

Diese Inseln werden von den Negern **Forotimah**, das heißt, das Land der Weissen genannt, weil sie bis vor etwa 40 Jahren nur von einer einzigen Familie von Negern bewohnt wurden. Jezt aber wimmeln sie von Bagoern und verlaufenen Susier- und Mandingoersklaven.

Südwärts von **Tomba** zieht sich das Land

wieder gegen Osten zurük und bildet zwischen dieser und der Spizze **Matakong** (welche 6 Meilen von den Gözzeninseln liegt) eine tiefe Bucht, in deren Grund sich die Küstenflüsse **Quia**, **Porte** und **Burria** ergiessen. An dem erstern derselben wird ein starker Handel getrieben, und an seinen Armen liegen mehrere grosse Negerstädte, in welchen verschiedene europäische Kaufleute wohnen, die hauptsächlich mit Reiß handeln. — Die Eingebohrnen sind **Susier**; sie bauen viel Reiß und treiben ansehnliche Handlung.

Südwärts von **Matakong** fließt der **Rissey**, ein breiter und tiefer Fluß, in welchen sich zwei andre Flüsse ergiessen, die von **Bierrarieh** und **Riangesa** *) herunter kommen. An allen diesen Küstenflüssen wird ein starker Handel getrieben, auch liegen die vornehmsten Städte der **Mandingoer** an denselben. Anderthalb Meilen südlicher läuft der **Samafluß**, an welchem ebenfalls ansehnliche Handelsplätze liegen. Fünf Meilen weiter gegen Süden fließt der grosse und der kleine **Skarziefluß** **). Zwischen diesen und dem **Rissey** wohnen die **Mandingoer**, eifrige Muhammeda-

*) Dies scheinen Ländernamen zu seyn; ich kann sie aber nirgends auf keiner Karte, und in keinem geograph. Werke finden; auch gibt Matthews sonst ganz und gar keine Nachricht davon.

**) Die Namen dieser Flüsse finden sich auf keiner meiner Karten.

ner, die zwar in grosser Menge Reiß bauen, aber zum Handel zu faul und zu stolz sind, es sei denn, daß die Noth sie dazu treibt.

Die Bewohner des Landes an den Skarziesflüssen treiben mit Sklaven, Reiß, Kamholz und Kolanüssen einen starken Handel mit den portugiesischen Kaufleuten von Bissao.

Die niederen Gegenden zwischen den **Skarziesflüssen** und dem Flusse **Sierraleona** sind von **Bullamern** bewohnt. Höher hinauf und weiter nordwärts wohnen **Timmanier**. An dieser Küste hat das Meer einige Inseln überschwemmt *).

Von den **Skarziesflüssen** bis zum **Sierraleona** rechnet man 2 Meilen.

Der **Sierraleona** (sonst auch **Tagrin**, oder **Mitombo** genannt) ist ein grosser Fluß, (von dem man aber nur einen kleinen Theil kennt) dessen Mündung wenigstens 2 Meilen breit ist. Er hat ein sichres Bette für Schiffe von jeder Grösse, und zu allen Jahrszeiten einen vortreflichen Ankergrund. Fünf bis sechs Meilen lang (hinaufwärts) behält er beinahe eine gleiche Breite; dann theilt er sich in zwei Arme, deren nördlicher (der eigentliche

*) Von den Verwüstungen, welche das Meer an dieser Küste angerichtet hat, spricht **Matthews** (S. 18. u. ff.) noch weitläufiger.

Sierraleona= oder Mitombofluß) mehrere Inseln enthält, nämlich die Inseln **Togu**; **Tasso** oder **St. Andreas**; **Bobs**; **Bance** oder **Bense**, auf welcher eine brittische Niederlassung; die Insel **Tombo** oder **Rogu** und andre. An den Ufern dieses Hauptarms liegen die zwei Hauptplätze **Rokelle** und **Port Logo**. Der andre (südliche) Arm wird der **Bunchfluß** genannt *); in demselben liegt die Insel **Gambia**, auf welcher die Franzosen ein Fort und eine Faktorei haben **).

Die Einwohner an beiden Ufern des **Sierraleona** sind **Bullamer**. An dem nördlichen Ufer ist das Land niedrig und eben; es bringt sehr viel Reiß hervor, dessen Anbau nebst dem Salzsieden die Hauptbeschäftigung seiner Bewohner ausmacht. Aber am südlichen Ufer steigt das Land nach und nach zu Hügeln empor, die sich auf einander thürmen, bis sie endlich zu hohen, mit immerwährendem Grün bekränzten Bergen werden ***). —

*) Dieser Bunchfluß ist nach Smith's Karte kein Arm des Sierraleona, sondern ein ganz eigner Nebenfluß, der sich unterhalb der Insel Bense auf dem südlichen Ufer in den Sierraleona ergießt. Gegenüber, auf der Küste der Bullamer fällt der Fluß Karrakone (nach Smith's Karte) in den Sierraleona.

**) Von dieser französischen Niederlassung finde ich (ausser bei Matthews) nirgends eine Silbe. Die französischen Schriftsteller und Reisebeschreiber schweigen ganz davon.

***) Welches auch schon Kadamosto anmerkte (II. B.

Dies ist die Sierraleona oder das Löwengebirge, das der ganzen Küste den Namen gegeben hat. — Von dem Fusse dieser Hügel und Berge laufen Landspizzen in das Meer hinaus, welche vortreffliche Buchten für Schiffe und zur Fischerei bilden. Die Thäler am Meere sind bewohnt; in den inneren Gegenden dieses Gebirglandes findet man aber sehr wenig Einwohner, ob es gleich sehr fruchtbar und gesund seyn müßte, wenn es von dem Gehölze befreit und angebaut würde.

Man kann schwerlich einen herrlichern Anblik, eine prächtigere Aussicht finden, als die Mündung des Sierraleona dem Auge gewährt, wenn man in der troknen Jahrszeit von der Seeseite hineinkömmt. — Vor sich erblikt man das Hochland, das von dem Kap an sanft sich erhebet. Der ganze Bergstrich ist mit ewigem Grün bedekt, und das vielfarbige Laub der verschiedenen Baumarten, schattirt von den vorragenden Hügeln und Bergspizzen erhöht die Schönheit dieses Gemäldes ungemein. — Die Abhänge, die mit wuchernden Unkraut und mit Gesträuche zwischen einzelnen hohen Bäumen bedekt sind, sehen in der Ferne wie Lustgärten aus. — Zwischen den beiden hinauslaufenden Vorgebirgen breitet sich rechter Hand eine schöne halbrunde Bucht aus, deren Strand mit weissem Sande bedekt und mit einem herrlichen

d. W. S. 259.) Dies Gebirg selbst und die innere Gebirgsgegend wird von den Negern Timna genannt.

Palmenhain eingefaßt ist *). Zugleich erblikt man von dieser Seite in der Ferne die **Bananas-Insel**. — Links sieht man das mit weissem Sande eingefaßte und mit schönen Gruppen von Bäumen geschmükte Ufer der Bullamer. Rothe Klippen die sich an diesen Küsten über das grüne Wasser erheben, verschönern noch das Ganze durch die Abwechslung der Farben. Der schönste Prospekt öffnet sich dem Blikke wenn man den Fluß weiter hinauf fährt, und so weit das Gesicht reicht sieht man seine Ufer mit schönen Bäumen besezt, die auf der Oberfläche des Wassers zu schwimmen scheinen. —

Das **Kap von Sierraleona** (sonst auch **Kap Tagrin** oder **Kap Ledo**) ist die südwestliche Spizze an der Mündung des Sierraleonaflusses, und liegt unter dem 8° 32′. N. Br. Von da bis zum falschen Kap sind 1½ Meilen und von diesem bis zu der angenehmen **Bananas-Insel** sind 5 Meilen.

Ostwärts dieser Insel zieht sich die Bucht von **St. Anna** in das Land hinein, und westwärts breitet sich die grosse Sandbank aus, welche die **Untiefen von St. Anna** genannt werden **).

---

*) Dies ist wahrscheinlich die Korsaren- oder Seeräuberbai, auf Smith's Spezialkarte.

**) Dies sezte ich aus Smith hinzu; Matthews hat diesen Theil in seiner geographischen Skizze dieser

Weiter gegen Süden bilden die Vorgebirge Schelling und St. Anna (7° 12′. N. Br.) die grosse **Scherbrobucht**, an der Mündung des Scherbroflusses, und an der Insel Scherbro (oder Zerbera), deren Nordwestspizze das St. Annenkap ausmacht. An der Südseite dieser Bucht liegen die **Schildkröteninseln** und an der Nordseite die **Plataneninseln** *), auf welchen vormals weisse und schwarze Kaufleute wohnten. In der Bucht selbst, vor der Mündung des Flusses liegt die brittische Insel **York**. In dieser Gegend wird ein starker Handel mit Sklaven, Kamholze und Reiß getrieben.

Die Negern, welche an dieser Bucht und auf den Inseln wohnen, sind **Bullamer**, fleissige Leute, die sich auf Akkerbau und Handlung legen, und besonders wegen Verfertigung ungemein schöner Matten aus buntem Grase berühmt sind. —

Hier sind wir nun an der südlichen Gränze der Küste von Sierraleona.

Von dieser Beschreibung der Küste von Sierra-

Küste übergangen. Er springt von der Bananas-Insel gerade auf die Scherbrobucht.

*) So sagt Matthews; auf den Karten finde ich aber gerade das Gegentheil; denn nach diesen liegen die Plataneninseln auf der Südseite.

leona, die wir dem Lieut. **Matthews** zu danken haben, weichen die Karten von **Smith** und Andern*) und die kurzen Nachrichten der vorgenannten älteren Reisebeschreiber einiger Massen ab. Diese nennen das Land an der Mündung des Sierraleonaflusses nach dem Negernamen: **Bulombel** oder **Bulmberre**, welches so viel als **schönes Land** bedeuten soll**). Das Land auf der Nordseite der Mündung nennen sie **Bulom** oder **Bolm**, welches **niedriges Land** bedeuten soll***) und geben ihm den Titel eines Königreichs. — Im Gebiete desselben liegen (nach Smith's Karte) auf der nördlichen Landspizze die Dörfer **Binke** und **Tinkam**; weiter gegen Osten ergießt sich ein Fluß **Karakona** oder **Bullam** in den Sierraleona — der Insel Bense gegenüber. —

*) Dieß rührt zum Theil von Misverständnissen, von irrig angegebenen Namen und von dem Umstande her, daß Einige dieser Schriftsteller von dem nördlichen, Andre von dem südlichen Theil dieser Küste im Allgemeinen so sprechen, daß man es auch vom ganzen Lande verstehen kann.

**) Nach Villault, (Allg. Hist. d. R. III. B. S. 255.) — Der Name Bulmberre scheint bloß eine Zusammensezzung der beiden Ländernamen Bulm und Burre zu seyn.

***) Dieser Landesname stimmt mit dem Volksname Bullamer überein; auch nennt Matthews diesen Theil der Küste: das Land der Bullamer.

Auf der Südseite der Mündung des Hauptflusses, am Kap, soll das Königreich **Burre** *) liegen, dessen Gebiet sich auf 30 Meilen landeinwärts erstrekken und dessen Beherrscher mehrere kleine Vasallen haben soll.

Der Hauptort dieses Landes wird **Burre** genannt, ein Dorf oder Flekken von ungefähr 300 Häusern, die alle zirkelrund von Rohr und Baumzweigen (so wie die Hütten der Negern in Senegambien) gebaut und mit Palmblättern gedekt sind. In der Mitte des Dorfs — die Reisebeschreiber nennen es eine Stadt — stehen die Hütten des Königs, die den übrigen der gemeinen Negern ganz gleich sind, nur gibt es einige etwas höhere darunter.

Von dem Innern des Landes mangeln uns die Nachrichten gänzlich. Zwar steht ein Königreich **Mitombo** auf unsern Karten, das etwa 25 Meilen von der Mündung des Hauptflusses liegen soll; die Reisebeschreiber wissen uns aber keine Nachrichten davon zu geben. In diesem Königreiche soll

*) Finch (Allgem. Hist. d. R. III. B. S. 249.) sagt, der König dieses Landes werde Borea oder Hauptmann Karan-Karan-Karan genannt, so wie der Beherrscher des entgegengesezten Ufers Hauptmann Boluhne heisse.

soll dennoch eine portugiesische Niederlassung am Sierraleona, Namens Alagoa seyn *).

Der Fluß Mitombo oder Sierraleona kömmt übrigens (nach der Uebereinstimmung aller Schriftsteller) weit aus dem Innern des Landes her. Die Europäer haben es aber noch nicht gewagt, seinem Laufe hinaufwärts nachzuspüren. Die Negern auf der Küste wissen auch, wie Barbot **) versichert, von seinem Ursprunge nichts zu sagen.

*) Ein Name, der zwar auf den Karten steht, von welchem ich aber sonst nichts finden konnte, als daß Barbot, (Allgem. Hist. d. R. III. B. S. 260.) welcher diesen Ort las Magdas nennt, davon sagt, es sei eine Stadt an dem südlichen Ufer des Flusses, in welcher es nur den Portugiesen erlaubt sei, Handlung zu treiben.

**) Am angeführten Orte.

II.

Natürliche Beschaffenheit und Produkte des Landes. *)

Das Klima des ganzen Küstenstrichs von Sierra-leona ist sehr heiß und zum Theil auch ungesund.

So wie in Senegambien theilt sich hier die Jahrszeit in die regnichte und in die trokne. Die Regenzeit oder der Herbst und Winter dieses Erdstrichs dauert vom Junius bis in den November; die trokne Jahrszeit oder der Frühling und Sommer beginnt im Dezember und endigt sich im Mai.

Im Junius fangen die Regen an; zugleich erheben sich Wirbelwinde, die gewöhnlich bis Ende Julius stürmen, und dann im Oktober wieder anfangen und bis Ende Novembers dauern. Ein merkwürdiger Umstand dabei ist es, daß diese Winde sich allemal zur Zeit der Ebbe und Flut einstellen. — In dieser Regenzeit wird die Luft rauh, feucht und kalt, das Thermometer **) fällt oft bis auf den 72° herab; dieses Wetter wechselt dann mit heftigen Gewittern ab; die Luft wird schwül und macht Bangigkeit; das Thermometer steht dann

*) Nach Matthews S. 25. u. ff.

**) Das Fahrenheitsche.

gewöhnlich vom 80° bis 90°; die Wolken senken sich tief auf die Erde herab und ihr Druk wirkt auf Geist und Körper; endlich stellt sich auch (besonders im November) der Erdrauch ein, der sich wie ein dikker Dunst von der Erde erhebt, und die schwüle Hizze verursacht einen so heftigen Schweiß, eine solche Erschlaffung und Schwäche, daß man glaubt, der menschliche Körper müsse sich ganz auflösen. Dies ist die ungesundeste Zeit in diesen Gegenden, von deren schädlichem Einfluß auch die Negern nicht befreit sind; durch den Gebrauch der Chinarinde und durch ein beständig unterhaltenes Feuer kann man sich am beßten dagegen verwahren.

Im Dezember beginnt dann der Frühling, aber noch dauert der Nebel und Erdrauch und die feuchte, kalte Luft erzeugt die gefährlichsten Wirkungen auf den menschlichen Körper, die Haut wird trokken und hart, und springt auf, und es entstehen Katarrhe, hizzige und kalte Fieber. Sogar die Vögel und andre Thiere scheinen zu trauern. Man hört keinen Gesang in den Wäldern, selbst die Turteltaube schweigt. Auch wirkt diese Witterung eben so auf den Erdboden, wie der Frost in Europa. Die meiste Schuld davon fällt auf den schädlichen **Harmattan**, der vom December bis zum März auf der afrikanischen Küste weht *).

*) Wovon noch mehreres bei der Beschreibung der Küste von Guinea im engern Verstande.

Im Januar ist die Witterung gemässigt; das Thermometer steigt bis auf 100°; aber die kühlenden Winde mildern die Hizze und die Morgen und Abende sind in dieser Jahrszeit ausnehmend angenehm; nur muß man sich vor dem starken, durchdringenden Thau in Acht nehmen.

So verstreicht dann der Sommer dieser Erdgegend mit abwechselnden kühlen Winden, bis die Regenzeit wieder eintritt. —

Diese kurze Schilderung des Klima's von Sierraleona gründet sich auf Wetterbeobachtungen von den Jahren 1785 und 1786 *); wobei nur zu bemerken ist, daß sie auf der Küste gemacht worden, welche feuchtere, regnichtere Witterung hat, als das innere Land, und folglich auch minder gesund ist, als dieses **).

Was nun den Boden betrifft, so ist die ganze Küste — die sehr hohe und gebirgige Halbinsel am Sierraleona ausgenommen — meistentheils ein niedriger, mit sehr hohen und geraden Manglebäumen bedekter und von unzählbaren Bächen durchschnittener Sumpf. So wie man sich dem bewohnten und angebauten Theilen des Landes nähert, findet man eine morastige und mit dünnem Grase

*) Welche Matthews Seite 25. u. ff. mittheilt.

**) Ueberhaupt aber wird dies Land als sehr ungesund von allen Reisebeschreibern geschildert. (Man sehe Allg. Hist. III. B.)

bewachsene Ebenen, auf welchen hin und wieder einzelne verbuttete Bäume auf der Ebenholzgattung stehen. Diese Ebenen werden zweimal des Jahrs, in der Frühlings= und Herbst=Nachtgleiche von der See überschwemmt, welche dann einen Schlamm auf ihnen absezt, aus dem die Negern ein gutes Salz sieden.

Der Boden des Landes ist überhaupt nach seiner verschiedenen Lage verschieden. In den niedrigen Gegenden besteht er aus einem vesten Leim Lehm oder zähen Thon; in den höhern ist er meist steinig; dennoch überall ausnehmend fruchtbar. — An manchen Orten ist die Erde ausserordentlich fett, und mit so hohem Grase bedekt, daß ganze Heerden von Rehen und anderm Gewild sich darin verbergen können. So fruchtbar aber auch dieser Boden ist, so bauen doch die Negern ihre Aekker nur alle sieben Jahre einmal, lassen sie dann wieder sechs Jahre brach liegen und bearbeiten dieweil wieder andere Felder; daher sieht das Land sehr waldig aus. —

Produkte dieses Landes.

Was zuerst die **Mineralien** betrifft, so ist es höchstwahrscheinlich, daß es mehrere in sich verschließt, als wir bis jezt davon kennen, und es hat allen Anschein, daß das **Löwengebirg** wirklich metallführend ist. Die Sorglosigkeit der Negern kümmert sich aber nicht darum.

Was uns von Mineralien dieses Landes bekannt ist, sind:

Eine **weisse**, **seifenartige Erde**, die hin und wieder gefunden wird und so fett ist, daß die Negern sie häufig zum Reiß essen, weil sie wie Butter schmilzt; auch gebrauchen sie dieselbe, um ihre Häuser zu weissen *).

Von dem Salze — nämlich Seesalze — haben wir schon gesprochen.

Gold wird in diesen Küstenländern nicht gefunden, wenigstens nicht gegraben. Das wenige Gold, was die Negerinnen von Sierraleona zu ihrem Schmuk brauchen, kömmt sehr weit aus dem Innern des Landes her, wo es in Klumpen gefunden werden soll, die der Regen von den Bergen herabschwemmt **).

Ein **weisses Eisen** wird in dem Innern dieses Landes südwärts vom Sierraleonaflusse gewonnen. Es läßt sich sehr gut schmieden und die Negern

---

*) Eine Merkwürdigkeit, welche nähere Untersuchung verdient.

**) Der Ritter des Marchais (Voyage, T. I. p. 63.) sagt, man könne auf dieser Küste viel Gold einhandeln; doch glaubt er, es komme aus den innländischen Gegenden. Auch Finch (Allg. Hist. d. R. am angef. O.) sagt, in den inneren Gegenden könne man besonders von den Portugiesen Gold zum Handel bekommen.

machen Messer und Säbel daraus. Zu jedem andern Gebrauche, nur zu schneidenden Werkzeugen nicht, ziehen sie es dem europäischen vor.

Magnet findet man in den Gebirggegenden am Sierraleona.

Von **Edelsteinen** weiß man nichts — wahrscheinlich, weil die Negern sie in ihrem rohen Zustande nicht kennen.

Was die **Pflanzen** dieses Küstenstrichs betrifft, so kennen wir eine weit grössere Menge von Gattungen. Der fruchtbare Boden erzeugt die saftvollsten, schönsten Gewächse.

Kein Land in der Welt bringt eine grössere Verschiedenheit des vortrefflichsten Zimmerholzes hervor; aber wenige oder keine Arten derselben haben mit unsern europäischen Holzarten Aehnlichkeit.

Der **Ramholzbaum** — welcher ein treffliches, vestes, schönrothgefärbtes Holz hat, das eine gute Politur annimmt — wächst an den Quellen der Flüsse im Innern des Landes in solchem Ueberflusse, daß ihn die Negern zum Brennholz verbrauchen *).

*) Finch nennt es Rambeholz und sagt, es sei ein Färbeholz, das die Negern zum Rothfärben gebrauchen. — Nach Matthews (S. 17.) macht man in England Messer- und Gabelhefte daraus.

Der **Kopalbaum** (Rhus copallinum L.?) welcher den Gummi Kopal hervorbringt, wird auf den Höhen von Sierraleona in Menge gefunden *).

Wein- und Oelpalmen (Borassus und Elais L.) — welche die Negern mit Wein und Oel versehen — wachsen hier in grosser Menge und Vollkommenheit.

Auch gibt es **Papahbäume** oder **dreilappige Flaschenbäume** (Annona triloba L.)

Von dem **Manglebaum** **) (Rhizophora Mangle L.) haben wir schon oben gesprochen.

Ferner findet man hier allerlei Fruchtbäume, **Pomeranzenbäume, Limonienbäume, wilde Feigenbäume, Guajavabirnbäume, Akajubäume, Kokospalmen, Wunderbäume, Kolanußbäume,** und viele andere, die sehr angenehme Früchte tragen ***).

Die **Guajavabirnbäume, Akajubäume,**

*) Matthews spricht ganz unbestimmt davon.

**) Der Uebersezzer des Matthews nennt diesen Baum bisweilen Mangobaum, welches ein Fehler ist. Der Mangobaum (Mangifera indica. L.) ist ganz von dem Manglebaum verschieden.

***) Matthews sagt, (S. 62.) es gebe in diesem Lande noch vielerlei Arten Fruchtbäume, die man weder in Europa noch in Westindien kennt. — Die älteren Reisebeschreiber nennen auch die Bananas unter den Früchten dieses Landes.

und **Kokospalmen**, auch die **Tamarinden** sind von den hier ansässigen Europäern angepflanzt worden, und kommen vortreflich fort.

Der **wilde Feigenbaum** (Ficus Sycomorus L.?) erreicht die Höhe unserer Eichen; die Frucht aber bleibt klein und wird meistentheils von den Ameisen verzehrt.

Der **Kolanußbaum** (Aesculus Pavia L.?) wird besonders geschäzt. **Matthews** sagt *) von demselben: „Der Baum sowol als die Frucht selbst hat im Aeussern viele Aehnlichkeit mit unserer Wälschennuß. Die Frucht wächst in grossen Trauben, die aus sechs bis acht solchen Nüssen bestehen. Auswendig ist sie mit einer dikken zähen Rinde überzogen, und inwendig mit einer dünnern weissen; wenn man diese abschält, zerfällt die Nuß in zwei Theile, die entweder purpurfarbig oder weiß sind; die purpurfarbigen erhalten den Vorzug. Der Geschmak gleicht der Chinarinde, und die Frucht soll auch eben die Eigenschaften besizzen. Diese Nüsse werden von den Negern ausserordentlich geschäzt; wer welche haben kann, käuet sie zu allen Zeiten; man präsentirt sie den Gästen bei der Ankunft und beim Abschiede; man schikt sie den Oberhäuptern zum Geschenke; auch wird ein

*) S. 62. Eine weitläufige Beschreibung dieses Baums findet man auch S. 252. im III. B. der Allg. Hist. d. R. woselbst gesagt wird, die Negern nennen ihn: Toglau.

beträchtliches Verkehr mit denselben sowol im Lande selbst, als mit den Portugiesen von Bissao getrieben. Ferner bedient man sich dessen als Zeichen des Kriegs und des Friedens. — Sie wachsen in der größten Vollkommenheit an den Skarzieflüssen und im Lande der Bullamer auf der Nordseite des Sierraleonaflusses *).„

Nichts übertrifft aber den geilen Wuchs der **wilden Weinstökke**, die eine erstaunliche Menge Trauben tragen; aber ihr Geschmak ist herb; doch würden sie wahrscheinlich durch den Anbau veredelt werden können.

Der beßte **Indigo** in der Welt — nach dem schönen unvergänglichen Dunkelblau zu urtheilen, das die Negern daraus ziehen — wächst hier aller Orten wild. Die Portugiesen, die ehmaligen Kolonisten in diesem Lande, besassen an verschiedenen Orten grosse Gebäude zur Zubereitung dieser Pflanze; man sieht noch die Ueberbleibsel davon.

Von **Baumwolle** — welche die Negern nur zu ihrem eigenen Gebrauche bauen **) — findet man hier dreierlei Arten, deren eine ganz weiß,

*) Sie nennen sie (nach Finch) Innumma.

**) Finch hat auch den äusserst giftigen Manchinellbaum (Manzanilla — Hippomane Mancinella. L.) in diesem Lande gefunden. Dies wird von Des Marchais bestätigt, welcher hinzusezt, die Negern vergiften ihre Waffen damit.

die andern blaßgelb und die dritte blaßroth ist *) Es ist Schade, daß die Negern in dem Anbau derselben nicht fleissiger sind; dieses Produkt könnte ein wichtiger Handelsartikel werden.

Das **Zukkerrohr** ist auch auf dieser Küste einheimisch, und wächst weit höher, als in Westindien.

Den **Malaghette-Pfeffer** (**Paradieskörner**, Amomum grana Paradisi L.) findet man in den Wäldern; er ist aber nicht gar scharf.

Schotenpfeffer, langer Pfeffer (Piper longum. L.) wird in grosser Menge und Vollkommenheit gezogen.

Auch **Tabak** wird hier gebaut, aber vermuthlich aus Unkunde der Behandlung nicht geschäzt **).

Das vornehmste und eigentlichste Landesprodukt ist der **Reiß**, welcher die vorzüglichste und beinahe einzige Nahrung der Bewohner dieser Küste ausmacht; sie essen ihn auch so gern, daß die schwarzen Matrosen, wenn sie auf den Schiffen

---

*) Isert (Reisebeschreibung, S. 176.) sagt, es wachse im Lande Dahome eine Baumwolle von hochgelber Farbe, deren Ausfuhr verboten ist, und die nur für die Kleidung des Königs gebraucht wird.

**) Sinch sagt, die Negern dieser Küste bauen sehr viel Tabak, weil sie ihn so ausserordentlich gerne rauchen, daß er ihre halbe Nahrung auszumachen scheint.

sind und sich einige Tage mit Pökelfleisch und Zwiebak zu begnügen genöthigt werden, sich nachher beklagen, sie hätten sich ohne Speise behelfen müssen. — Der Bau dieser Getreideart ist die Hauptbeschäftigung der Negern von Sierraleona; doch betreiben sie sie eben so nachlässig als alle andern Negern. Sie bauen ihn theils an den Abhängen der Berge, theils in bewässerten Ebenen; der erstere hat zwar kleinere Körner ist aber wohlschmekkender und nahrhafter, als der leztere. In einigen Gegenden halten sie jährlich drei Reißärndten, nämlich eine auf den Bergen und zwei in den Ebenen.

Ausser diesem kömmt der **Mais (Wälschkorn)** und **Hirse** hier auch recht gut fort, wird aber nur wenig gebaut.

Ferner hat man in diesem Lande allerlei Küchengewächse, Hülsenfrüchte und Wurzeln, die zur Speise dienen, als: **Maniok**= oder **Kassavewurzeln**, welche ungefähr 4 Monate in der Erde bleiben, ehe sie genossen werden. Die Negern pflanzen sie unter den Reiß, wann er gejätet ist; sie essen sie geröstet und gekocht; aber Brod machen sie nicht daraus — **Yamswurzeln** (Dioscorea sativa L.) — **Arumwurzeln** (Arum peregrinum. L.) — **süsse Kartoffeln** — **afrikanischen Hünerdarm** (*African Chickweed* — Alsine media L.?) — welcher eine kleine Bohne trägt, die im Nothfall von den Negern gespeiset

wird; dieses Gewächs findet sich hier in unbeschreiblicher Menge — und andere nuzbare Gewächse *).

Am Rio Pongeos wird von den Negern eine Wurzel gebaut, welche sie Ningih (Nindschih) nennen; diese Pflanze hat die sonderbare Eigenschaft, daß sie im Feuer weder verändert, noch von demselben verzehrt wird; die Wurzel wird 3 bis 4 Fuß lang und so dik als eines Mannes Bein. Roh kann man diese Wurzel nicht anders als mit Asche von Mangleholz essen; denn sie ist so gewaltig scharf, daß sich die Haut im Munde abschält, wenn man sie nur einen Augenblik hineinbringt. Die Negern brauen aber eine Art Bier daraus, welches ein kräftiges Harntreibendes Mittel ist, und von den Negern für ein Spezifikum gegen die Lustseuche gehalten wird. Dieses Getränk wird auf folgende Art zubereitet. Die Wurzeln werden Schichtweise zwischen geschältes, troknes Mangleholz in eine Grube gelegt und mit Rasen bedekt; das Holz wird dann angezündet; sobald es ganz zu Asche verbrannt ist, werden die auf diese Art gedörrten Wurzeln wieder herausgenommen, abgewaschen, dann wieder getröknet, nachher mit einem Schlägel zermalmt und in Wasser eingeweicht bis alle Kraft ausgezogen ist. Das Wasser wird

*) Die älteren Reisebeschreiber nennen auch noch Erbsen, Bohnen, Kürbisse, Melonen und Pataten als nuzbare Gewächse von Sierraleona.

hierauf gekocht, und in irdene Töpfe zum Gähren gegossen; sobald es ausgegohren hat, ist das Getränk fertig. — Diese ganze Brauerei erfordert ungefähr drei Tage Zeit. —

Ausser diesen hier genannten Pflanzen findet man auf dieser Küste noch mehrere andere, auch aromatische, die wir noch nicht kennen, weil bis jezt kein Naturforscher diese Gegenden bereiset hat.

Noch haben wir das hohe **guineische Gras** (*Guinea-grass.*) zu nennen, welches (wie gedacht) in manchen Theilen dieser Küste wächst. Es soll eine Art **Rispengras** (Poa. L.) seyn, aber welche? kann ich nicht bestimmen *).

Was nun das **Thierreich** betrifft, so hat die Küste von Sierraleona das Meiste mit Senegambien gemein **).

Doch wir wollen die Schilderung des Lieut. **Matthews** davon anhören, sie enthält doch manch' Neues und Interessantes.

---

*) Isert, der das Guinea-Gras auch auf der Insel Guadaloupe fand, wohin man es seiner Nutzbarkeit wegen, besonders zur Fütterung der Pferde, verpflanzt, nennt es fragend: Poa....? (Seite 357 seiner Reisebeschreibung.)

**) Ich verweise daher auch meine Leser was die nähere Beschreibung der Naturprodukte betrifft, auf den V. B. dieses Werks.

Er sagt*): Die Wälder, Berge und Auen sind mit wilden Thieren und Wildprät reichlich angefüllt. Auf den Gebirgen von Sierraleona soll's **Löwen** geben, ich selbst aber habe keine gesehen, hab' es auch nie von einem zuverlässigen Zeugen gehört **). **Leoparden** aber gibts in Menge, und sie sind so raubbegierig und grimmig, wie die Löwen. Wenn in der Regenzeit der Hunger sie plagt, so besuchen sie des Nachts, besonders in der Abenddämmerung, Städte und Dörfer, und schleppen oft, sowol Menschen als Thiere, fort. Gelingt es einem Leoparden die erste Nacht seinen Raub ungestört fortzubringen, so kommt er die folgende Nacht sicher wieder. Man ist aber alsdann auf seinen Besuch gefaßt, und er kömmt selten mit dem Leben davon.

Elefanten, Büffel, schröklich grosse und böse **wilde Schweine** ***), **Rehe** von verschiedenen Arten, darunter einige sehr groß und schön, andre aber klein, wie junge Antelopen sind ****), alle

*) S. 39. und folgende.

**) Dennoch behaupten die älteren Reisebeschreiber alle, es gäbe Löwen in diesem Lande; welches auch ganz wahrscheinlich ist, nur mögen sie sich aus Furcht vor den Menschen mehr in das Innere zurükgezogen haben.

***) Nämlich ethiopische Schweine — **Engalla's** — (V. B. d. W. S. 163.)

****) Auch Antelopen nach dem Zeugnisse der älteren Reisebeschreiber.

haben aber doch ein sehr troknes Fleisch und sind nie fett — gibt es hier ebenfalls. Ferner **Bisamkazzen** *), und eine grosse Mannichfaltigkeit andrer Thiere, welche von den Negern gegessen werden, und Affen **) von so verschiedenen Gestalten und Gattungen, daß man ein ganzes Buch schreiben müßte, wenn man sie alle beschreiben wollte. Das eigene aber haben alle an sich, daß wenn sie gefangen und nur etliche Tage in einem Hause oder auf einem Schiffe eingesperrt, und dann wieder in Freiheit gesezt werden, sie doch nicht wieder nach den Wäldern zurükkehren; denn man sagt, ihre alten Kameraden würden sie zerreissen ***).

Der Schimpanse ****), ist hier ebenfals zu Hause. Wenn man diese Affen ganz jung fängt, werden sie zahm und zutraulich. Sie klammern sich

*) Zibetkazze, Viverra Zibetha L. (V. B. d. W. S. 134.)

**) Diese werden nach Barbot (A. H. d. R. III. B. S. 264.) auch von den Negern in Sierraleona gegessen.

***) Matthews sagt, er habe es selbst gesehen, daß die wilden Affen, die welche nur einige Tage gefangen waren, (als Emigranten, denen die Rükkehr in's Vaterland untersagt ist) fortjagten, wenn sie in den Wäldern Nahrung suchen wollten.

****) Der Pongo — Simia Satyrus. L. — (V. B. d. W. S. 101.)

sich sehr gerne an die Personen an, die sie leiden können, und haben viel Gefühl für freundliche oder harte Behandluug*). Wenn diese Affen sizen, haben sie im Aeussern viel Aehnlichkeit mit einem alten Neger, ausgenommen, daß ihr Haupthaar gerade und schwarz, wie bei einem Indianer ist. Gemeiniglich schlagen sie ihren Wohnsiz in der Nähe eines verlassenen Städtchens auf, wo der Papahbaum, den sie sehr lieben, in grosser Menge wächst. Da bauen sie sich Hütten, die der Negern ihren ähnlich sind, und bedekken sie mit Baumblättern. Diese dienen aber nur den Weibchen und Jungen zum Aufenthalt, denn die Männchen liegen immer ausser der Hütte. Wird eins von diesen Thieren erschossen, so verfolgen alle den Mörder ihres Freundes, und das einzige Mittel, ihrer Rache zu entgehen, ist, daß man die Flinte wegwirft. Diese ergreifen sie dann mit der äussersten Wuth, brechen sie in Stükke und stehen von fernerm Verfolgen ab**).

*) Welches Matthews an dem Schimpanse, den er selbst hatte, bestätigt fand.

**) Nach Finch, Villault und Barbot (Allg. Hist. d. R. III. B.) gibts auch Hirsche, Luchse und Igel in diesem Lande. Ersterer erzählt auch von einem Thiere, welches er das Karfunkelthier nennt, das einen leuchtenden Stein auf der Stirne haben soll, den es nach Belieben mit einem Häutchen bedekken kann. Es ist eine Fabel, die ihm von den Negern aufgeheftet worden.

Kamäleone, vielerlei Arten **Eidexen** und **Schlangen** gibts hier im Lande in grosser Menge. Von den lezten sind einige ausnehmend schön, aber meistens gefährlich. Die merkwürdigsten Schlangen sind die **Kenny** wegen ihrer Grösse, und die **Sinyakki amusong** wegen ihrer schädlichen Eigenschaft. Die **Kennyschlange** *) wird, wenn sie völlig ausgewachsen ist, 15—20 Fuß lang, und 3 im Umfange. Der Rüken ist dunkelgrau, der Bauch ist etwas heller und geflekt. Dieses Thier greift nicht allein Ziegen, Schafe und Schweine an und verzehrt sie, sondern es ist sogar so verwegen, daß es Leoparden, Tyger und Rehe anfällt, wenn sie ihm in den Weg kommen. Die Eingebohrnen behaupten sogar, sie wären in den Auen im Innern des Landes so groß, daß sie einen Büffel verschlingen könnten; dessen ungeachtet sind sie dem Menschen nie gefährlich, sie müßten ihn denn schlafend finden. Die Art, wie diese Schlange mit ihrem Raube umgeht, ist folgende. Zuerst pakt sie das Thier mit den Zähnen an. Da nun diese, wie Haken, einwärts gebogen sind, so drüken sie sich bey jedem Sträuben des unglüklichen Schlachtopfers immer tiefer ein. Darauf schlingt sie ihren Schwanz bis dreimal um dasselbe, und zerbricht ihm durch eine schnelle Zusammenzie-

---

*) Dies ist die Königsschlange, Riesenschlange, Boa constrictos L. welche schon im V. B. d. W. S. 232. nach Adanson beschrieben worden.

hung alle Knochen. Da aber der Schwanz den ganzen Leib nicht auf einmal bedekken kann, so widerholt sie diese Operationen zwei bis dreimal. *) Dann macht sie einen Umweg von einer halben Meile zum wenigsten im Umkreise, um zu sehen, ob auch kein Feind, besonders keine Ameisen, vor denen sich diese Bestien am meisten fürchten, in der Nähe ist: denn wenn sie ihren Raub verschlungen haben, werden sie ganz unfähig sich zu bewegen. Treffen nun die Ameisen sie in diesem Zustande an, so tödten sie dieselben leicht, indem sie ihnen zu den Ohren, Maul und Nase hineinkriechen. Findet nun diese Schlange alles sicher, so richtet sie sich, — daß ich mich dieses Ausdruks bedienen darf — ihre Mählzeit zu, und dabei verfährt sie auf diese Art. Sie begeifert den ganzen Körper mit einem schmierigen Speichel, und lekt ihn zugleich in eine längliche Gestalt. Alsdann nimt sie den Kopf ins Maul, und würgt das Ganze nach und nach hinunter, ohne es im geringsten zu zermalmen. Wenn sie damit fertig ist, wird sie so unbeweglich wie ein Stük Holz, und so bleibt sie, bis sie die Speise ganz verdauet hat, wozu, nach Verhältniß der Grösse des verschlungenen Raubes, 3 bis 4 Tage gehören. In diesem Zustande lassen sich die Schlangen leicht erlegen. Gemeiniglich halten sie sich auf den Wiesen

*) Man vergleiche damit, was Adanson (im V. B. d. W. am angef. Orte) sagt.

und in der Nähe der Städte auf. Da sieht man sie häufig den Kopf aus dem Grase, das 10 Fuß hoch wächst, emporheben, und sich nach Raub umsehen. Die Eingebohrnen halten ihr Fleisch für einen grossen Lekerbissen.

Die **Sinyakki-amufong** ist eine ganz kleine Schlange, selten über einen Fuß lang, und ohngefähr so dik als der kleine Finger eines Menschen. Sie ist blaßgrün von Farbe, mit schwarzen Flekken. Dieses schädliche kleine Thier besizt das Vermögen, allen Thieren, die ihm auf 2 bis 3 Fuß zu nahe kommen, einen sehr feinen Dunst in die Augen zu hauchen, der augenbliklich unheilbare Blindheit, und 8 bis 10 Tage lang, unbeschreibliche Schmerzen verursacht *).

Aber die furchtbarsten und verderblichsten Feinde, sowohl der Menschen als der Thiere, sind die **Ameisen** **). Diese Insekten ziehen in Myriaden aus ihren Nestern heraus. Nichts vermag ihren Verwüstungen zu widerstehen, oder sie von ihrem Zuge abzubringen, als grosse Feuer oder tiefes Wasser. Und doch weiß man häufige Beispiele,

*) Matthews hat selbst Beispiele davon gesehen.

**) Dies sind die wandernden Vagvagen, wovon im V. B. d. W. S. 266. — Von diesen Insekten — Matthews sagt, die Negern nennen sie Bugabug — verdient Smeathmann's Sendschreiben über die Termiten. A. d. Engl. m. K. 8. Göttingen, 1789. — nachgelesen zu werden.

daß sie sogar durch ihre Menge, das Feuer, wodurch man ihren Zug aufhalten wollte, ausgelöscht, und mit Aufopferung ihrer eigenen Brüder Brüken zu Stande gebracht haben, um über schlechte Gewässer, die ihnen im Wege lagen, zu kommen. Sehr oft zwingen sie die Negern, ihre Wohnungen zu verlassen, und verwüsten alles auf der Erde, und sogar bis zu einer beträchtlichen Tiefe unter derselben. Kurz, nichts widersteht ihrer alles zerstörenden Wuth, als Metalle. Es gibt deren unzählige Gattungen, von einem Zoll lang bis zu einer Kleinigkeit, die das blosse Aug kaum entdekt. Viele Arten machen sich Gänge unter der Erde. Einige führen kegelförmige Wohnungen von Thon über derselben auf, und wieder andere bauen sich an den Stämmen und Aesten der Bäume an *). Von geflügelten Ameisen, habe ich nur eine Art bemerkt, und diese ists nur auf kurze Zeit. Sie sind roth und schwärmen gemeiniglich gegen Abend und vor dem Regen herum. Sie fliegen nicht weit und verlieren die Flügel, sobald sie sich sezzen **).

In den Wäldern und an den Flüssen gibts wilde Gänse und Enten von verschiedenen Arten, **Perlhühner**, **Fasane**, **Wachteln**, **Brachvö-**

*) Dies sind die bauenden Vavaguen oder Termiten, von welchen im V. B. d. W. S. 265.

**) Nach Atkins gibt es auch noch anderes beschwerliches Ungeziefer in diesem Lande, als Razzen, Kröten, Skorpionen, Muskitos u. s. w.

gel, **Regenpfeifer**, **Schnepfen**, **Papagaien** und mannigfaltige Arten von **Tauben** genug; und ausser diesen eine unendliche Menge andrer Vögel *), größtentheils von schönem Gefieder, und die auch in ihrem Gesange unsern europäischen Singvögeln nichts nachgeben.

Die Hausthiere der Negern bestehen in **Rindvieh**, **Schafen**, **Ziegen** und **kleinem Federvieh**. Truthüner, Gänse, Brandgänse, und gemeine Enten würden hier sehr gut fortkommen, und sich bald stark vermehren, wenn die Eingebohrnen sich die Mühe geben wollten, sie aufzuziehn **). Auch muß man sich nicht wenig wundern, daß sie sich um die Perlhüner so wenig bekümmern, die doch hier einheimisch sind, und sich leicht zahm machen lassen: denn man trift sie nirgends zahm an, als bei den Weissen, oder bei denen von den Eingebohrnen, die es ihnen nachthun.

Die Seen, **Flüsse** und **Bäche** wimmeln von vielerlei Arten der vortrefflichsten **Fische** ***). Die

---

*) Finch und Barbot (am angef. Orte) nennen auch noch: Pelikane, Dummvögel, Ochsensauger, Stingel- und Holztauben und Wasservögel von mancherlei Art.

**) Auch Atkins sagt, die Neger in Sierraleona ziehen wenig Federvieh.

***) Darin stimmen alle älteren Reisebeschreiber überein und nennen eine Menge Fische, von mancherlei Art, die es hier geben soll.

Seekuh (Mantai) wird häufig in den Flüssen gefangen. Ausser verschiedenen Gattungen von **Landschildkröten**, gibt es dreierlei Arten, die sich in süssem Wasser aufhalten, und eben so vielerlei Arten, die in der See wohnen. Auch ist kein Mangel an herrlichen Austern, man findet sie an den Klippen, Schlammbänken und Wurzeln der Manglebäume. Sie werden Schlamm-Klippen- oder Mangle-Austern genannt, nach dem Orte wo man sie fischt. Sie sizzen immer in Haufen beisammen, und nicht einzeln, wie die unsrigen.

Ferner gibt es allerhand Gattungen von Krebsen, Krabben, und dergleichen in grossen Ueberfluß und von ansehnlicher Grösse; nebst verschiedenen andern Schalthieren, welche die Eingebohrnen essen, die man aber in England nicht kennt.

In den Flüssen und Bächen werden eine Menge **Kaimans** (Krokodille) ausgebrütet. Diese schleppen sehr oft junges Rindvieh weg, zuweilen aber wohl auch gar Menschen, und dennoch sind die Eingebohrnen so abergläubisch, daß sie einen solchen Zufall immer der Zauberei zuschreiben, und sich nicht die Mühe nehmen mögen, die Stellen in der Flüssen, wo ihre Weiber und Kinder beständig waschen, und folglich oft weggeschleppt werden, einzuzäunen.

In den Mündungen der Flüsse giebt es auch eine grosse Menge Haye, die den Augenblik alles, was über Bord fällt, wegschnappen. Daher ists

höchst gefährlich, selbst an seichten Stellen zu baden. Doch selbst die Haifische und Krokodille, für so gefrässig sie auch gehalten werden, thun da, wo sie nicht gewohnt sind, Thiere zu fressen, niemand etwas zu Leide. Dies schreiben die Eingebohrnen der grossen Sorgfalt zu, womit sie ihre Todten, und allen Abfall vom Fleische in einer solchen Entfernung vom Seestrande begraben, daß die Haifische auch nicht einmahl die Witterung davon haben.

Die Galle des Kaimans wird für das tödlichste Gift gehalten, und die Eingebohrnen vergiften die Spizze ihrer Pfeile damit. Wenn jemand einen Kaiman erlegt hat, so ist er gehalten, zwei Zeugen zu stellen, welche aussagen müssen, daß er das Gift in ihrer Gegenwart weggeschüttet habe."

III.

Einwohner von Sierraleona.

Matthews nennt *) die Nalloer, Bagoer, Susier, Mandingoer, Bullamer und Timmaneier als Negervölkerschaften, welche die Küste von Sierraleona bewohnen.

Damit stimmen nun die älteren Reisebeschreiber **) ganz und gar nicht überein. Sie sprechen zwar auch von Mandingoern auf dieser Küste; aber sie nennen die Hauptvölker, Kapez (Kapeer) und Kumbas Manes — versteht sich blos von dem Lande an der Mündung des Sieerraleonaflusses —

Barbot ***) sagt, die Kapez seien die beßten und gesittetsten unter allen Negern; die Kumbaer aber wären kühne, unruhige, grobe, grausame Leute, ja sogar Menschenfresser, wie ihr Beiname Manez andeuten soll †). Er sezt hinzu, die Portugiesen glauben, die barbarischen Schag-

*) Wie wir schon oben bei der geographischen Uebersicht gesehen haben.

**) Im III. B. der allg. Hist. d. R.

***) Am angef. Orte.

†) Dies könnte aber auch ein ihnen gegebener Schimpfname seyn.

gaer und Gallaer stammten von dieser rohen Nazion ab *). — Die Kapez und Kumbas, sagt er ferner, führen immerwährende Kriege miteinander; die lezteren nämlich seien zu Anfang des 16ten Jahrhunderts aus dem innern Afrika hergekommen, um die ersteren als die Ureinwohner, aus ihrem schönen Lande zu vertreiben. Daraus seien blutige Kriege entstanden, welche aber doch jezt, seit die Kumbas durch den Umgang mit den Europäern mehr abgeschliffen worden, nicht mehr so barbarisch, wie ehmals geführt würden.

Er sagt endlich noch, beide Völkerschaften, die Kapez und Kumbas seien in gewisser Massen dem Könige von Quoscha auf der Pfefferküste unterworfen.

Matthews weiß — oder vielmehr sagt — von all' diesem nichts. Da er nun der glaubwürdigste und neueste Schriftsteller über dieses Land ist, so wollen wir seinen Nachrichten folgen und nach seiner mitgetheilten Skizze die Karakteristik der Bewohner von Sierraleona entwerfen.

---

*) Dies stimmt mit dem überein, was Battel von den Schaggaern sagt, daß sie ihm nämlich versicherten, sie stammten aus Sierraleona ab. (M. s. den Anhang zur deutschen Uebersezzung vor Proyant, S. 292.)

Schilderung der Negern von Sierraleona, ihrer Sitten, Gebräuche und Meinungen.

Nach Matthews *).

Ueberhaupt sind die Negern dieses Landstrichs ihren Brüdern in Senegambien und Guinea sehr ähnlich.

Man behauptet, daß die, welche an den Küsten von Sierraleona wohnen, durchaus stärker, wohlgebildeter, muthiger und thätiger sind, als die im Innern des Landes **). Dieser physische Unterschied läßt sich vielleicht aus der Verschiedenheit ihrer Speisen, und der gesündern Luft erklären. Es läßt sich vermuthen, daß in diesen Gegenden auch ihre Geselligkeit so wohl in dieser Rüksicht, als durch die Gelegenheit des Umgangs mit kultivirten Nazionen, besser seyn mußte; versteht sich mit Ausnahme! Die Bullamer, Timmannier und Bagoer sind besonders eine kernichte

*) Seite 66. u. ff. seiner Reise.

**) Eine Bemerkung, die überhaupt von der Westküste Afrika's gelten soll.

und gut gestaltete Menschenart. Sie besizzen die schönste schwarze Farbe, sind von etwas mehr als mittlerer Grösse, haben gerade Glieder und angenehme Gesichtszüge. Doch am meisten zeichnen sich die **Timmaneier** durch ihre offene und treuherzige Gesichtsbildung aus; viele ihrer Weiber sind — die schwarze Farbe abgerechnet, sogar schön *). — Und die Natur sollte, wie es Menschenhasser zu behaupten wagen, an diesem Volke zur Lügnerinn werden? Man hauche ihm zuvor unsere sanfte Religion und die wohlthätige Kultur ein, und dann wage man es erst, es zu beurtheilen! —

Die **Susier** haben eine gelblichte Farbe, und sind lange nicht so gut gestaltet als die erstgedachten Negern. Doch sind sie meistens gerade gewachsen; haben aber plattere Nasen, und dikke, aufgeworfne Lippen.

Noch mehr unterscheiden sich von jenen Negervölkerschaften die **Mandingoer**. Sie haben eine blässere schwarze Farbe, sind lang und schlank; haben sehr kleine Augen, und tragen gewöhnlich europäische Judenbärte. Die andern Negern dieser Gegend scheeren ihre Bärte so lang sie jung sind,

*) Matthews sagt (S. 94.) er habe, so lang er in diesem Lande war, nur zwei misgestaltete Menschen gesehen, und diese waren es durch unglükliche Zufälle in ihrer Kindheit geworden.

ab; sobald sie aber anfangen grau zu werden, so lassen sie diese wachsen, weil sie das Silbergrau des Alters für ein Zeichen der Weisheit halten. Sie wissen also doch, daß die Weisheit etwas ehrwürdiges ist, nur besizzen sie nicht Kultur genug, sie ohne graue Haare zu erreichen; und erwarten diese Wohlthat von der Natur, statt sie in der Moralität zu suchen *)!

Der Unterschied zwischen den Freien und den Sklaven, ist auch unter diesen Völkern äusserst auffallend! Man unterscheidet sie beim ersten Blikke. Der **Freie**, stolz auf seine Freiheit, schreitet mit Würde und dem Bewußtsein seins Vorzugs einher, und sieht jedem dreist in's Gesicht; der **Sklave** hingegen von dem Gefühl seines Zustandes niedergedrükt, schleicht schüchtern und mit gesenktem Haupte vorüber. Auch sind hier die Sklaven durchgängig — die an der Küste gebohrnen ausgenommen — kleiner, nicht so stark und nicht so wohlgebildet, als die eingebohrnen Freien. Diese Sklaven kommen aus dem Innern des Landes — vielleicht weit her. —

Die **Fulier** oder **Fulaher**, welche hinter den erstgenannten Völkern wohnen, sind eine Mittelart zwischen den Arabern und Schwarzen. In Rüksicht ihrer gelblichten Farbe, ihres langen schwar-

*) Man sehe die weitläuftigere Schilderung dieses Volkes im VI. B. d. W.

zen Haares, ihrer römischen Nasen, ihrer länglichten Gesichter, haben sie Aehnlichkeit mit den ostindischen Baskars. Sie sind feurige Anhänger des Korans, und führen zu seiner Ausbreitung oft Kriege, aus denen sie dann in diese Gegend eine grosse Zahl Sklaven liefern. Wie sich doch der Fanatismus in jeden Himmelstrich verkriecht! Die schwarzen Fanatiker verkaufen um der Religion willen ihre Brüder, und die Weissen morden sie! Wie kömmt es, daß man es den leztern leichter verzeiht, da sie doch einen reinern Begriff von der Religion haben sollten?

Was die Sprachen der Negern in diesem Küstenstrich betrifft, so scheint die Sprache der Susier der Stamm zu seyn, aus welchem die Mundarten der Bagoer, Bullamer und Timmonneier hervorgesproßt sind. Sie klingt sehr sanft, und hat eine Menge Selbstlauter, und Lippentöne. Die Sprache der Mandingoer hingegen ist von allen andern eben so verschieden, als das Volk selbst ist. Sie scheint (nach Matthews) verdorben arabisch zu seyn *), doch ist sie von derjenigen arabischen Sprache verschieden, welche sie in den Schulen lehren, und welche sie die Sprache des Gebets nennen.

---

*) Nach der im VI. B. d. W. gegebenen Sprachprobe zu schliessen, ist Matthews hier im Irrthum.

In Rüksicht des moralischen Karakters sind sich die Negern dieser Gegenden überhaupt genommen so ziemlich gleich. Sie sind alle äusserst träge, nur zur Rache nicht. Ihr Haß ist unversöhnlich, und wo sie einmal den geringsten Unwillen gefaßt haben, da sind sie heimtükkisch, boshaft, voller Verstellung, und warten nur die Gelegenheit ab, ihre Rachgier ungestraft zu sättigen; diese versäumen sie dann niemals! — Doch sind sie gegen Freunde gastfrei, und gütig, ob sie gleich eine Neignug zu kleinen Diebereien besizzen. Ihr Betragen ist aber sehr unbeständig und veränderlich. Es fehlt ihrem Karakter an jener Vestigkeit, welche er nur durch Ausbildung des Verstandes erhalten kann.

Die schon erwähnten **Mandingoer** hassen die Kristen aus Religionseifer. Sie beehren sie mit dem herabsezzenden Titel **Hunde** — weil ihnen die Schwelgerei der Europäer in diesen Gegenden gar sehr mißfällt *). —

Auch in Lebensart, Sitten, Gebräuchen und Meinungen sind sich die Negern in Sierraleona meist gleich. Wir wollen das Merkwürdigste davon ausheben.

Ihre Art sich einander zu grüssen ist von ver-

*) Dennoch rühmt Matthews ihr freundschaftliches Betragen gegen ihn.

schiedener Gattung. Ein Sklave beugt vor seinem Herrn das rechte Knie bis fast auf die Erde, strekt den rechten Arm mit geschlossener Faust aus, und stüzt die linke unter den Ellbogen des rechten. Freunde legen ihre rechte Hand auf die Brust und wünschen sich einen guten Tag. Bisweilen umarmen sie sich auch, oder schütteln sich bei der Hand, oft schlagen sie einander sogar Schnippchen entgegen. Wenn sie ein auswärtiger Freund besuchen will, so muß er sich zuvor förmlich melden lassen, oder sie begegnen ihm kalt, und kümmern sich gar nicht um ihn. (Unsere europäischen Fraubasen halten auch gewaltig viel auf diesen Gebrauch, sie werden ihn doch nicht etwa den Schwarzen abgelernt haben?) — Wenn die Weiber zusammen kommen, so neigen sie sich, und geben einander die rechte Hand. Die Mädchen umarmen einander, wie es scheint, mit vieler Wärme. Wenn ein Sohn nach einiger Abwesenheit zu seiner Mutter zurük kömmt, und die erste Begrüssung vorüber ist, so legt er sich zu ihren Füssen hin, und sie sucht ihm sorgfältig das Ungeziefer vom Kopfe, während er ihr die Abentheuer von seiner Reise erzählt.

Die Negerinnen sind in ihrer Kleidung sehr reinlich, und beschäftigen sich gerne mit den Haushaltungsgeschäften, für deren Besorgung sie vielen Eifer beweisen. Eben so sehr beschämen sie man-

che Europäerinnen durch ihre Zärtlichkeit für ihre Kinder. Keine Mütter können ihre Kinder mehr lieben, sie sorgfältiger warten, als diese thun. Sie säugen sie selbst — denn sie kennen den Mißbrauch ihre Kinder durch fremde Milch nähren zu lassen, nicht — und entwehnen sie nicht eher, als bis sie allein gehen und ihnen eine Kürbisschale voll Wasser zutragen können. Doch muß man nicht vergessen, daß die Weiber ihre Kinder sobald als möglich dazu abrichten, weil sie so lange sie Kinder säugen, nicht bey ihren Männern schlafen dürfen, indem sie glauben dies verderbe die Milch. — Die Unfruchtbarkeit halten sie für die größte Schande. Sie fürchten das Gebähren lange nicht wie unsere verzärtelten Europäerinnen, um so weniger, da ihre Niederkunft immer sehr leicht, und beinahe ganz ohne Schmerzen ist. In wenigen Stunden ist alles vorüber *). —

Ihre häuslichen Geschäften haben mit den weiblichen Beschäftigungen bei uns viel übereinstimmendes, nur darin nicht, daß bei ihnen die vornehmsten Weiber sich nicht schämen, unter Mägden und andern Weibern zu sizzen, und Baumwolle zu spinnen, oder zu krämpeln. Dieß ist

*) Völlig schmerzensfrei, wie Matthews glaubt, ist ihre Geburt wol nicht; dies haben philosophische Reisende schon angemerkt. Aber leichter ist ihre Niederkunft, als die einer Europäerinn, auch ist es bei ihnen Schande den Schmerz zu äussern.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

ihre Abendbeschäftigung, die mit unsern Spinnstuben grosse Aehnlichkeit hat. Dabei erzählen sie einander allerlei Mährchen *), und sind vergnügt — vergnügter als manche unsrer Damen, in der zwangvollen Assamblee! — Sie haben auch verschiedene Hasardspiele, mit welchen sich beide Geschlechter, doch jedes für sich allein, belustigen. Weit leidenschaftlicher lieben aber alle Negern und Negerinnen den **Tanz**. So oft es Mondschein und schönes Wetter ist, muß von Sonnenuntergang an, bis nach Mitternacht getanzt werden. Eine Vergnügung, der sie sich oft bis zur Raserei überlassen. Bei jeder Gelegenheit wird ein Tanz gehalten. Die Geburt eines Kindes, die Ankunft eines Freundes, oder sonst eine freudige Begebenheit wird jedesmal mit einem Tanz- und Singefest gefeiert, das sie **Kullnjih (Kulundschhih)** nennen. Bei wichtigen Veranlassungen geben sie eine Art Maskenbälle, wozu sie eigene Tänzer haben, deren Anzug sehr groteskt ist, und in einer hohen aus Binsen gemachten Müze mit Federn, besteht; das Gesicht schminken sie um die Augen, um die Nase und um den Mund mit weisser Kreide. Um die Hüften tragen sie einen Rok von Binsen, der sich beim Tanzen nach allen Seiten ausbreitet; in den Händen haben sie ein flaches Stükke Holz, die

---

*) Matthews, er habe ihnen oft Stunden lang mit grossem Vergnügen zugehört.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

sie während des Tanzes taktmäsig an einander schlagen *).

Auch bei ihren Begräbnißfeierlichkeiten wird getanzt; sie stellen dabei ein Klaggeschrei an, das sie Whaa nennen. Dies Fest sieht aber, wie bei uns die Leichenschmäuse, mehr einem Freudenfest, als einer Trauerzeremonie ähnlich. An dem Abend des dazu bestimmten Tages versammlen sich die Verwandten und Bekannten des Verstorbenen auf einem freien Plaz vor ihren Wohnungen, wohin sie langsam und feierlich ziehen. Dort singen sie dann zur Ehre des Todten Lobgesänge, und tanzen nach dem Schall einer Trommel. Bei diesem Tanze kommen mancherlei Veränderungen vor; bald tanzen sie in einem Kreis um die Musikanten herum, und klatschen bei jeder geendigten Strofe des Gesangs in die Hände, bald tanzt wieder Einer allein, und die Uebrige sizzen oder stehen um ihn her, singen im Kor und klatschen in die Hände. Bisweilen tanzen zwei bis vier Personen mit einander, und werden von andern, wenn sie müde sind, abgelößt, die als Zuschauer unterdessen dazu geklatscht und gesungen hatten. Unterdessen wird auch dazu geschossen, und dazwischen getrunken und geraucht. Dies Todtenfest dauert vom Abend bis gegen Tagesanbruch und wird drei

*) Man erinnere sich dabei an die tahitischen Tänze: — Doch Aehnlichkeiten findet man auch bei andern Völkern.

Nächte nacheinander wiederholt. Ist der Verstorbne eine Person von Stande, und können seine Verwandten die Kosten bestreiten, so wird diese tolle Feierlichkeit einige Jahre hinter einander jährlich oft ein, bis dreimal wiederholt. Arme Leute sparen sie so lange auf, bis sie die Kosten davon bestreiten, und den dazu nöthigen Branntwein und Tabak anschaffen können; unterlassen wird sie nie, wenn sie auch noch so lange aufgeschoben wird.

Man kann dies die öffentliche Trauer nennen, an welcher beide Geschlechter Theil nehmen. Noch haben sie dabei eine besondre Haustrauer, welche aber nur die Weiber anlegen, und nur bei den **Bullamern** und **Timmanneiern** üblich ist. Zur Trauerkleidung tragen sie eine weisse leinene oder baumwollene Mützze, die so weit über die Augen herabgeht, daß sie nirgends hin als auf die Erde blikken können. Dabei schlingen sie mehrere Schnüre von ihren grossen Glaskorallen um den Hals und um die Hüften. Verheurathete Weiber aber, legen das Ueberkleid weg, und erscheinen blos in ihrem Unterkleide, das sie **Tuntunjischih** nennen.

Diese Art von Trauer wird aber nicht bloß bei Todesfällen angelegt, sondern ist auch eine Art Strafe, ein Interdikt für Mädchen und Weiber, das ihnen von ihrer Mutter oder Tante oder der ersten Hausfrau einer Familie aufgelegt wird. Es ist ein Zwangsmittel für die Weiber; denn es ist ihuen dabei nicht erlaubt, etwas von ihnen

selbst zubereitetes zu essen. Sie müssen zur Essenszeit vor die Thüre jener gehen, die ihnen zu essen geben müssen, und die Trommel rühren und tanzen. Auch darf sich Niemand unterstehen aus dem Geschirr zu essen, daraus sie assen. Die Dauer der Trauerzeit wird meistens von der Mutter, Tante, oder sonst einer alten Matrone vestgesezt. Den jungen mannbaren Mädchen wird sie vor allen andern aufgelegt um sie damit vor Unkeuschheit zu sichern. Denn die ganze Trauerzeit über ist Umgang mit Mannsleuten das gröste Verbrechen, das dem mitschuldigen Manne eine harte Strafe und dem unenthaltsamen Mädchen einen untilgbaren Schimpf zuziehen würde.

Dieses Zwangsmittel wird auch noch auf eine andere Art gebraucht. Nämlich eine Ehfrau, die den Wahn nährt, als werde sie von ihrem Manne vernachlässigt, hat das Recht seine liebste Beischläferinn in Trauer zu sezzen, und ihr dadurch den Beischlaf zu verbieten. So oft dies aber geschieht, so wird sie nach einer kurzen Prüfungszeit, durch Geschenke, durch Friedensopfer, das entweder in einer Ziege, oder einem halben Duzzend Hüner oder in einer Flasche Branntwein von den Nebenbuhlerinnen wieder versöhnt, und die leztere eilt dann wieder in die Arme des Mannes. — Dies ist ein wichtiges Vorrecht der Weiber, wodurch sie sich bei ihren Männern in Ansehn erhalten können. —

Was die Musik der Negern dieser Gegend betrifft, so besizzen sie mancherlei Gattungen derselben; doch scheint die Trommel ihr Hauptinstrument zu seyn. Sie haben ihrer dreierlei Arten davon; die nach dem bestimmten Gebrauch auch von verschiedener Grösse sind. Die eine Gattung ist von hartem Holze, das ausgehölt und oben wie unten sorgfältig verstopft wird, an der Seite hat sie eine länglichte Oeffnung, und wird mit zwei Stökken geschlagen; sie hat einen so lauten, durchdringenden Schall, daß sie bei Nacht weit umher gehört werden kann. Sie ist auch dazu bestimmt, Lärmen zu schlagen. Die andere Art ist von leichtem Holze mit Ziegenfellen überzogen, die mit Schnüren vestgespannt werden. Einige dieser Trommeln sind 6 bis 8 Fuß lang, und haben 2 bis 3 Fuß im Durchmaasse. Bei andern steht der Boden nur 2 bis 3 Zoll von einander, sie sind rund herum mit Zähnen und kleinen Stükchen Kupfer behängt, die ein lautes Geklimper machen. — Ferner haben die Negern auch zweierlei Gattungen von Saiten-Instrumenten. Das eine ist eine Art Zither; das andre sieht aus wie eine Davidsharfe, ist aber nur 2 Fuß lang. Die Seiten bestehen aus den Fasern einer Pflanze, und aus Haaren von Elefanten-Schwänzen. Weiber und Kinder gebrauchen dabei noch verschiedne Gattungen Klappern von ausgehölten Kürbissen, in die sie kleine harte Beere thun. Auch findet man unter den Negern in diesen Gegenden, doch weit seltener Rohr-

flöten mit vier Löchern, und eine Art von Trompete oder Horn aus einem Elefantenzahne verfertigt.

Die gewöhnlichste Kost der Negern ist Reiß, den sie immer ganz dik und trokken einkochen lassen, und mit Palmöl oder einer andern kräftigen Brühe, aus Fleisch oder Federvieh auch aus Fischen und Gartengewächsen wieder abdünnern und noch einmal kochen lassen. Auch viel Pfeffer und andres Gewürz thun sie daran *). Frisches Thierfleisch geniessen sie nicht so gerne als geräuchertes. Ueberhaupt aber wissen sie ihre übrigen Speisen, die doch alle sehr einfach sind, schmakhaft zuzubereiten.

Männer und Weiber essen abgesondert, und trinken bei ihren Malzeiten nichts als Wasser. Auch essen sie des Tages nur zweimal, morgens um zehn Uhr, und vor Sonnenuntergang. Vornehmere und Reichere aber nehmen auch in der Frühe leichtes Frühstük, welches ihnen jedesmal die Beischläferinnen der verflossenen Nacht zubereiten muß.

Handwerke verstehen sie ausser der Zimmer-

---

*) Eine Art Kuskus — der italienischen Menestra ähnlich.

und Schmidearbeit, und der Verfertigung ihrer Grisgris nur wenige. Doch zeigen sie viele Geschiklichkeit dazu. — Jede Familie verfertiget sich ihre Kleidungen selbst. Die Weiber spinnen und krämpeln die Baumwolle dazu, und die Männer weben und nähen. Ihre Kleidung ist sehr einfach und leicht. Sie besteht bei Knaben und Mädchen blos in einem so genannten **Tuntundschih**; dies ist ein schmaler Streif Zeug, welcher zwischen den Beinen durchgezogen wird. Die verschiedene Art ihn anzuziehen, zeichnet die Geschlechter von einander aus. Mädchen binden eine Schnur um die Hüfte, unter dieser werden die Enden des **Tuntundschih** durchgeschlungen, so, daß er vornen und hinten herunter hängt. Dabei tragen sie noch einen Gürtel von Glaskorallen um die Lenden. Die Knaben hingegen tragen das kurzere Ende vorne, schlagen das Uebrige um die Lenden, und lassen es hinten hinab hängen *). Verheurathete Weiber legen den **Tuntundschih** ab, (die **Nolloerinnen** ausgenommen) und tragen dann ein Stük ähnlichen Zeugs um die Hüfte, das bis gegen die Mitte des Beins hinab reicht. Sie binden ihn auch gerne über den Busen, nicht um ihn zu verdekken, sondern um ihn platter zu machen, und dadurch zu zeigen, daß sie verheurathete Weiber sind, welches sie für eine grosse Ehre halten.

*) Kleine Kinder laufen ganz nakt. Finch, Allg. Hist. d. R. III. B. S. 250.

Ueberhaupt sind die Negerinnen grosse Liebhaberinnen vom Puzze. Sie tragen Arm- und Halsbänder von Glaskorallen, silberne Ringe, Korallenschnüre, Ketten und Manillas, welches silberne Ringe um die Handgelenke sind. Sogar einer Schminke von verschiedener Art bedienen sie sich. Eine vornehme Negerinn zeichnet sich eben so sehr von den gemeinen Weibern durch Puz, als eine europäische Dame sich von der Bauerdirne unterscheidet. — Eine Negerdame von der Sierraleonaküste macht auch in ihrem vollen Staate keine üble Figur. Sie trägt dann über ihren gewöhnlichen Unterrok einen Tafftrok, um den Hals ein schwarz seidenes Tuch, an den beiden Enden gebunden, vornen hängt das mittlere Ek davon über den Busen herab, wie ein Kinderläzchen. Um den Kopf bindet sie noch ein solches Tuch. Auf die Stirne mahlt sie sich verschiedene Dreiekke von weisser und rother Farbe. Oft trägt sie die Haare künstlich geflochten, oft sind sie aber auch rundum abgeschoren *). Ferner haben die vornehmen Negerinnen auch goldne Ohrringe, Halsbänder von grossen Korallen, nebst einer goldenen oder silbernen Kette mit einem Schlößchen; an jeder Hand zwei bis drei goldene Handspangen, an welchen fünf bis

*) Sinch (am angef. Orte) sagt, Einige scheeren sich die Haare glatt, Andre lassen sich Figuren hinein schneiden; Manche schneiden sich die Augenbraunen ab.

sechs Ringe hängen. Eine solche Dame wird meistens von ihren Kammermädchen begleitet, das hinter ihr hergehen muß. Es sind gewöhnlich die schönsten jungen Mädchen von fünfzehn Jahren, mit Korallen gepuzt und in ein Stük Taft oder Ziz gekleidet, der wie ein Mantel über die linke Schulter geworffen wird.

Der männliche Anzug besteht in einem weiten Hemde ohne Halskragen, mit weiten ungeschlossenen Aermeln, in langen Hosen, die bis mitten auf die Beine reichen, und in einem Hute, oder einer gutpassenden Müzze, von ihren selbst verfertigten Zeugen. Doch gewöhnlich gehen sie — die Oberhäupter ausgenommen — mit blossem Kopfe und Füssen *). Man hat bemerkt, daß sie gar zu gerne den Weissen in der Kleidung nachzuahmen suchen. Die **Mandingoer** unterscheiden sich darin, daß sie beständig eine rothe Müzze und rothe Sandalen tragen. Ihre Hemder und Beinkleider nähen sie gewöhnlich auch mit Wolle aus, worin sie sehr geschikt sind. Ohne ihren **Belmo**, ein grosses gerades Messer, das sie in einer Scheide an der rechten Seite tragen, gehen sie nie aus **). Solcher Messer haben sie immer zweierlei Gattungen

*) Von der seltsamen Kleidung der Advokaten, welche Barbot beschreibt, weiter unten.

**) So wie z. B. auch die Bewohner der Sandwich-Insel.

bei sich, ein kleines zum Essen, und ein grosses zur Vertheidigung.

Die in Afrika einheimische Gewohnheit in die Haut allerlei Figuren einzurizzen, welches die Südindier **tåttauiren** nennen, ist auch auf der Sierraleonaküste ziemlich gemein. Hier wird es **sokkola** genannt *). Der Rükken, die Lenden, der Bauch und die Brust sind die Theile, welche in dieser Gegend noch auf mancherlei Weise punktirt oder tåttauirt werden. Die verschiedene Zeichnung der Haut — denn nicht alle punktiren sich auf gleiche Art — deutet zwar auch den Stamm, doch mehr noch den Stand der Person an. Ein Sklave darf nicht so gezeichnet seyn, wie ein Freier. Diese Operazion ist an sich selbst äusserst schmerzhaft, oft sogar gefährlich. Sie wird an den Kindern ausgeübt, die nur einige Monate alt sind. Einige Nazionen verstehen es, die Haut so aufzutreiben, daß sie wie eine erhabne Arbeit aussieht. Andre punktiren sich mit lauter kleinen Stichen, wozu sie ein eignes, spizziges Werkzeug haben, das in eine Flüssigkeit getaucht wird, und unauslöschliche Spuren hinterläßt. Diese Art ist unter den braungelblichen Negern herrschend. In den südlichern und östlichern Gegenden Afrikas wird auch das Gesicht so aufgerizt **).

*) Man sehe hierüber Meiners Geschichte der Menschheit.

**) Finch sagt, die Neger von Sierraleona feilen sich auch die Zähne scharf.

Wenn die Negern in Sierraleona ein Dorf oder eine Stadt anlegen wollen, so wählen sie meistens eine Stelle am Ufer eines Flusses oder Baches, um der Fischerei willen. An dem gewählten Orte wird dann die Erde von Holz und Gesträuchen gesäubert, aber nie nehmen sie sich die Mühe, einen grössern Raum abzuholzen, als gerade nöthig ist, um ihre Häuser darauf zu bauen. An den Durchzug des Windes, der ihnen auf einem grossen freien Plazze gesündere Luft gewähren würde, denken sie gar nicht. Ihre Bauart ist ganz unordentlich, planlos, an geraden Strassen und Regelmässigkeit ist ihnen nichts gelegen; Jeder sucht sich einen bequemen Plaz zu seinen Häusern, und baut eine Menge dahin, besonders wenn er eine grosse Anzahl Weiber hat, da er jeder ihr eignes Haus geben muß. Die Häuser die zu Einer Wohnung gehören, stehen alle in einem Zirkel herum und sind mit einem lebendigen Zaun von hölzernen Pfählen umgeben, welche bei der grossen Fruchtbarkeit des Bodens, dann in kurzer Zeit ausschlagen, zu grünenden Bäumen werden, und einen reizenden Anblik gewähren. Eine Zahl dergleichen umzäunter Gebäude, oder solcher **Tapaden** machen ein Dorf oder eine Stadt aus, die gewöhnlich mit einer Lehmmauer oder mit starken Palisaden umgeben ist, und oft einen sehr grossen Raum einnimmt. Die Thore dieser Städte werden in Kriegszeiten mit Wachen besezt, und Nachts sorgfältig verschlossen.

Die Häuser oder Hütten in dieser Gegend sind, wie überhaupt alle Negerhäuser nur einen Stok hoch, entweder rund oder länglicht vierekt. Die Wände bestehen aus aufgerichteten Pfählen mit Zweigen durchflochten und mit einem zähen Thone beworfen. Der Fußboden ist ein hart geschlagener Estrich, das Dach wird aus langen Stangen gemacht, die mit Gras bedekt sind. Ein solches Haus hat meistens zwei gegeneinander überstehende Thüren, die einen Zugwind verursachen, und beim heissen Wetter die Bewohner erquikken. Auswendig werden diese Häuser mit weissem Thone übertüncht, den man in Flüssen findet *). Die genannten Thüren sind aber nicht aus Holz wie bei uns, sondern bestehen bloß aus einer Matte, welche an der obern Schwelle bevestigt ist, und die man auf und zu rollen kann. Wenn diese Matte abgerollt ist, so wagt es ja Niemand in das Haus zu tretten, ohne vorher anzufragen; ist sie aber aufgerollt, so kann jeder ungemeldet hinein gehen. Das Dach ragt gewöhnlich 5 bis 6 Fuß über die Wände hinaus, und ruht auf Pfählen. Der Raum zwischen diesen Pfählen und der Wand ist 12 bis 18 Zoll erhöht, und bildet eine Art von Säulengang, in welchem man vor Regen und Sonnenstralen geschüzt ist.

Im Innern des Landes werden von Baksteinen

*) Des Marchais (am angef. Orte) sagt, mit Kalk aus Muscheln gebrannt.

an der Sonne gedörrt auch grosse Häusser gebaut. Sie dauren dann viele Jahre, wenn nur die Wände oben vor Wind und Regen sicher sind.

Feueressen oder Kamine haben die Negern nicht in ihren Häusern, doch zünden sie Morgens und Abends immer Feuer an, um die so beschwerlichen Muskiten zu vertreiben *). — Sklaven, Kinder, Mägde und überhaupt geringere Leute schlafen auf Matten oder getrokneten Fellen, die neben dem Feuer auf den Boden hingebreitet werden. Vornehme machen sich (wie in Senegambien) Bettstätte von vier in die Erde geschlagenen Pfählen mit einer Unterlage von Rohr. Statt der Vorhänge werden Matten herumgezogen. In den Hütten oder Häusern der Männer findet man nichts als einen Kasten, worinn sie ihre Kleider und Kostbarkeiten verwahren, eine Matte oder ein Fell zum sizzen, und ihre Waffen. Der Hausrath der Weiber hingegen besteht in Matten, Sesseln u. s. w., und besonders auch immer in einem Spiegel.

In der Mitte jeder Negerstadt steht ein rundes auf allen Seiten offenes Gebäude, das eigentlich ihr Versammlungs- oder Rathhaus ist; sie nennen

*) Des Marchais sagt, die Hütten haben oben eine Oeffnung, um den Rauch hinauszulassen. Unter demselben ist in der Mitte der Feuerheerd, auf welchem sie beständig, wegen der feuchtkalten Nächte, Feuer erhalten.

es **Burrie**. Darin werden alle Prozesse geschlichtet und überhaupt alle öffentlichen Angelegenheiten besorgt.

Die **Mandingoer**, die sich, wie gesagt, zur muhammedanischen Religion bekennen, haben in jeder Stadt eine **Moschee**, von deren Spizze das Volk zum Gebet gerufen wird *). — Sie haben auch noch verschiedne kleine **Buris**, welche zu öffentlichen Schulgebäuden dienen, in welchen die Jugend arabisch schreiben und lesen lernt.

Die Vielweiberei ist unter den Negern dieses Landstrichs ohne alle Einschränkung eingeführt, und die Weiber sind, wie bei gesitteteren Völkern, häufig unter den Grossen das Band des Friedens und der Freundschaft. Wollen sich zwei Stämme nach einem Kriege wieder miteinander versöhnen, oder aus anderen Gründen sich enger mit einander verbinden, so ist jedesmal ein wechselseitiger Tausch der Töchter der Oberhäupter die Grundlage des Vertrags. Dies thun auch Privatpersonen, und daher kömmt es, daß die Grossen so viele Weiber

---

*) Man vergleiche damit, was von den Muhammedanern in Senegambien im VI. B. d. W. gesagt worden ist. Wahrscheinlich sind diese Mandingoer Marbuten.

bekommen *). Um Familien unter einander zu verbinden, bestimmen sie oft einem Mädchen gleich nach der Geburt ihren Gatten, welchem es auch sogleich übergeben wird. Bei den Susiern aber bleibt das Mädchen dann unter der Aufsicht ihrer Mutter bis es zur Vermählung das gehörige Alter erreicht hat, das aber mehr nach dem Körperbau, als nach den Jahren bestimmt wird.

Die Hochzeitzeremonien sind folgende: Am Hochzeittage stellt der Bräutigam in einer gewissen Entfernung Leute an den Weg hin, an dem man die Braut erwartet, die mit Getränken und Erfrischungen versehen sind. Diese müssen im Ueberflusse da seyn, denn wenn die Begleiter der Braut nicht mit der Menge derselben zufrieden sind, so thun sie keinen Schritt weiter, und kehren wol gar auf halbem Wege wieder um. Sobald aber der Zug die Stadt erreicht hat, so hält er stille, um sich mit des Bräutigams Gesandtschaft zu vereinigen, und nun bezeugt der ganze Troß seine Freude durch Schiessen, Jauchzen, Singen und Schreien, wobei dann auch getrunken wird. Hierauf nimmt ein altes Weib die Negerbraut auf den Rükken, diese muß die ganze Zeit über mit einem Tuche bedekt bleiben, und darf sich vor der Vollziehung der

Heurath

*) Wahrscheinlich wurde Villault (am angef. Orte) dadurch verleitet zu glauben, die Negern in Sierra leona hätten die Weiber in Gemeinschaft.

Heurath von keiner Mannsperson sehen lassen — und schleppt sie so unter dem Jauchzen und Lärmen ihrer Begleiter in die Wohnung des Bräutigams. Auf den Weg, den das alte Weib mit ihrer Bürde betritt, werden Matten herum gebreitet, damit ihre heiligen Füsse ja die Erde nicht berühren. Abends begibt sich dann der Bräutigam mit der Braut in die Brautkammer, und löset ihr den Gürtel. Glaubt er nun an ihrer Keuschheit zweifeln zu dürfen; so verläßt er sie auf der Stelle wieder. Sobald dies ihre Verwandten dann erfahren, so entfernen sie sich schreiend und heulend vor Beschämung. Ist er aber mit ihr zufrieden, so bleibt er die ganze Nacht über bei ihr. Ihre Verwandten freuen sich dann dieses Triumphes, und ziehen mit dem Zeichen ihrer Jungfrauschaft im wilden Taumel durch die Strassen. — In jedem Falle steht es dem Bräutigam frei, die Braut wieder zurük zu schikken, dabei muß er ihr aber die ganze Mitgabe herausgeben.

Bei den **Bullamern**, **Bagoern** und **Timmanneiern** ist es gebräuchlich, daß der Bräutigam seine Braut schon als Kind ins Haus nimmt, und sie an seiner Seite erzieht. Er muß dann nach dem Maaßstab seines Vermögens ihren Aeltern ein Geschenk machen, welches man unter diesen Völkern **Wein für dasselbe abziehen** heißt. Sollte aber dem Mädchen vor der Heurath übel begegnet werden, so haben die Aeltern das Recht,

es zurük zu nehmen, wenn sie ihm das Geschenk zurükgeben; aber auch der Bräutigam hat das Recht sie zurük zu schikken, ohne daß er das Geschenk zurük fordern darf.

Nach diesen Gebräuchen zu schliessen sollte man glauben, daß unter ihnen die Keuschheit in einem ausserordentlichen Werthe stehe. Vor der Hochzeit behauptet sie ihn zwar, aber dann achten die Weiber ihrer auch nicht viel mehr. Es herrscht unter ihnen sogar eine gewisse galante Lebensart, die zum guten Tone gehört, und es ihnen zur Ehre macht, ihre Männer zu krönen. Eine solche galante Dame hält es für eine grosse Unhöflichkeit ihrem Anbeter einen Korb zu geben, wenn sie schon weiß, daß auf seine Begünstigung eine grosse Strafe gesezt ist. Eheliche Untreue gehört so sehr zum galanten Tone, daß der gute Name eines Weibs bei der Ueberweisung gar nichts darunter leidet. Es hat beinahe jede verheurathete Negerinn in dieser Gegend ihren Buhlen, den sie **Gangih Kanih** nennen, (eine Art **Cicisbeo**) und dem sie den ersten Antrag macht. Die Ehebrecherinn gibt sich auch gar nicht viel Mühe, diesen Umgang geheim zu halten; denn der Mann sieht sich gar oft genöthigt, zu schweigen, wenn er sich keinen schlimmen Folgen aussezzen will. Zwar sind die Landesgesezze gegen den Ehebruch sehr scharf; aber es erfordert doch ein grosses Ansehen sie in Ausübung zu bringen. Indessen sind solche Liebschaften doch meistens

nur unter den Vornehmen zu finden*), welche ein grosse Menge Weiber haben, da der gemeine Neger sich mit einer oder zweien Frauen begnügt. Die Ehbrecherinn wagt es dann nicht leicht, ihren Mann bei der Geburt des Kindes zu hintergehen, und gibt ihm meistens den rechten Vater an. Hätte aber der Mann von einem geliebten Weibe gern Kinder, so nöthigt er sie, zu schwören, daß sie sich eine Zeitlang jedes fremden Umgangs enthalten wolle. Ist aber ein solches Weib nach der Hand schwach genug, durch List oder Gewalt ihren Schwur zu brechen, so erkühnt sie sich nicht, es zu läugnen, und die beiden Schuldigen sezzen sich dann der schimpflichsten Strafe aus; ja sie werden auf immer mit Verachtung angesehen, und für ehrlos gehalten.

Ihre Todten begraben diese Negern, wie die Europäer, in die Erde, entweder Morgens oder Abends**). Zuvor richten sie aber noch verschiedne

*) Des Marchais sagt, diese Negern sind nur auf die erste oder eigentliche rechtmässige Frau eifersüchtig, die andern Weiber und Beischläferinnen überlassen sie gern den Fremden.

**) Barbot (am angef. Orte) sagt, die Könige werden zum Unterschiede, auf den Strassen begraben, die nach ihrer Wohnung gehen.

Fragen an den Verstorbenen. — Die Leiche wird in ein reinliches weisses Tuch gewikkelt, auf eine offne Bahre gelegt, und von sechs jungen Leuten auf dem Kopfe nach dem Begräbnißplazze getragen, der immer in einem Gebüsche ausser der Stadt ist. Ob ihn Weiber oder Männer tragen sollen, hängt bloß von der Wahl des Verstorbenen ab, der wie sie steif und vest glauben, sich nicht von der Stelle bringen läßt, wenn ihm die Träger nicht behagen. Sind sie mit ihm auf dem Begräbnißplazze angelangt, so stellt sich einer seiner Freunde oder Verwandten in einer sechs Schritte weiten Entfernung, hält einen grünen Zweig in der Hand, und spricht ihn ungefähr auf folgende Art an: „Du bist nun ein Todter, du weißt, daß du nun „nicht länger lebst, und wie unser einer bist. — „Du weißt, daß dich der Allmächtige Gott auf die „Stäbe (Bahre) gelegt hat, und daß du die Wahr„heit antworten mußt„! — Dann fragt er ihn, was die Ursache seines Todes sei? Ob er seinen Tod vorher gewußt habe? Oder ob er durch Zauberei, Gift oder mächtigere Amulete veranlaßt worden sei? — Denn sie glauben, es sterbe Niemand, ohne es vorher zu wissen, ausser wenn sein Tod nicht natürliche Folge von Krankheit ist. — Bejaht die Leiche eine dieser Fragen, so thut sie es durch eine Gewalt, der sie, nach ihrer Aussage, nicht widerstehen können, und treibt die Träger einige Schritte vorwärts. Die Verneinung hingegen gibt sie durch eine rollende Bewegung zu

erkennen, der sie, wie sie sagen, ebenfalls nicht widerstehen können. Entsteht unter ihnen durch diese Zeichen ein Verdacht, daß der Tod des Verstorbenen durch Vergiftung oder Zauberei bewirkt worden sei, so fahren sie fort ihn zu fragen: Wer der Schuldige sei? Sie nennen dem Todten verschiedene Leute her, von welchen sie glauben, daß sie dem Verstorbenen nicht gewogen gewesen. Sie machen immer mit seinen Verwandten den Anfang. Ist es nun einer von diesen, so bleibt der Leichnam eine Weile ruhig, als ob er sich schämte, seine eigenen Blutsfreunde anzugeben, endlich ist er aber doch genöthigt, zu antworten. Hierauf wird er genau befragt, ob er auch in der Person gewiß sei? — Bejaht er dies, so wird er gebeten, nach der Hand, die den Zweig hält, zu schlagen; der, welcher vor der Bahre steht, hält den Zweig in die Höhe. Sogleich stößt der Todte die Bahre fort, und schlägt nach dem Zweige. Um die Zuschauer desto mehr zu überzeugen, wird dies zwei bis drei Mal wiederholt.

Der Schuldige wird nunmehr ergriffen, und wenn er der Zauberei angeklagt ist, ohne weitere Umstände verkauft. War aber der Verstorbene ein vornehmer Mann, und der Beschuldigte ist arm, so geschieht es häufig, daß seine ganze Familie mit ihm zugleich verkauft wird. Schreibt aber der Verstorbene seinen Tod dem Gifte zu, so wird der Verbrecher bis zu weiterer Untersuchung aufbe-

wahrt, kömmt aber, ob dies gleich gewissermassen von seinem freien Willen abhängt, selten mit dem Leben davon.

Nachdem die Leiche in das Grab gesenkt worden ist, das mit Matten umhängt wird, und die besten Kleidungsstükke und Geräthschaften des Verstorbenen mit hineingeworfen sind, so wird der Angeklagte so verwahrt, daß er leicht entkommen kann. Dies soll ihm zu erkennen geben, er habe die Landesgesezze übertreten, und sich dadurch um seine Freiheit gebracht. Sobald es Nacht wird, flüchtet er sich dann nach der nächsten Stadt, und sucht um den Schuz des Oberhauptes an, der als eine unpartheiische Person angesehen wird. — Er zeigt ihm an, die Leiche dieses oder jenes Mannes habe ihn der Giftmischerei beschuldigt; er sei aber unschuldig, und bitte zum Beweise dafür, um die Erlaubniß, das rothe Wasser *) trinken zu dür-

*) Matthews sagt uns weiter nichts von diesem rothen Wasser, als weiter unten, es sei vergiftet. — Atkins (am angef. Orte) sagt: „Wenn Einer eines Mordes, Ehebruchs oder andern Verbrechens beschuldigt wird, so muß er das rothe Wasser trinken, welches von den Richtern zubereitet, und der Reinigungstrank genannt wird. Hat man gegründeten Verdacht gegen den Beklagten, so macht man das Wasser so stark, daß er davon sterben muß; hält man ihn aber für unschuldig oder will man ihn aus andern Ursachen durchschlüpfen lassen, so macht man es schwächer, so daß

fen. Dies wird ihm allezeit erlaubt, und nun läßt man die Freunde des Verstorbenen holen, um Zeugen zu seyn.

Zur bestimmten Zeit wird der Beschuldigte auf eine Art von hohen Stul gesezt, seine Kleider werden ihm ausgezogen, und er wird um die Hüften herum in Platanenblätter gewikkelt. Dann gibt man ihm in Gegenwart der ganzen Stadt, die sich immer bei solchen Gelegenheiten versammelt, erst ein wenig Kola oder Reiß zu essen, und hierauf trinkt er das vergiftete Wasser. Tödtet es ihn, welches fast allemal geschieht, so wird er für schuldig erklärt. Kömmt er aber mit dem Leben davon, nachdem er fünf bis sechs Maaß getrunken, und den genossenen Reiß oder Kola unverdaut wieder von sich gegeben hat, so wird er für unschuldig erklärt, aber doch nicht eher vollkommen, als bis des andern Tages zur nämlichen Stunde. Während dieser Zeit wird ihm nicht erlaubt, sich durch irgend eine Ausleerung Erleichterung zu verschaffen, und sollt' er sich durchaus nicht länger halten können, so wird dies für einen eben so starken Beweis, daß er schuldig sei, gehalten, als ob ihn der erste Trank ums Leben gebracht hätte. Um es auch ganz unmöglich zu machen, daß das Gift unwirksam bleibe, wenn noch etwas davon im

es ihm nichts schadet.„ — Aehnliche Gebräuche findet man auch bei andern Völkern, z. B. in Kongo u. s. w.

Magen seyn sollte, nöthigt man den Beklagten an den seiner Rettung wegen angestellten Freudensbezeugungen Theil zu nehmen, und die ganze Nacht mit Singen und Tanzen zuzubringen. Uebersteht er aber diese Probe glüklich, so wird er dadurch freigesprochen und nun höher geachtet, als vorher; er bringt dann einen Palaver oder eine gerichtliche Klage gegen die Freunde des Verstorbenen wegen Verunglimpfung seines ehrlichen Namens und widerrechtlich erlittenen Arrestes an, worauf denn gemeiniglich die Sache durch eine der Beleidigung angemessene Bezahlung abgethan wird.

Antwortet der Verstorbene, er habe seinen Tod vorher gewußt, und er sei vorsezlich gestorben, so fragen sie ihn weiter, was ihn denn bewogen habe, zu sterben und sie zu verlassen? Ob etwa Jemand eine schöne Flinte oder ein schönes Kleid gehabt, wozu er Lust gehabt hätte? Oder ob ihn Jemand beleidigt habe, an dem er sich nicht rächen konnte? In solchen Fällen aber können sie Niemanden deßwegen etwas anhaben.

Bisweilen ereignet es sich, daß der Todte Jemanden beschuldigt, ihn durch Zauberei ums Leben gebracht zu haben, den sie entweder seines hohen Alters oder seiner Familie und Verbindungen wegen, nicht verkaufen können, weil dies für die Seinigen ein zu grosser Schimpf seyn würde. In diesem Falle wird der Beschuldigte, nachdem seine Strafbarkeit erwiesen worden ist, nach einem Felde

ausserhalb der Stadt geführt und genöthigt, sich sein eignes Grab zu machen. Dabei verspotten ihn die Umstehenden, die ihn bewachen müssen, und sagen öfters zu ihm: „Du gehst mit dem Tode um, und kannst andere Leute ums Leben bringen, nun mußt du ihn selber kosten„! Er fährt aber dem Anschein nach ganz gelassen mit seiner Arbeit fort und antwortet: „Ja, es ist wahr, ich habe den urd den getödtet und noch viele andere mehr, und wenn ich länger leben könnte, ich wollte noch weit mehrere ums Leben bringen„. Während solcher Reden mißt er oft die Länge und die Breite der Grube mit seinem Leibe. Sobald man dieselbe nun für tief genug hält, muß sich der Missethäter mit dem Gesichte gegen dieselbe gekehrt, unten hinstellen, und einer, der hinter ihm steht, gibt ihm einen heftigen Schlag ins Genikke, so daß er aufs Gesicht in die Grube stürzt. Dann wird etwas lokre Erde auf ihn geworfen und ein spizziger Pfahl von hartem Holze ihm durch den Leib getrieben, der ihn im Grabe annagelt. Das Loch wird hierauf mit Erde ausgefüllt und seines Namens wird nicht weiter gedacht.

Obgleich diese Zeremonien beständig beobachtet werden, so sind sie doch bei jedem Stamme verschieden. Die **Susier** tragen nämlich die ganze Leiche, die **Timmaneier** und **Bullamer** hingegen nur die Kleider, die der Verstorbene im Tode anhatte, und die Nägel von seinen Händen und

Füssen, die sie gleich, nachdem er verschieden ist, abschneiden, und von denen sie glauben, daß sie eben die Kraft haben, die vorgelegten Fragen zu beantworten, als der ganze Körper; worin sie denn gewiß Recht haben.

Das geheime Einverständniß unter den handelnden Personen ist bei diesem sonderbaren Gaukelspiel so in die Augen fallend, daß es unbegreiflich ist, wie das gemeine Volk bis jezt noch nicht hat darauf aufmerksam werden können, obgleich dieser Gebrauch schon seit undenklicher Zeit eingeführt ist.

Man sagt, in den inneren Gegenden des Landes soll es so gewöhnlich seyn, bei jeder unbedeutenden Veranlassung **rothes Wasser** zu trinken, daß es für die Bevölkerung des Landes sehr traurige Folgen habe; man habe daher auf ein Mittel gesonnen, diese Gewohnheit, wenn auch nicht ganz abzuschaffen, da der gemeine Mann, und besonders die Weiber, von ihrer Untrüglichkeit sehr eingenommen sind, doch wenigstens seltener zu machen.

Das Mittel, welches die inländischen Negern dazu ausfindig gemacht haben, ist dieses. Wenn jemand das rothe Wasser trinken soll, so versammeln sich die Freunde beider Partien völlig bewaffnet, wie auf einem polnischen Reichstage, und in dem Augenblik, da das Gift anfängt zu wirken, entweder zum Brechen oder zum Tode, greifen die Freunde des Beschuldigten die andere

Partei an, entweder um seinen Tod oder seine gekränkte Unschuld zu rächen.

Die meisten rohen unaufgeklärten Nazionen glauben zwar an Zauberei und Hexerei; doch gibt es Völker, die ganz besonders an diesem thörichten Aberglauben hängen; zu diesen gehören auch die Negern von Sierraleona. Sie glauben nämlich, daß alle Dinge dem Einflusse der Zauberei unterworfen seien, und jeden Vorfall im Leben schreiben sie dieser Ursache zu. Selbst die Ausbrüche ihrer zuweilen teuflischen Bosheit entschuldigen sie damit, indem sie dieselbe für die Gewalt der Hexen über sie ausgeben. **Matthews** erzählt ein ausserordentliches Beispiel davon.

Ein Mann von einigem Ansehen, aber von sehr bösem Karakter, hatte in Abwesenheit seines Schwiegersohns an einigen seiner Leute die abscheulichsten Grausamkeiten verübt. Sehr besorgt, es möchte bei der Zurükkunft jenes Mannes üble Folgen für ihn haben, ließ er einer von seinen Töchtern tödtliches Gift beibringen, und unter den Qualen, die ihr dasselbe verursachte, ward sie durch das Versprechen, ihr Hülfe und Linderung zu verschaffen, beredet, das Geständniß zu thun, sie hätte gehext, um ihrem Vater den Kopf zu verderben, damit er solche böse Dinge thäte. Damit es ihr aber nie einfiele, ihre Aussage zu wider-

rufen, sorgte er dafür, daß sie wenig Tage nachher zur Ruhe kam. —

Wird Jemand beim Baden oder im Schwimmen von einem Krokodill gefressen, oder es kömmt ein Leopard unter ihre Schafe oder Hüner, oder es wird Jemand plözlich krank, oder stirbt plözlich, oder wird von einer ihnen unbekannten Krankheit befallen, sogleich schreiben sie dies der Zauberei zu, und es ist ein seltener Fall, daß ihre Wahrsager, die sie bei solchen Gelegenheiten befragen, nicht diesen oder jenen als den Hexenmeister anzugeben wissen, den sie dann auf der Stelle verkaufen.

Ihr Glaube an die Kraft der Amulete, oder Grisgris ist ganz gränzenlos. Diese Grisgris bestehen aus Stükchen Ziegenfell, entweder mit den Haaren, oder wie Saffian zugerichtet, in allerlei Gestalten und Grössen geschnitten, von der Grösse eines englischen Schillings bis zu der eines Schafherzens, und auch von eben der Gestalt, und mit einem gewissen Pulver ausgestopft und Stükchen Papier drein, auf welchen arabische Sprüche aus dem Koran geschrieben sind. Diese tragen sie um den Hals, um die Hüften, um die Beine und Arme gebunden, und zwar in solcher Menge, daß ein Mann, der damit völlig ausgerüstet zu Felde zieht, daran und an seiner Flinte genug zu schleppen hat.

Jedem Grisgris ist sein besonders Geschäft an=

gewiesen; eins soll vestmachen, ein anderes vor Gift, ein drittes vor Feuer, ein viertes vor dem Ertrinken bewahren. Geschiehts nun aber doch, daß einer getödet wird, oder verbrennt, oder ersäuft, so sagen sie blos, sein Grisgris sei nicht so kräftig gewesen, als der Person ihres, die an seinem Tode Schuld ist. Dies versteht sich aber blos, wenn Jemand im Kriege gegen seine Landsleute umkommt, denn sie geben zu, daß sie keine Grisgris haben, wodurch sie sich gegen grobes Geschüz und Feldstükke vest machen können*).

Von ihren Grisgris-Männern wissen sie eine Menge wunderbarer Geschichten zu erzählen, davon ich nur ein Paar anführen will, um ihre erstaunende Leichtgläubigkeit recht ins Licht zu sezzen. — Sie erzählten unter andern, ihre Zauberer giengen mit fliegenden Haaren ins Wasser, blieben nur eine halbe Stunde unter demselben, und kämen alsdenn mit völlig troknem Haare, sehr nett nach Landesmode geflochten, wieder herauf. — Um Diebstahl oder Ehebruch zu entdekken, hätten sie folgendes Mittel. Sie legten etwas Rinde von einem gewissen Baume in einen kleinen irdenen Topf, gössen ihn voll Wasser und sezten ihn ans Feuer. Nachdem es nun eine Zeitlang gekocht hat, wirft der Zauberer einen kleinen Stein hin-

*) Dies alles stimmt beinahe ganz mit dem überein, was im VI. B. d. W. von den Amulaten der senegambischen Negern gesagt worden ist.

ein, und nimmt ihn zwei bis drei mal heraus, um die Zuschauer zu überzeugen, daß er nichts von dem heissen Wasser leide. Hierauf befiehlt er dem Beklagten, den Stein herauszunehmen. Ist er nun unschuldig, so brennt ihn das Wasser nicht, geschieht es aber, so ist er schuldig, und dies ist gemeiniglich der Fall, wenn Weiber wegen Ehebruch sich dieser Probe unterwerfen müssen.

Ein anderes eben so wirksames Mittel ist folgendes: — Der Zauberer gießt ein zinnernes Bekken, oder eine kupferne Pfanne voll Wasser. Dann stekt er zwei Stekken an jeder Seite derselben in die Erde, zieht von einem zum andern eine dünne Schnur, und knüpft in der Mitte derselben einen Zwirnsfaden an, an dessen Ende ein Pfefferkorn so hängt, daß es gerade das Wasser berührt, aber nicht hineintaucht. Alsdenn tunkt er die Finger ins Wasser und sprüzt es dem Beklagten ins Gesicht. Ist dieser schuldig, so überzieht sogleich ein weisses Häutchen seine Augen, beraubt ihn des Gesichts und verursacht ihm die heftigsten Schmerzen. Ist er aber unschuldig, so hat es keine Wirkung. Hat dann der Beschuldigte bekannt, so taucht der Zauberer wieder die Finger in dasselbige Wasser, sprüzt es ihm wieder ins Gesicht und den Augenblik ist er von allen Schmerzen, und von seiner Blindheit befreit. Diese Dinge gehen jeder Zeit bei hellem Tage, in Gegenwart einer Menge Volks vor, und was das Sonderbarste ist,

der Beschuldigte kann einen Bevollmächtigten schikken, an dem die Probe gemacht wird. Diese Zauberer geben auch vor, sie könnten zukünftige Dinge vorhersagen, indem sie Sand oder Steine in die Luft würfen, u. s. w. Gaukeleien, die auch unter aufgeklärten Völkern noch Anhänger und Leichtgläubige finden *).

Priester, Zauberer oder alte Weiber sind bei rohen Nazionen die gewöhnlichen Aerzte. Bei den Negern von Sierraleona sind es die alten Weiber, die sich mit der Heilkunde abgeben, und verrichten (nach **Matthews**) oft wirklich erstaunende Kuren; besonders bei äusserlichen Schäden, die sie blos mit Kräutern heilen, deren es in den Wäldern und auf den Feldern eine grosse Menge gibt.

Die häufigsten Krankheiten unter den Eingebohrnen sind Wechselfieber und der Wasserbruch. Leztern will man dem zu häufigen Gebrauch des Palmweins und dem Uebermaß des Genusses der Liebe zuschreiben. Die Lustseuche findet sich eben=

---

*) Matthews erzählt (S. 142.) daß ein sonst vernünftiger, angesehener europäischer Kaufmann, welcher bei 30 Jahre auf dieser Küste wohnte, ihm bekannt habe, er sei so oft Zeuge von der grossen Kunst der negerischen Zauberer gewesen, daß er jezt nicht mehr daran zweifeln könne.

falls oft, aber ohne jene schröklichen Zufälle, die sie oft in Europa begleiten; sie ist hier jederzeit leicht zu heilen. Auch kann man diesen Negern nicht begreiflich machen, daß sie aus unreinem Beischlaf entstehe. Die Kinderblattern sind hier gleichfalls endemisch, doch an der Küste nicht so häufig, als im Innern des Landes.

Einem Europäer ist es beinahe unmöglich, sich von der Religion der heidnischen Bewohner dieses Landes einen richtigen Begriff zu machen; denn sie haben keine eigentlichen Priester, noch irgend eine bestimmte Glaubensform, noch das, was man Volksgottesdienst nennen könnte. Ein jeder formt sich seine Gottheit nach seiner Fantasie; denn diese Negern sind **Fetischendiener**, und ihre **Fetischen** sind die ungestaltesten, plumpesten und lächerlichsten Figuren, die man sich erdenken kann.

Doch erkennen sie ein allerhöchstes göttliches Wesen, und bekennen, daß sie an ihn glauben. Sie sagen, er wohne über ihnen, er habe alle Dinge erschaffen und regiere sie *). Begegnet ihnen etwas Erfreuliches oder Trauriges, so sagen sie ganz gelassen, Gott habe es ihnen zugeschikt; es wäre denn, daß sie sich einbilden, es seie

durch

---

*) Womit auch Sinch übereinstimmt.

durch Zauberei bewirkt worden; aber Ihm für eine Wohlthat zu danken, oder durch Gebet und Reue Ihn (nach Art anderer Völker) zu versöhnen, fällt ihnen nie ein. — Hingegen ihren Fetischen, den Geistern und Teufeln und Genien, die sie für die Befehlvollstrekkenden Diener der Gottheit halten, bringen sie Opfer. Diese ihre Geister, die, wie sie glauben, unumschränkt auf Erden herrschen, sind gewöhnlich kleine Figuren von Thon *), die oft erneuert werden, und mit einer Menschengestalt einige Aehnlichkeit haben. Diese stellen sie unter einen Baum, machen von dürren Blättern ein kleines Dach über sie, und legen ihnen Läppchen Tuch, Scherben von zerbrochenen Tassen, Tellern, Krügen oder gläsernen Flaschen, eherne Ringe, Glaskorallen, und dergleichen Kleinigkeiten zum Opfer hin; nie aber etwas von Werthe. Doch wenn sie sich ihre Geister zu irgend einem Vorhaben geneigt machen wollen, so bringen sie ihnen Getränke, wovon nur sehr wenig vor ihnen ausgegossen wird; das übrige trinken die Opfernden vor dem Altare selbst aus.

Ausser dieser Art von Fetischen haben sie auch zehn bis zwölf Zoll hohe, hölzerne und schwarz angestrichene Figuren; diese sind ihre Hausgötter.

*) Barbot nennt dies einen Fetisch-Grisgris, und sagt, man habe ihn versichert, diese irdenen Figuren seien zum Andenken ihrer Voraltern, die sie ehren wollten. — Dies ist aber unwahrscheinlich.

Sie scheinen ihnen wenig Verehrung zu erweisen, ausser wenn sie glauben, sie bedürfen ihre Hilfe*).

Bei jedem Vorfall, der ihnen begegnet, er sei gering oder wichtig, bringen sie den Geistern, von welchen sie glauben, daß sie die Luft bewohnen, und Gewalt haben, in derselben zu wirken, so wie den Geistern der Erde, ein Opfer. Diese Opfer bestehen gemeiniglich entweder in einer ehernen Pfanne, die mittelst einer Art, an den Stok eines Baums befestigt wird, oder in einer gläsernen Flasche, die sie auf einen solchen Baumstok stellen, oder in einer zerbrochenen Glasflasche, mit 2 bis 3 Glaskorallen darin, die auf die Erde hingesezt, mit einem Stükchen Zeug bedekt, und mit Steinen umstellt wird, oder in einem auf kleine Stekken ausgebreiteten Lappen, auf den sie eine zerbrochene Kürbisflasche legen, oder in einem langen Streifen Zeug, gemeiniglich von weisser Farbe, der an einen grade in die Erde gestekten Pfahl gebunden ist. An die Wirksamkeit dieser Opfer in allen Fällen glauben sie steif und fest, daher ists ein schweres Verbrechen, eins derselben, sogar unbewußt, wegzunehmen, und zieht dem Schuldigen einen Palaver, oder Anklage vor

*) Villault sagt, die Negern stellen ihren Hausgözzen richtig alle Morgen und Abend zu essen vor; auch verrichten sie regelmässig zwei Mal des Tags ihr Gebet vor ihnen. Damit stimmt Des Marchais überein.

Gerichte zu. Ist nun der Verbrecher arm, und der Beleidigte mächtig, so kann das Vergehen oft nicht anders, als durch den Verlust der Freiheit gut gemacht werden.

Dies sind einige von den Religionsgebräuchen der Eingebohrnen, wenn man sie so nennen darf, denn alle zu beschreiben, wäre eben so unmöglich, als es schwer seyn würde, zu entscheiden, was darin am meisten herrscht, ob Thorheit, oder Aberglaube *)?

Die Mandingoer bekennen sich zur muhammedanischen Religion, und befolgen im Aeusserlichen alle Vorschriften des Korans mit solcher Strenge, daß Muhammed selbst sich keine eifrigeren Anhänger und Beförderer seiner Lehre hätte wünschen können. Völlig überzeugt, wie wichtig es sei, über Andrer Gewissen zu herrschen, lassen sie keine Mittel unversucht, ihre Religionsmeinungen auszubreiten. Wo sie mächtig sind, da gebrauchen sie Zwangsmittel, wo sie aber damit nicht fortkommen können, da bedienen sie sich der feinsten Kniffe, welche menschliche Schlauigkeit nur erdenken kann. In den Dörfern der um sie herumliegenden Negerstämme errichten sie Schulen, worin sie die Kinder

*) Des Marchais sagt, sie haben auch Fetischen, die nur aus Krebsscheeren, Nägeln, Muschelschalen u. dergl. bestehen, welche sie als Grisgris in Beutelchen am Halse tragen.

unentgeltlich im Lesen und Schreiben des Arabischen unterrichten. Ihre Missionare wissen sich durch ihre Nachgiebigkeit gegen die Thorheiten und Schwachheiten der entfernten Nazionen, die sie besuchen durch Heiligkeit und Wichtigkeit, die sie sich als Abgesandte Gottes anmassen, durch Enthaltung von allen starken Getränken, vor allem aber, durch das Vorgeben, jede Bezauberung lösen zu können, nnd durch ihren Handel mit Verwahrungsmitteln gegen Behexungen bei den Oberhäuptern und Vornehmen der unwissenden Negern so sehr einzuschmeicheln, daß man in diesen Gegenden besonders, nie in eine Stadt kömmt, in welcher man nicht einen Mandingoer findet, der unter dem Titel eines Buchmannes, oder Gelehrten, der erste Minister des Regenten ist, ohne dessen Rath nichts vorgenommen wird.

Die muhammedanische Religion ist auch in diesem Lande durch die Araber und besonders durch die Marbuten *) ausgebreitet worden. Viele von den arabischen Priestern und Mönchen durchziehen nicht nur von den Ufern des Nils her das Land,

---

*) Matthews nennt hier nicht die Marbuten, sondern die Fulier, als besondere Beförderer des Islams; dies scheint aber nicht wol mit dem übereinzustimmen, was im VI. B. d. W. von den Fuliern gesagt worden ist. Hingegen auf die Marbuten paßt dieses, und das, was vorhin von den Mandingoern gesagt worden ist, vollkommen.

sondern auch von Maroko bis nach Habessinien, und leben von der Gutthätigkeit der Nazionen, deren Wohnsizze sie durchstreichen *). —

Die Beschneidung der Kinder männlichen Geschlechts ist, entweder als Religionsgebrauch oder als Landessitte, beinahe durch ganz Afrika eingeführt. Weit seltener findet man den Gebrauch, auch die Kinder weiblichen Geschlechts zu beschneiden **). Diese Sitte ist bei den Susiern und Mandingoern in Sierraleona üblich. Bei beiden Geschlechtern wird diese Operazion vorgenommen, wenn sie zum mannbaren Alter gelangt sind. Beim weiblichen besteht sie in Wegschneidung der äussern Spizze des Schamzüngelchens ***). Die dabei üblichen Zeremonien sind sonderbar genug. Alle Jahre in der troknen Jahrszeit im ersten Neumonde

*) Man sehe was im Anhang zum VI. B. d. W. hierüber gesagt worden ist.

**) Diese Sitte findet man auch in Arabien, Egypten, Habessinien; ebenfalls in Senegambien (VI. B. d. W. S. 304.) — Sie ist nicht Religionsgebrauch, sondern eine Nothwendigkeit, die durch das Klima veranlaßt wird. (M. s. Bruce's Reisen, III. B. S. 346. u. ff.)

***) Wahrscheinlich nicht die Spizze des Klitoris, sondern die Vorhaut darüber wird weggeschnitten. So ist es wenigstens in Arabien der Gebrauch. (Blumenbach, de gen. hum. var. nat.)

werden in jeder Stadt, die für mannbar gehaltenen Mädchen zusammengeholt, und in der Nacht vor dem zu dieser Feierlichkeit bestimmten Tage, von den Weibern des Orts zu dem verborgensten Plazze in einem Wald gebracht. Bei jedem Zugange aber, auf jedem Fußsteige, der auf denselben zuführt, werden Grisgris hingestellt, um alle abzuhalten, die entweder aus Unwissenheit, oder mit Vorsatz, während der Absonderung der Mädchen, welche einen Monat und einen Tag währt, sich dem geheiligten Orte nähern möchten; denn es darf kein Mensch zu ihnen kommen, ausser das alte Weib, das die Operazion verrichtet. Dieses bringt ihnen täglich ihr Essen. Sollte es aber aus Krankheit oder aus andern Ursachen verhindert werden, diesen Dienst zu versehen, so wird eine andere Frau an ihre Stelle gesezt. So wie sich diese nähert, ruft sie laut, sezt das Essen an einen bestimmten Ort, und entfernt sich ungesehen wieder, denn irgend Jemand, der sich zufällig oder vorsezlich in ihre Einsamkeit wagt, wird mit dem Tode bestraft.

Während dieser Absonderung im Walde, wo der Körper durch Schmerzen geschwächt, und der Geist durch die dunkle Stille der Orts erschüttert wird, werden diese Mädchen in den Religionsgebräuchen und aberglaubischen Zeremonien ihres Vaterlandes unterrichtet; denn eher als bis zu diesem Zeitpunkt, hält man sie nicht für fähig, sie zu ver=

stehen, oder auszuüben *). Wenn die Zeit ihres Aufenthalts im Walde, die zu Heilung ihrer Wunden für hinlänglich gehalten wird, verstrichen ist, werden sie bei Nacht wieder in die Stadt zurükgeführt, und von allen Weibern des Orts, jung und alt, und zwar ganz nakend, empfangen. In diesem Zustande ziehen die beschnittenen Mädchen unter Begleitung ihrer Nazionalmusik bis Tagesanbruch in einer Art von Prozession durch die Strassen. Würde während des Zugs eine Mannsperson sich gelüsten lassen, nur einen Blik nach ihnen zu werfen, so würde er entweder sogleich mit dem Tode bestraft werden, oder er müßte einen Sklaven hergeben. Auf die Befreiung aus dem Walde folgt ein Probemonat. Während dessen werden sie alle Tage unter Musik mit bedektem Kopfe und Leibe zu jeder angesehenen Familie in der Stadt geführt. Hier tanzen und singen sie, bis man ihnen ein kleines Geschenk reicht **). Sobald dieser Monat vorbei ist, sind sie von aller fernern Aufsicht frei, und werden so-

*) Dies scheint aber doch zu beweisen, daß ihr Aberglaube in ein gewisses System gebracht ist. — Aehnliche mysteriöse Zeremonien findet man auch bei den Fidahern auf der Sklavenküste, u. s. w. Wovon in der Folge.

**) Dies ist dem ähnlich, was von der Freiheit der Negerknaben nach der Beschneidung im VI. B. d. W. gesagt worden ist.

gleich den für sie bestimmten Ehemännern übergeben.

Wie sie zu diesem ganz besondern Gebrauche gekommen sind, oder warum sie ihn noch beibehalten, ist unbekannt *). Die Weiber sezzen einen solchen Werth darauf, daß der Vorwurf, unbeschnitten zu seyn, das erniedrigendste Schimpfwort ist, das sie brauchen können, und es gibt häufig Beispiele, daß ältliche Frauenspersonen, die aus andern Ländern gebürtig waren, sich aber hier niederliessen, um diesem Vorwurfe zu entgehen, sich der Operazion noch unterworfen haben.

Die Regierungsform und Gesezze der Negern in Sierraleona scheinen ursprünglich patriarchalisch gewesen zu seyn, da der Aelteste jeder Familie Richter und Priester zugleich war. Allein die Zeit, die allen Dingen eine andere Gestalt gibt, hat auch hier Veränderungen hervorgebracht.

Gegenwärtig ist die herrschende Regierungsform in diesen Ländern eine Art von gemässigter Monarchie, wo der Beherrscher gewählt wird, und sowohl ausserhalb als innerhalb seines Gebietes eine äusserst eingeschränkte Gewalt besizt, die mit dem Ansehen eines Bürgermeisters in einer Munizipalstadt verglichen werden kann; denn das

*) Matthews sagt, er habe nie etwas davon erfahren.

Wort Mungo, welches die Europäer immer König übersezzen, bedeutet nichts weiter, als ein Oberhaupt, und man redet ihn beständig Fasih an, welches Vater bedeutet. Jeder besondere Bezirk, selbst unter derselben Nazion, hat seinen eigenen König, Beherrscher oder Oberhaupt. Doch nennen sich die Susier und die Mandingoer, als die mächtigsten und zahlreichsten unter diesen Völkerschaften, Unterthanen des Königs der Fulier. Sie beschreiben ihn als einen mächtigen Fürsten, dessen Reich sich von der Gambia, bis ans Kap Monte erstrekke*). Aber die Bullamer, Timmaneier und Bagoer erkennen keine Obergewalt an.

Die nothwendigen Eigenschaften, um den Thron besteigen zu können, sind: eine vollkommene Kenntniß der Lokalgebräuche des Landes, die Gabe, gut zu sprechen, ein heller Verstand, oder wie sie sich selbst emphatisch ausdrüken, ein guter Kopf, Mässigkeit in der Lebensart, und Bereitwilligkeit, die Klagen der Unterthanen zu jeder Zeit

*) Was dies für ein mächtiger König der Fulier seyn soll, kann ich nicht errathen; etwa ein Monarch im Innern des Landes? — Der Siratik am Senegal oder einer von den kleinen Fürsten an der Gambia kann es doch wol nicht seyn. Wahrscheinlich stekt hier eine negerische Hyberbel darunter. Barbot sagt, die Könige am Sierraleona ständen unter der Oberherrschaft des Königs der Quoschaer auf der Pfefferküste.

anzuhören, und ihren Beschwerden abzuhelfen. Dabei muß ein Thronfähiger auch durch die Anzahl seiner eignen Sklaven und Leute, die unter seinem unmittelbaren Schuzze stehen, mächtig genug seyn, um auf Beobachtung und Ausübung der Gesezze dringen zu können.

Ausser bei den Mandingoern und Susiern sind wenige Könige Eingebohrne des Landes, das sie beherrschen. Ihre Begriffe weichen auch so sehr von den unsrigen ab, daß Wenige nach dieser Ehre streben, und von Mitbewerbern hört man selten etwas *).

Der regierende Fürst hat das Recht einen Reichsverweser zu ernennen, der nach seinem Tode in alle seine Ehren und Würden tritt, und bis zur Wahl eines neuen Königs in seinem Namen regieret. Ist der Reichsverweser ein mächtiger und

*) Barbot sagt, die Königreiche waren vormals erblich. — Er beschreibt die Thronbesteigung auf folgende Art. Der neugewählte König wird gebunden in das Haus seines Vorgängers geführt; unterwegs wird er von dem Volke verhöhnt, auch wol geschlagen. Wenn er aber in dem Königl. Hause angekommen ist, so empfangen ihn die versammelten Aeltesten, deren erster ihm eine Lobrede hält; dann wird ihm ein Beil, das Symbol der Kriminal-Justiz überreicht; er wird öffentlich als König ausgerufen, und das Volk huldigt ihm.

kluger Mann, so nimmt er auch oft das Vermögen des verstorbenen Königs so lange in Besiz und Verwahrung, bis der neue König es den rechtmässigen Erben zuspricht. Oefters geschieht es aber auch, daß wenn der Reichsverweser die Fähigkeit zu regieren besizt, ihm die Königswürde ertheilt wird, oder er fährt fort als Reichsverweser die Regierung zu verwalten, so lang als er lebt.

Der jezzige Beherrscher von Sierraleona *) (zu Matthew's Zeit) ist eigentlich nur Reichsverweser, und führt die Regierung schon über 10 Jahre, und seine Unterthanen sind so wohl mit ihm zufrieden, daß sie ihn gerne zum König machen möchten, er scheint aber mit seinem untergeordneten Range vollkommen zufrieden zu seyn. Die Einkünfte, oder vielmehr die Vortheile seiner Stelle bestehen in den Geschenken **), die ihm bei jeder Gelegenheit gemacht werden, wo sein Beistand oder sein Ansehen erforderlich sind, und die sich immer nach dem Vermögen des Gebers und der

*) Ein solches Königreich gibt es ja nicht! Matthews hat es selbst gesagt! — Er versteht hier vermuthlich das Land an der Mündung des Sierraleona, aber welches? —

**) Finch sagt, die Einkünfte des Königs am Sierraleona bestehen in einem Tribut von baumwollenen Zeugen, Elfenbein und Gold, wobei er noch die Macht habe, seine Unterthanen als Sklaven zu verkaufen.

Wichtigkeit der Sache richten. Von einem Armen, zum Beispiel, nimmt er wohl einen Korb Reiß, ein Paar oder ein halbes Duzend Hüner oder eine Ziege an, aber in einer wichtigen Sache darf man nicht weniger als den Werth eines Sklaven schenken.

Bei den Königen am Scherbro besteht das Zeichen der höchsten Gewalt in einem Elefantenschwanze, der ihnen vorgetragen wird, und dem, wenn er durch einen Boten irgend wohin getragen wird, eben der Gehorsam geleistet werden muß, als der königlichen Unterschrift. Bei den andern Königen aber findet man dergleichen Zeichen nicht; alles wodurch sie sich unterschieden war etwa ein spanisches Rohr mit einem silbernen Knopfe oder ein Hut mit einer goldenen Tresse, welches beides sie von den Weissen bekommen.

Obgleich die vollstrekkende Gewalt und endliche Entscheidung aller Streitsachen dem Könige übertragen ist, so dünkt sich doch der Vornehmste in jedem Dorfe der einzig gebietende Herr darin zu seyn. Der König kann ihm auch nichts befehlen, er muß bloß bitten, ausgenommen in Sachen, die vorher in voller Versammlung ausgemacht worden sind *). Matthew's brauchte, zum Beispiel,

*) Barbot sagt, die Minister und Räthe der Könige werden Solateskis genannt, welche auf folgende Art eingeweiht werden. Der Kandidat wird auf einen

etwas Holz in einiger Entfernung von seinem damaligen Aufenthalte, und schikte Leute hin, es zu fällen. Das Oberhaupt des Bezirks aber wehrte es ihnen. **Matthews** beschwerte sich darüber beim Könige. Dieser aber gab zur Antwort, (und es war gegründet) er wollte zu ihm schikken, und ihn ersuchen lassen, zu erlauben, daß die Leute das Holz fällen dürften, der Plaz aber wäre des Mannes Eigenthum, und er könnte ihn dazu nicht zwingen.

Die Anverwandten des verstorbenen Königs oder Oberhaupts begehren keinen Vorrang vor ihren übrigen Landsleuten, sondern sie bleiben in der Stelle, die sie vermöge ihres Reichthums oder anderer Verbindungen einnehmen, und es geschieht sehr oft, daß der Sohn eines verstorbenen Oberhaupts sich wenige Tage nach seines Vaters Tode in die Nothwendigkeit versezt sieht, auf einem europäischen Schiffe als Grometta oder Matrose Dienste zu nehmen, um sich sein Brod zu verdienen.

Gegenwärtiger Besiz ist das einzige Eigen=

Stul gesezt, der König bestreicht ihm mit den blutigen Eingeweiden einer zu dem Ende geschlachteten Ziege das Gesicht, reibt es dann mit Mehl ein, sezt ihm einen rothen Hut auf den Kopf, und ernennt ihn zum Solateski. Dann wird dieser dreimal auf seinem Stul um das Versammlungshaus getragen, und den Schluß macht ein dreitägiges Fest.

thumsrecht, das die Negern zugestehen. Verläßt Jemand sein Grundstük, so kann ein Anderer es sogleich in Besiz nehmen, wenn er nur ein Landseingebohrner ist; denn über ihre Rechte halten sie steif und veste, und verstatten keinem Fremden sich ohne ihre Einwilligung unter ihnen nieder zulassen.

Ihre Gesezze sind bloß mündliche Ueberlieferungen vom Vater auf Sohn, und bestehen in weiter nichts, als in den an jedem Orte eingeführten Landesgebräuchen, die in jedem Bezirke oder Lande, doch eben nicht wesentlich, von einander abweichen. Alle Rechtsstreitigkeiten werden vom Könige und den Oberhäuptern in öffentlichem **Burrih** oder Gerichte untersucht, und eine gewisse Art Leute, welche von dem **Palaver** oder Prozeß, (auch Gerichtssizzung) **Palaversprecher** *) (d. h. Advokaten) genannt werden, führen das Wort für die verschiedenen Parteien **).

---

*) Barbot sagt, die Advokaten werden am Sierraleona Troen genannt; er schildert ihre Kleidung sehr grotesk: Sie tragen eine Maske auf dem Gesichte, Kastagnetten in der Hand, kleine Schellen an den Füssen, und einen Kittel, der mit allerlei Federn geziert ist, so daß sie leibhaften Possenreissern ähnlich sähen. — Wahrscheinlich ist das ein Quiproquo! Barbot hat vermuthlich einen Zauberer für einen Advokaten angesehen! Ein kleiner Verstoß! —

**) Matthews sagt, er habe einst einem dieser Redner zwei Stunden lang mit grossem Vergnügen zugehört,

Wenn Rechtsstreitigkeiten unter den Eingebohrnen selbst in einem Palaver untersucht werden, so ist die Entscheidung meistentheils der Billigkeit gemäß. Es wird nach den beigebrachten Beweisen verfahren, besonders wenn beide Parteien gleich mächtig sind, und die verlierende muß, ehe sie das Gericht verläßt, alle Prozeßkosten bezahlen, oder sichere Bürgschaft stellen.

In ihren Rechtshändeln mit den Weissen aber sind sie so gewissenhafte Beobachter der Gerechtigkeit eben nicht, und es ist sonderbar genug, daß wenn auch ein Weisser den Prozeß gewinnt, er weiter keinen Vortheil davon hat, als die Ehre, Recht zu behalten; denn Ersaz sprechen ihm die Eingebohrnen nie zu, und er wird auf jeden Fall zu Bezahlung der Kosten verdammt. Ich habe sie oft um den Grund dieses Verfahrens gefragt, aber nie eine Antwort erhalten, als die: „Die Weissen kriegen zuviel Geld, sie können ihr Geld nicht alles brauchen.„

Alle Hauptverbrechen werden entweder mit Geld, mit Sklaverei, oder mit dem Tode bestraft, doch geschieht lezteres jezt selten, ausser bei den Mandingoern, die nach dem muhammedanischen Gesezze richten und summarisch verfahren, oder im

---

denn er deklamirte mit so vielem Anstand und Würde, daß er selbst in England Beifall erhalten haben würde.

Falle einer Mordthat, da die Freunde des Ermordeten Rache üben, ehe das Verbrechen öffentlich bestraft werden kann.

Auf Zauberei steht unvermeidlich Sklaverei. Giftmischerei, Ehebruch und andere Verbrechen lassen sich mit Geld abkaufen.

In Schuldensachen ist ihr Verfahren ganz nach den ersten Grundsäzzen der Rechtswissenschaft, die beinahe alle Nazionen angenommen haben, eingerichtet.

Eine Schuld wird gemeiniglich auf eine bestimmte Zeit gemacht, d. h. es wird so und so lange Kredit gegeben. Weigert sich der Schuldner, wenn die Zahlung fällig ist, oder zögert damit, nachdem er gemahnt worden, so wendet der Glaubiger sich an den König oder an das Oberhaupt, und sucht um Beistand an. Dieser schikt zum Schuldner hin, und läßt ihn erinnern, zu bezahlen. Weigert er sich nun noch, seinen Gläubiger zu befriedigen, so erhält Lezterer vom König die Erlaubniß, sich der Person seines Schuldners, oder einiger von seinen Sklaven und Leuten zu versichern. Läßt sich dies nicht thun, weil der Schuldner in einer andern Stadt wohnt, so sucht der Glaubiger irgend Jemanden zu erwischen, der an demselben Orte mit dem Schuldner wohnt, und sperrt ihn so lange ein, bis die Schuld bezahlt ist, wozu die Mitbürger des Schuldners ihn sogleich anhalten.

Damit aber ist die Sache noch nicht abgethan,

sondern derjenige, den man für eines Andern Schuld seiner Freiheit beraubt hat, bringt sogleich einen **Palaver** oder Klage gegen den Schuldner an, und erhält gemeiniglich eine ansehnliche Entschädigung für seinen Verhaft.

Das sonderbarste Gesez oder Gewohnheit, die man in dieser Gegend findet, ist das sogenannte **Purrah**, das aber nur in der Gegend am Scherbro bekannt ist. Diese weise politische Einrichtung ist in diesem Lande eingeführt, um Streitigkeiten und Kriegen ein Ende zu machen, da der Stolz, die Eifersucht und die Empfindlichkeit der Eingebohrnen so groß sind, daß sie selbst beim Bewußtseyn des Unrechts nie nachgeben wollen. Jeder freier Mann kann, wenn er gewisse Jahre erreicht hat, (30, wie man vermuthet) ein Mitglied dieses Bundes werden. Bei seiner Aufnahme muß er sich verschiedenen Zeremonien unterwerfen, und man legt ihm das strengste Gebot der Verschwiegenheit in Betracht des Ordens auf; dieses beobachten sie eben so unverbrüchlich, als die Freimäurer in Europa die Mysterien ihrer Gesellschaft, mit der diese Verbrüderung überhaupt einige Aehnlichkeit hat, besonders darin, das sie in jedem Bezirk einen Großmeister oder Purrah-Obern haben, und daß sie keine Weiber in ihre Gesellschaft aufnehmen. Das Gesez des **Purrah** wird nur im äussersten Fall in Ausübung gebracht, und wenn es in Kraft ist, erstrekt es sich auch auf die Strafe der Zauberei und des Mords.

Wenn nämlich zwei Stämme oder Völkerschaften mit einander Krieg führen und wünschen, ihm ein Ende zu machen, sie sind aber zu stolz, einander Friedensanträge zu thun, so wenden sie sich an den Beherrscher eines benachbarten Landes und bitten ihn um seine Vermittelung. Läßt er sich dazu bereit finden, so schikt er sogleich an die streitenden Parteien, und läßt ihnen wissen, daß er Mittelsperson zwischen ihnen seyn wolle, wenn sie geneigt wären, ihre Streitigkeiten seiner Entscheidung zu überlassen. Wollten sie sich aber nicht dazu verstehen, so würde er die Purrah aufbieten lassen, indem er es nicht länger gleichgültig ansehen könnte, daß die, welche gute Freunde seyn sollten, einander aufrieben und die Länder verheerten.

Sollten die kriegführenden Parteien, nach dieser Erklärung noch nicht nachgeben, so erhält die **Purrah** Befehl, sich in Bewegung zu sezzen, und ein grosses Grundgesez dieser Verbindung ist, daß kein Blut vergossen werden darf, sobald sie aufgeboten wird, so daß die streitenden Parteien ihren Geschäften unbesorgt nachgehen können. Gleichwohl fallen bisweilen Scharmüzzel vor, denn ihre rachsüchtige Gemüthsart erlaubt ihnen nicht, eine Gelegenheit aus den Händen zu lassen, wo sie, Troz allen Schreken dieses Gesezzes, ihren Durst nach Rache stillen können.

Wenn der **Purrah** die angreifende Partei be-

kannt ist, so rükt sie aus in Haufen von 40 bis 50 Mann an, die alle bewaffnet, und vermummt sind. Alles, Männer, Weiber, Kinder, Jung und Alt, nimmt vor ihnen die Flucht, und wen sie ausser seinem Hause antreffen, der wird sogleich niedergemacht, oder sonst bei Seite geschafft, daß man nie wieder etwas von ihm hört. Dieses Schiksal haben auch alle Uebertreter des Purrahgesezzes, wenn sie den Genossen dieses sonderbaren Bundes in die Hände fallen.

Es ist unmöglich die Furcht und das Schrekken zu beschreiben, welches diese Gesellschaft dem Pöbel einflößt. Dieser glaubt, die Purrahmänner haben mit dem Teufel zu thun, und können ihm alles mögliche Uebel zufügen, ohne sich selbst im geringsten zu schaden. Diese lassen ihn auch bei seinem Glauben, nnd nehmen alles weg, Lebensmittel, Vieh, oder was ihnen sonst ansteht, ohne daß man sie daran hindert, oder daß sie nachher darum belangt werden. —

Bei Beschreibung der Gewohnheiten und Sitten entfernter Nazionen sind wir freilich genöthigt, die Worte und Redensarten nach unserm Sprachgebrauche zu wählen. Daher heißt in Afrika jedes unbedeutende Handgemenge, wobei auf jeder Seite etwa 10 bis 12 Streiter sind, ein Krieg. Dies ist der gleiche Fall mit den dortigen Oberhäuptern,

die von den Europäern immer mit dem Titel König beehrt werden, den sie doch gar nicht verdienen.

Der Geist der Rache und Gewaltthätigkeit, der in jeden Afrikaner fährt, sobald er sich beleidigt oder gekränkt zu seyn glaubt, ist die Veranlassung zu den häufigen Kriegen unter den dortigen Eingebohrnen. Wird ein Nazionalkrieg beschlossen, so wird er allgemein, und auf jeder Seite trachtet jeder Einzelne dem Andern zu schaden. Ihre kleinen Kriege oder Zwistigkeiten aber werden nur unter einzelnen Städten geführt. Ihre Kriegsunternehmungen laufen auf nichts als auf Rauben und Plündern hinaus, und ein Dorf überfallen, es in Brand stekken, und einige Gefangene machen, ist der größte Kriegsruhm, nach dem sie streben. Einander im freien Felde entgegen zu rükken — dies wagen sie nie, sondern sie legen sich in Hinterhalt. Daher lachen sie auch über die Thorheit der Europäer, wenn man ihnen erzählt, auf welche Art wir Krieg führen, und was für Heere wir ins Feld stellen; denn eine afrikanische Armee ist selten stärker, als 500 Mann, und das heißt schon ein fürchterliches Heer! — Nur die jungen Männer ziehen zu Felde. Sie sind aber schlechte Soldaten; denn wenn sie keine Hoffnung zum Plündern haben, und nicht fleissig zu saufen bekommen, laufen sie bald davon.

Zuweilen verstreichen über den Versuchen,

Bündnisse mit benachbarten Stämmen zu schliessen, und über Kriegszurüstungen zwei bis drei Jahre, ehe es zu einem Angriffe kommt, und dazu pflegen sie gemeiniglich den Anfang der Regenzeit zu wählen, da die Männer mit der Feldarbeit beschäftigt sind, weil sie wissen, daß sie dann die Städte ohne Vertheidigung finden.

Wenn zwei Stämme mit einander in Unterhandlung stehen, und der Ausgang Krieg oder Frieden seyn muß, so pflegen sie, wenn sie sich zum Krieg entschliessen, zwei rothe Kolanüsse auf einem Stein an dem Orte der Zusammenkunft zu legen. Entschliessen sie sich aber zum Frieden, so lassen sie eine, in zwei Hälften getheilte weisse Kolanuß an dem Orte liegen. Von dieser nimmt jede Partei ein Stük, und dann kommen sie in der Folge ohne Furcht zusammen, um die Partikularien zu bestimmen.

Die Küstenbewohner haben beinahe durchgängig ihre Nazionalwaffen gegen Säbel und Flinten vertauscht; die tiefer im Lande wohnenden aber bedienen sich immer noch der Lanzen, der Wurfspiesse, und der vergifteten Pfeile *).

„Es scheint nicht, sagt Matthews, daß der Handelsverkehr zwischen den Europäern und Afri-

*) Villault sagt, das Gift, womit sie ihre Waffen vergiften, sei der Saft einer gewissen Frucht, die grün und lang ist, wie ein Retrich.

kanern, ob er gleich schon seit sehr vielen Jahren besteht, in den Sitten und Gewohnheiten der Leztern weiter eine wesentliche Veränderung hervorgebracht habe, als daß er sie geselliger gemacht, und ihnen den Vortheil verschafft hat, sich europäischer Fabrikwaaren, die sie für eine Wollust des Lebens halten, bedienen zu können„ *).

Matthews sezt hinzu, und erzählt: „Ich habe mich bemüht, die Ursachen ihrer Kriege, und ob der so oft gemachte Vorwurf, daß die Afrikaner zu ihren Fehden unter einander, durch die mit ihnen Handelschaft treibenden Europäer gereizt werden, in der Wahrheit gegründet sei, oder nicht, zu erfahren. Allein ich muß es unverholen sagen, nicht ein einzigesmal ist mir dieser Fall vorgekommen, und so viel ich habe von andern in Erfahrung bringen können, war ers auch nie**).

Als ich zum erstenmale bei den Gözzen-Inseln ankam, war in der ganzen Gegend, so weit sich unser Handel erstrekte, beinahe ein allgemeiner

*) Wie weit dies gegründet ist, und daß der Vortheil, den die Bekanntschaft mit den Europäern den Negern gewährt, von den Nachtheilen weit überwogen wird, kann Jeder aus dem im VI. B. dieses Werks hierüber Gesagten prüfen und erforschen.

**) Dies ist einer von den Scheingründen, welchen Matthews zur Vertheidigung des Negerhandels vorbringt. Ich werde in der Folge hierüber weiter sprechen.

Krieg. Die Susier, von den Mandingoer-Sklaven, die sich gegen ihre Herren empört hatten, unterstüzt, bekriegten die Bagoer und Mandingoer, und die Bewohner von Scherbro führten gegen einander selbst Krieg. Die Feindseligkeiten zwischen den Susiern und Bagoern, und den Verbündeten der Leztern, rührten von einem Bagoer her, der einen Einwohner der Stadt der Susier, wo er damals gewohnt hatte, ums Leben gebracht, und nach begangener That, der Rache der Mitbürger des Ermordeten zu entgehen, sich zu seinen Landsleuten geflüchtet hatte. Leztere aber hatten sich geweigert, ihn nach den Landesgesezzen, den Freunden des Ermordeten auszuliefern. Die Fehde in Scherbro entstand aus einem Zwiste zwischen zwei Oberhäuptern, und verwikkelte das ganze Land in ihren Hader. Sobald ich meine Niederlassung in Sierraleona eingerichtet hatte, reißte ich nach Scherbro, und bemühte mich ihre Streitigkeiten durch meine Vermittelung beizulegen. Ich legte bei beiden Oberhäuptern in eigener Person Besuch ab, und an die Verbündeten beider Parteien schikte ich Jemand. Wir machten einander gegenseitig Geschenke, allein die Eifersucht und das Mistrauen waren bei jeder Partei so groß, daß ich sie nicht dahin vermögen konnte, daß sie auf meinem Schiffe zusammen gekommen wären; ob mich gleich jede Partei für sich allein besuchte. Doch genoß ich das Vergnügen, daß ich den Grund zu einem Waffenstillstande legte, der auch seitdem

fortgedauert hat, und nun durch die Purrah bevestigt ist„.

So weit geht die Erzählung des Lieutenants Matthews von den Sitten und Gebräuchen der Negern auf der Sierraleonaküste. Ich theilte sie hier — zwar etwas besser geordnet, und mit vergleichenden Anmerkungen vermehrt — doch unabgekürzt, meinen Lesern mit, weil ich hoffe, daß sie ihre Aufmerksamkeit fesseln wird.

IV.

Kurze Nachricht von dem Handel auf der Küste von Sierraleona.

Daß die Küste von Sierraleona manche Vortheile für den Handel habe, zeigt die Aufzählung der Naturprodukte derselben; aber noch ist die Handlung in diesen Gegenden nicht so blühend, als sie doch seyn könnte. Daran sind wol größtentheils die Negern Schuld!

Der Innenhandel dieses Landes wird von den Mandingoern getrieben, welche vorzüglich Gold dahin bringen, und noch weit mehr davon bringen würden, wenn sie genug Waaren zum Tausche vorfänden *).

Zum Aussenhandel liefert diese Küste — ausser den trefflichen Lebensmitteln, die von vorbeisegelnden Ostindien- oder Guineafahrern eingenommen werden — vorzüglich Kamholz, Wachs, Bisam, Ambra**), Elfenbein, Gold und Sklaven.

Die Elefantenzähne, die man hier einhandelt, sollen zwar klein, aber von dem feinsten und rein-

*) Des Marchais, Voyage en Guinée, T. I. p. 63.

**) Diese beiden Artikel, Bisam und Ambra nennt nur Des Marchais. (S. 61.)

sten Bein, ohne Sprünge und von glänzend weisser Farbe seyn. Auch sind sie hier in grosser Menge zu haben *).

Gold wird in leichtem Preise, aber in geringer Menge zum Handel gebracht **).

Auch die Zahl der Sklaven, die von hier ausgeführt werden, ist nicht groß; sie soll sich im Durchschnitte jährlich nur auf 4 bis 5000 Köpfe belaufen ***). Die Einwohner dieses Landes geben sich mit dem Sklavenfang und Sklavenhandel wenig ab; sie verhandeln nur Kriegsgefangene und Verbrecher. —

Dieser Aussenhandel ist beinahe ganz allein in den Händen der Britten, welche hier einige Niederlassungen haben, aus welchen sie einige Mal schon vertrieben wurden, und welche sie auch schon selbst verlassen hatten. Es scheint, daß sie vormals den Handel auf dieser Küste stärker und eifriger betrieben haben, als in neueren Zeiten. Genauere Nachrichten hierüber fehlen uns.

Hieher gehört, was uns **Matthews** von seinen Handelsverrichtungen auf dieser Küste erzählt ****): —

*) Derselbe, am angeführten Orte.

**) Wie Matthews versichert (S. 52.) Doch nennen alle andern Schriftsteller das Gold als einen Hauptartikel des Handels von Sierraleona.

***) Poncelin de la Roche-Tilhac, Tableau du Commerce &c. T. II. p. 106.

****) Seite 3. u. ff. seiner Reisebeschreibung.

„Sobald ich angelangt war, pflog ich mit den Eingebohrnen wegen eines Plazzes zur Errichtung der erforderlichen Waaren- und Arbeitshäuser Unterhandlung. Derselbe Plaz ward vormals schon von einem Agenten derselben Gesellschaft, in deren Diensten ich stehe, gekauft; die Schwarzen aber brachten den Mann vor ungefähr 14 Jahren *) aufs grausamste ums Leben, und seit der Zeit hat sich kein Weisser wieder auf diese Küste gewagt, da zumal die Eingebohrnen schon zuvor die Mannschaft verschiedener Schiffe ermordet, und ihre Landungen geplündert hatten. Es war mir nicht so leicht, die Bewohner der Bucht zu bewegen, mit uns umzugehen, denn sie befürchteten, ich wäre gekommen, für ihre Grausamkeiten, Rache an ihnen auszuüben. Dies ist ihrer Denkungsart gemäß, denn sie halten es für feigherzig und schimpflich, einen Feind entwischen zu lassen, wenn sich Gelegenheit zur Rache darbietet. Indeß wendete ich alle nur ersinnlichen Mittel an, ihnen Vertrauen einzuflößen, und es gelang mir auch, daß ich eine Versammlung (Palaver) des Königs, der benachbarten Oberhäupter, und aller dortigen Einwohner, zu Stande brachte. Das Ufer der kleinen sandigen Bucht wimmelte nun von schwarzen Männern, Weibern und Kindern. Unter dem Schatten eines Baumes saß der König auf einem Lehnstuhle, in einem blau seidenen, mit Silber

*) Also um's Jahr 1771.

besezten Kleide, einem Tressenhut, und Manschettenhemde, und in Schuh und Strümpfen. Auf jeder seiner Seite sassen seine Grossen, und hinter ihm zwei bis drei von seinen Weibern.

Meine Unterhandlung fieng ich damit an, daß ich sie versicherte, alles Geschehene sollte in Vergessenheit gebracht seyn, ich hoffte aber auch, daß, ungeachtet des schlechten Rufs, worin sie ständen, die Folgen ihrer vorigen Unthaten, die sie in dem Verluste ihres Handels hart gefühlt hätten, sie ein besseres Betragen lehren würden. Ich stellte ihnen vor, in welchen Zustand diejenigen gerathen wären, welche sie vorzüglich zu solchen Grausamkeiten verführt hätten, und daß, ungeachtet sie unermeßliche Beute gemacht, sie doch nichts mehr davon besässen, und von Gott und Menschen gestraft und verachtet wären. Ich bewieß ihnen, daß ihre eignen Gesezze sie verbånden, den Fremdling gegen Beleidigung und Gewaltthätigkeit zu schüzzen, und daß alle Weissen, Fremdlinge in ihrem Lande wären, und sezte hinzu, daß, obgleich die Stelle, auf der wir jezt sässen, meinen Prinzipalen gehörte, ich dennoch, um unangenehme Erinnerungen zu vermeiden, sie noch einmal kaufen wollte. Ich erklärte ihnen umständlich, welche Gewalt ich in Händen hätte, im Fall sie sichs einfallen liessen, sich an meinen Leuten oder meinem Eigenthum zu vergreifen, daß ich aber mit ihnen in Friede und Freundschaft zu leben

wünschte, und gab ihnen die kräftigsten Versicherungen, daß sie sich zu jeder Zeit auf mein Wort verlassen könnten, und daß, wofern sie mich je einer Unwahrheit überführen könnten, ich ihr ganz Vertrauen verscherzt haben wollte. Ich schloß meine Rede damit, daß ich ein Loch in die Erde machte, und sagte: „In diese Grube verscharre „ich alle vergangenen Feindseligkeiten, und wer sie „je öfnet, soll einem **Palaver** unterworfen seyn, „oder gerichtlich belangt werden„. Kaum hatte ich dies gesagt, so erschallte von allen Seiten der Beistimmung ausdrükende Zuruf: „Ya, oh ya, oh fasih„ — daß es von den umliegenden Bergen wiederhallte. Der König und ich füllten die Grube wieder mit Erde aus, und damit hatte die Zeremonie, und zugleich unsre Versammlung ein Ende.

Gegen Abend brachte man einen alten Mann, gebunden, und von Schlägen am Kopfe und im Gesichte sehr übel zugerichtet, zu mir. Auf mein Befragen, was sie mit ihm wollten, gaben die Schwarzen mir zur Antwort: „Der König hat uns befohlen, ihn Euch anzubieten, aber unter der Bedingung, daß ihr ihn nie wieder ans Land gehen lasset; denn er ist derjenige, der uns behext hat, und der an allen den Beleidigungen, die wir den Weissen vormals zugefügt haben, Schuld ist, und wenn ihr ihn gleich nicht annehmt, ans Land darf er doch nicht wiederkommen„. Aus verschiedenen Ursachen schlug ich dieses Geschenk aus;

hätte mir aber das Geringste von dem Schiksale geahndet, das dem unglüklichen Schlachtopfer bevorstand, so hätte ich mich für höchst glüklich geschäzt, sein Leben aus den grausamen Händen seiner aberglaubischen Landsleute zu retten.

Der Kahn, worin sie den Mann brachten, entfernte sich darauf von unserm Schiffe, und fuhr bis gegen Sonnenuntergang in der Bucht herum, dann banden sie dem armen Schelm einen Stein an den Hals, und stürzten ihn in die See, wo er, nach aller Wahrscheinlichkeit, in wenig Augenblikken ein lebendiges Grab in den Eingeweiden eines Haifisches fand, deren es in dem Flusse Sierraleona sehr viele gibt„ *).

Von dem Fortgang dieser erneuerten Niederlassungen gibt uns Matthews keine Nachricht; auch wissen wir nichts Neueres von den brittischen Pläzzen auf dieser Küste, als was in den Berichten von der neuen Niederlassung daselbst enthalten ist.

*) Daraus schliesse ich, daß die erneuerte Faktorei, welche Matthews anlegte, auf der Insel Bense war.

Merkwürdige

Reisen

nach

der Küste von Sierraleona.

Kurze

Geschichte

der

neuen brittischen Niederlassung daselbst.

Wir sollten hier nach dem vestgesezten Plane dieses Werks, jezt auch die beßten Reisebeschreibungen, welche die Küste von Sierraleona betreffen, in gedrängten Auszügen, nach der Zeitfolge zusammenreihen; aber, wie gesagt, es fehlt uns ganz an wirklichen hieher gehörigen Reisegeschichten.

Was uns die beßten und zuverlässigsten Reisebeschreiber über Sierraleona und dessen Bewohner sagen, das ist schon in diese Unterabtheilung aufgenommen worden. Von eigentlichen Reisegeschichten bleiben uns nur wenige übrig, und diese wenigen sind nicht von Bedeutnng.

Als die zwei merkwürdigsten, in diese Klasse zu reihenden Reisen, hebe ich die Geschichte der Abentheuer des Hauptmanns Snelgrave, und die Reise des Ingenieurs Smith aus.

Ersterer, dessen Reisen und Nachrichten über Guinea wir in der Folge noch benuzzen werden, hat uns seine Begebenheiten unter den Seeräubern, die ehmals auf dieser Küste ihren Sammelplaz hatten, und sogar einmal das brittische Fort

auf der Insel Bense eroberten *) — erzählt, und seine Erzählung verdient in einem kurzen Auszuge mitgetheilt zu werden.

Lezterer giebt uns in seiner Reise nach Guinea theils einige brauchbare Nachrichten von Sierraleona, theils berichtet er uns Vorfälle, die nicht ohne Interesse sind. Ich habe deswegen denjenigen Theil seiner Reisebeschreibung, welcher diese Küste betrifft, ziemlich vollständig hier eingeschaltet.

Endlich mußte ich auch meinen Lesern eine kurze Nachricht von der merkwürdigen neuen Niederlassung auf dieser Küste mittheilen.

---

*) Nämlich im J. 1720. unter dem Seeräuber Roberts, der kurz nach Snelgrave's Gefangenschaft (wovon unten) dies Handwerk ergriff. — Plunket war Statthalter im Fort zu Bense, und wehrte sich tapfer gegen die Räuber, aber endlich mußte er fliehen; die Korsaren holten ihn aber ein, und brachten ihn vor ihren Hauptmann, der ihn mit gräulichem Fluchen und Schwören empfieng. Plunket fluchte und tobte darauf noch weit ärger; die Seeräuber lachten, und liessen ihn gehen. Durch diese Geistesgegenwart allein rettete er sein Leben.

I.

Willhelm Snelgrave's

brittischen Schiffshauptmanns,

Reise nach Sierraleona

und Abentheuer unter den brittischen Seeräubern daselbst*).

Im Jahre 1719.

Snelgrave segelte im Jahre 1718 mit dem Schiff der **Vogel** aus England ab, um für Rechnung des brittischen Handelsmanns **Morrice** auf der Küste von Guinea Handel zu treiben.

Er kam am ersten April 1719 zu Sierraleona an; aber zu seinem Unglük lagen schon drei Seeräuberschiffe daselbst, die bereits 10 englische Kaufsahrer — ihre eignen Landleute — weggenommen hatten.

Diese Seeräuber lagen hinter einer Landspizze, so daß unser Schiffshauptmann sie nicht wahrnahm. Als es Abend und finster wurde, legte er sich wegen Windstille in der Mündung des Flusses vor Anker. Nachts um 8 Uhr, als er zu Tische saß, meldete ihm der wachhabende Offizier, er

*) Aus dessen in der Einleitung genanntem Werke.

höre ein Boot heranrudern. Sogleich wurden 20 Mann mit Feuergewehr auf's Verdek beordert; das ankommende Boot wurde angerufen; die Leute in demselben antworteten, sie kämen aus Westindien; sobald sie aber dem Schiff nahe genug waren, schossen sie darauf, kletterten an Bord, und bemächtigten sich desselben mit der rasendsten Verwegenheit. Der Seeräuber im Boote waren nur zwölf Mann, und Snelgrave hatte 16 Kanonen und 45 Mann, aber theils die Dunkelheit, theils die Bestürzung seiner Leute machten seine Befehle zur Gegenwehr ganz unwirksam, und er ward überwältigt und gefangen, eh' er es nur vermuthete *).

Der Quartiermeister der Seeräuber, welcher diesen Angriff vollbrachte, wollte unsern Hauptmann Snelgrave niederschiessen, weil er Befehl gegeben hatte, mit Kanonen auf das Seeräuberboot zu feuern — glüklicher Weise schlug er noch die Pistole auf die Seite; ein Andrer that einen Hieb nach ihm, dem er geschikt auswich; endlich rettete ihn das Zeugniß seiner Matrosen, daß sie nie einen bessern Hauptmann gehabt hätten.

Nun brachten also die Seeräuber das erbeutete

---

*) Snelgrave entdekte nachher, daß auch die Verrätherei seines Oberbootsmanns daran Schuld war, welcher ihn nicht nur sicher gemacht, sondern auch die Waffen weggeschafft hatte, und die Gegenwehr verhinderte.

Schiff zu ihren Kameraden hin; diese glaubten ihr Boot sei' von Snelgrave besiegt worden, und feuerten eine volle Lage ab auf das eroberte Schiff. Snelgrave verwieß es dem Quartiermeister, daß er seine Spießgesellen nicht vorher durch das Sprachrohr von seinem Siege benachrichtigt hatte. „Ei, antwortete dieser zornig, fürchtest du dich, feige Memme, durch einen Kanonenschuß in die Hölle geschikt zu werden? Ich nicht, ich hoffe nächster Tagen auf einer Stükkugel zum Teufel zu fahren„! —

Nun wurde endlich das Misverständniß gehoben, die Schiffe kamen zusammen, und die Seeräuber begannen eine viehische Schmauserei; das Fleisch wurde halb roh verschlungen, und alle möglichen Ausschweifungen wurden getrieben. Nur Ein Beispiel von der Vieherei dieser Bösewichter. Einer ihrer Quartiermeister kam zum Snelgrave und fragte ihn, wie viel Uhr es sei; dieser hielt es für eine höfliche Abforderung derselben, und reichte sie ihm hin; der Seeräuber nahm sie, warf sie auf das Verdek, und zertrat sie mit den Füssen.

Snelgrave wurde hierauf zu dem Seeräuberhauptmann Cocklyn *) gebracht, der ihn fragte, wie sein Schiff segelte. Sehr gut, antwortete Snelgrave. Darauf zog Cocklyn den Hut ab, und sagte: das ist also ein hübsches Seeräuberschiff!

*) Ein Teufel in Menschengestalt, den die Seeräuber, nach ihrem eigenen Geständnisse bloß wegen seiner Brutalität zum Hauptmann gemacht hatten.

Zum Trost des armen gefangenen Hauptmanns kam dann einer der Seeräuber zu ihm, der in ihm seinen alten Schulkameraden erkannte, und ihm seinen Schuz gegen die Mishandlungen seiner Spießgesellen großmüthig anbot. Er hielt Wort, und rettete wirklich nachher dem Hauptmann das Leben.

Sobald die Seeräuber ihre Schwelgerei geendigt, und ihre Räusche ausgeschlafen hatten, machten sie sich über die Prise her, und räumten die Waaren aus. Was ihnen nicht anständig war, denn sie suchten nur Geld, Kostbarkeiten, Lebensmittel, Getränke, und was sie sonst nothwendig brauchten, das warfen sie alles ins Meer, so daß in kurzer Zeit für mehr als 20,000 Thaler verwüstet wurde. Die schönsten wollenen und leinenen Zeuge breiteten sie auf das Verdek aus, und legten sich darauf; andere gossen dann diesen zum Spasse den beßten Wein über die Köpfe, und die besudelten Zeuge wurden über Bord geworfen. Die Seeräuber durchsuchten alles, und nahmen dem Hauptmann Snelgrave all' das Seinige weg; sie fanden auch seine Bücher, und weil sie vermutheten, daß einige Gebetbücher darunter seyn könnten, so wurden sie alle vernichtet, weil sie, wie sie sagten, befürchteten, auf ihrer Reise nach der Hölle dadurch gehindert zu werden. Sie warfen in dem Schiffe alles durcheinander; die Fässer schleppten sie auf das Verdek, und schlugen ihnen

den Boden ein; bei den Weinflaschen gaben sie sich nicht die Mühe, die Pfröpfe herauszuziehen, sondern sie schlugen ihnen die Hälse ab, welches sie köpfen nannten. So trieben sie den Unfug bis alle berauscht waren, und in der Trunkenheit nahmen sie dem unglüklichen Hauptmann vollends das weg, was er noch gerettet hatte.

Unterdessen brachte es doch der Räuberhauptmann Davis, ein Mann eines bessern Looses werth, durch sein Ansehen und sein Zureden dahin, daß man dem Snelgrave diejenigen geraubten Waaren auslieferte, welche die Seeräuber nicht für sich gebrauchen konnten. Auch waren noch einige andere Räuber so menschlich, daß sie ihn auf alle mögliche Art unterstüzten und beschenkten.

Um diese Zeit wurde der erwähnte Schiffsquartiermeister, welcher unserm Snelgrave das Schiff weggenommen hatte, tödtlich krank; sein Gewissen erwachte, er bat den gefangenen Hauptmann reuig um Verzeihung, und starb verzweifelnd mit den gräulichsten Flüchen gegen den Allmächtigen im Munde.

Die Seeräuber fuhren immer in ihrem Unwesen fort, und verübten allerlei Gräuel. Sie weihten jezt auch das dem Snelgrave weggenommene Schiff zu einem Seeräuberschiff ein, bei welcher Gelegenheit beinahe Feuer in die Pulverkammer gekommen wäre, in welcher über 20,000 Pfund lagen. Cocklyn sagte: „Ich wollte es hätte

Feuer gefangen; denn dies wäre ein herrlicher Schlag gewesen, um damit in die Hölle zu fahren„!

Einer gleichen Gefahr war **Snelgrave** kurze Zeit darauf in einem andern Seeräuberschiff ausgesezt, als Hauptmann **Davis** ihn zum Nachtessen eingeladen hatte; denn als sie bei Tische sassen, brach im Schiffe Feuer aus, und da die Seeräuber meist alle betrunken waren, so war an Hülfe kaum zu denken; viele warfen sich in die Boote, fuhren davon, und liessen die Andern, ohne Mittel sich zu retten, in der schröklichsten Lage zurük. **Snelgrave** stand betäubt auf dem Verdekke, und suchte vergebens einen Ausweg, als ihn ein gräßlicher Schlag aus seinem Seelenschlafe aufwekte; zugleich hörte er das rasendste Freudengeschrei: **„Heysa, das war ein herrlicher Knall, um dem Teufel damit in den Rachen zu fahren„!** *) — Die Neulinge unter den Seeräubern schauderten vor Entsezzen. Einige waren noch so gefaßt, daß sie dem Brande zueilten, und es gelang ihnen, das Feuer zu löschen. Es waren nur zwei Branntweinfässer verbrannt, die beim Zerspringen jenen heftigen Knall gethan hat-

*) Diese Gräuelszene wird von dem Verfasser der Briefe über die Freiheit der menschlichen Seele, als ein Beweis angeführt, daß der verhärtete Bösewicht selbst durch die Todesgefahr nicht erweicht wird.

ten. Auch Snelgrave hatte tapfer löschen helfen, und erwarb sich dadurch die Gunst der Seeräuber.

Endlich gelang es unserm Hauptmann, den Händen der Seeräuber zu entkommen, in deren Gewalt er einen ganzen Monat gewesen war; er hatte sich bei ihrer Abfahrt auf dem Lande verborgen, und am 10 Mai konnte er mit den Gütern, die er noch gerettet hatte, oder die ihm von den Seeräubern waren geschenkt worden, von Sierraleona absegeln. Am 1 August desselben Jahres langte er dann glüklich wieder zu Bristol an.

II.

Willhelm Smith's
brittischen Ingenieurs,
Reise nach Sierraleona.

Im Jahre 1726.

Am 20 August 1726 segelte der Ingenieur Willhelm Smith aus England ab, um nach dem Befehl der englisch-afrikanischen Handelsgesellschaft Plane von der Küste Guinea, und von den brittischen Niederlassungen daselbst aufzunehmen.

Am 25 September kam er auf der Gambia an, und am 27 desselben Monats, fieng er an, seine Grundrisse aufzunehmen, welches bis zum 10 Oktober dauerte. Er fand einige Schwierigkeiten. Wie er eines Tags in dem Königreiche Kumbo an der Spizze Bunion, unweit der Mündung der Gambia, zu Lande war, um die Weite von da nach der Spizze Barra zu nehmen, welche gegenüber liegt, so wollte der vornehmste Bootsmann, der bei ihm war, die Art und Weise gerne sehen, wie man die Weiten, zu denen man nicht kommen kann, mißt. Sie landeten deswegen an einem sandigen, ebenen Ufer,

nahe an einer kleinen Stadt, wo sie 50 oder 60 Stük Rindvieh, welche mit den Hörnern an Pfähle gebunden waren, weiden sahen. Während der Zeit daß er sein Werkzeug sezte, kamen einige der Einwohner die Wasserseite herunter, ihm zuzusehen, und weil sie sein Meßrad nicht verstanden, liessen sie einige Furcht blikken. Smith bemerkte dies Anfangs nicht. Als er aber ein oder ein paar Stäbe zu Zeichen zu stekken brauchte, so gieng er nach dem Viehe, um daselbst ein Paar auszuziehen, darauf geriethen die Leute für ihr Vieh in Furcht, liefen und trieben es das Land hinauf, und brachten die Stadt in Lärmen, so daß die Weiber und Kinder in die Wälder liefen, und die Männer in weniger als zehn Minuten bewaffnet heunter kamen.

Smith fragte die Kompagnie-Sklaven, welche im Boote ruderten, was das hiesse? Worauf sie ihm meldeten, die Einwohner wären durch seine Instrumente in solches Schrekken gesezt worden, weil sie glaubten, er wollte sie bezaubern *). Um auf allen Fall gefaßt zu seyn, folgte der Hochbootsmann dem Smith mit einer geladenen Büchse, da indeß einer von den Sklaven das Meßrad fortrollte. Die Negern wollten dies verhindern, indem sie ihm in den Weg liefen; sie unter-

*) Ein ähnlicher Spaß widerfuhr dem Herrn Niebuhr zu Kahira.

standen sich aber nicht, es anzurühren. Der Sklave, welcher es rollte, suchte alle Gelegenheit, es ihnen in die Beine zu schieben, aber sie waren ihm zu schnell, und wichen ihm durch Boksspründe aus. Nachdem Smith gemessen hatte, gieng er wieder nach dem Boot. Da es sehr heiß war, so sezte er sich unter einen Baum, und ließ sich Punsch machen. Der Bootsmann war ins Boot gegangen, um das Nöthige dazu zu holen, nun sammelten sich die Einwohner um Smith, der sich allein befand, mit Wurfpfeilen, Bogen, giftigen Pfeilen und Schießgewehre bewaffnet. Dies sezte ihn in grosses Schrekken. Der Bootsmann kam aber bald darauf mit einer Schale guten Punsch aus dem Boote, und ein guter Zug daraus machte ihm soviel Muth, daß er eilends aufsprang; worauf die Schwarzen mit solcher Angst fortliefen, daß viele die Waffen von sich warfen, und in einer weiten Entfernung erst stehen blieben, weil sie, wie er hernach erfuhr, glaubten, er hätte die Macht sie umzubringen. Hierauf nahm Smith eine von den Büchsen, welche sie verloren, und wollte unter sie feuern, aber in demselben Augenblik waren sie alle verschwunden. Der Bootsmann rieth ihm, seinen Sieg zu verfolgen; er hielt es aber für das klügste sich an Bord zu begeben, wo er die Offiziere mit der Erzählung dieses Vorfalls belustigte.

Am 10 Oktober machte er mit dem Statthalter **Rogers** dem König von **Barra** einen Besuch.

Weil derselbe schon davon benachrichtiget war, so gieng er ihnen eine Viertelmeile entgegen, unter der Begleitung von 3 bis 400 seiner Unterthanen, wovon einige auf grosse Trommeln schlugen, andere auf Elefantenzähnen bliesen, welches einen kriegerischen Lärmen machte. Als sie der König bewillkommet, führte er sie in die Stadt **Barra**. Seine Leute äusserten ihre Freude durch Schiessen und Geschrei, wobei sie tausend komische Stellungen machten. Bei ihrer Ankunft wurden die Kanonen gelöst, die ohne Laffetten um seinen Pallast, d. h. an einer mit Morast umgebenen, mit Palmblättern gedekten Hütte, lagen. Als sie sich gesezt, ließ der König seinen Musikanten holen, der auf einem **Balafo** spielte. Die Neger-Majestät ließ auch verschiedene Negern mit blossen Schwertern vor ihnen tanzen. Darauf hielt der König eine Rede, die unserm Reisenden von des Königs Bruder also verdollmetscht wurde. Es wäre für die Schwarzen vortheilhaft, die Weissen zu lieben und nicht zu beschädigen, weil sie in ihren grossen Schiffen, starke Getränke und allerlei gute Sachen in der Schwarzen Land brächten. Diese vortrefliche Rede zeigt den Europäern an, daß sich der Schwarzen Freundschaft blos auf Eigennuz gründet *).

Nach der Bewirthung beurlaubte sich Smith ein wenig von der Gesellschaft, um seine Ausmes-

*) Und die der Europäer?

sung zu endigen. Des Königs Bruder und noch verschiedene wollten ihm folgen. Sie fragten des Königs Bruder, wer Smith wäre, warum er die Gesellschaft so geschwinde verlassen, und was er vorhabe. Er berichtete ihnen, Smith sei ein grosser und geschikter Mann, den die Gesellschaft geschikt, alle Königreiche, Inseln und Flüsse von Guinea auszumessen. Sie erwiederten, das wäre ihnen sehr lieb, und sie freuten sich, daß er gekommen, ihr Land auszumessen, und um ihm ihren Beifall zu bezeigen, machten sie lächerliche Stellungen und Sprünge, und liefen um Smith herum, und sahen ihm starr, und auch lachend ins Gesicht, welches, wie man ihm nachher sagte, ein Kompliment war. Ueber die affenmässige Art, wie sie sich betrugen, mußte er lachen, sie aber schrieben es der Freude zu, die er über ihr Kompliment habe.

Am 11 Oktober segelte Smith von der Gambia in der Schaluppe Bonetta, in Gesellschaft der Byam, einer Galeere von Antigua, unter dem Hauptmann Hester, beide nach Sierraleona. Am 3 November erreichten sie das Land, zehn Seemeilen weit, in 25 Faden. Da es sehr hoch war, hielten sie es für den hohen Berg von Sierraleona, und sezten alle Segel aus, um noch vor Abend dahin zu kommen. Früh um 4 Uhr sahen sie ein Segel am Lande, und da sie gewahr wurden, daß es auf sie wartete, so geriethen

sie darüber in Furcht, weil sie wußten, daß das vorige Jahr häufig Seeräuber an dieser Küste gewesen waren. Sie sezten sich in bestmöglichsten Vertheidigungsstand; bei der Annäherung aber entdekten sie, daß es Freunde waren. Smith erfuhr durch sie, daß diese hohen Länder die Idolos wären, die nordwärts zwanzig Seemeilen von Sierraleona sind. Man dankte ihnen, und nun sezten unsre Engländer die Reise fort.

Sobald sie dem Vorgebirge von Sierraleona gegen über waren, hisseten sie die Unionsflagge, auf dem grossen Maste, und grüßten, so wie auch der Byam mit sieben Schüssen. Alle Statthalter von Guinea haben die Erlaubniß in ihren Gegenden die Unionsflagge zu führen. Sie liefen unerachtet der Nacht unter beständigem Gebrauche des Senkbleies in den Fluß ein. Um allem Unglük vorzukommen, hiengen sie ein Licht an ihren Flaggenstok, und der Byam hieng auch eines aus, und bald darauf erblikten sie ebenfalls zwei Lichter, von zweien Schiffen, welche in der Franzosenbai lagen. Sie liefen daselbst ein, und am folgenden Tage sahen sie sich in einer sehr schönen angenehmen Bucht, welche mit Hügeln umgeben, und mit Bäumen bedekt war, auf welchen ein zahlreiches Kor von Vögeln mit Tagesanbruch seinen Gesang erhob. Im Hintergrunde dieser reizenden, klippenfreien, fischreichen Bai sprudelt eine trefliche Quelle von den Felsen herab. Ueberhaupt vereinigt dieser Ort alle Vorzüge.

Am 6 darauf fuhren sie den Fluß weiter hinauf zu der Insel Bense, wo damals eine regelmässige Festung mit 27 Kanonen besezt war. Hier wohnt der Statthalter. Charles gieng also an das Land, um von diesem Posten Besiz zu nehmen, und dann die gewöhnlichen Komplimente zu empfangen. Unser Smith machte dabei einen garstigen Verstoß; denn statt ihn als den Statthalter der Insel Bense zu begrüssen, nannte er ihn den Statthalter der Insel Barataria *)!

Am darauf folgenden Tage fieng derselbe hier seine Ausmessung an, ohne einer solchen Gefahr ausgesezt zu seyn, wie an der Gambia. Unterdessen wurden die Waaren ausgeladen, und man fand, daß das Schiff eine grosse Ausbesserung nöthig hatte; da nun Smith mit seinen feldmesserischen Geschäften früher fertig war, als das Schiff weiter segeln konnte, so entschloß er sich diese Gelegenheit zu benuzzen, und einstweilen die Küste am Scherbro zu besuchen und aufzunehmen. Der Statthalter, welcher Befehl hatte denselben auf jede Art zu unterstüzzen, und die Ausmessung zu befördern gab ihm zwei gehörig bemannte Schaluppen dazu.

Am 14 desselben Monats segelte also Smith aus dem Sierraleonaflusse ab, und am 16 erreichte

*) Die Insel des Sancho Pansa! — Und dies soll ein blosser Verstoß gewesen seyn?

reichte er die Bananas-Inseln, deren größte wolbevölkert ist; auch wohnen einige weisse Kaufleute daselbst, die für eigene Rechnung mit Sklaven, Elfenbein und Bauholz handeln, welche Waaren sie in ihren Schaluppen vom vesten Lande holen.

Am 19 kam **Smith** zu einer kleinen Negerstadt **Jamaika** genannt, welche dem Mulatten Zacharias **Lummerbus**, einem Sohne des lezten brittischen Agenten auf der Insel York, gehörte; sie liegt auf der Insel Scherbro. **Smith** segelte mit seiner Schaluppe vorbei, weil er eilte den Zustand der **Yorksinsel** zu untersuchen.

Am 20 landete er auch daselbst, und fand alles in der elendesten Verfassung, das Fort war verfallen, der einzige Weisse auf der Insel, war der Faktor, welcher nicht im Stande war, sich gegen die Negern zu wehren, und diese raubten von den Waaren der Kompagnie, was ihnen beliebte.

Auch der König des benachbarten vesten Landes war damals auf der Insel anwesend, und kam am 25 unserm Reisenden mit einem Gefolg von 300 Mann entgegen, er brachte ihm einige Geschenke, wogegen ihm **Smith** europäische Waaren, und besonders auch einige Ellen feine Leinwand überreichte; aus dieser leztern machte sich seine Negrische Majestät sogleich eine Halsbinde. Dar-

auf zog derselbe das buschige Ende eines Löwenschwanzes aus dem Busen, schwang ihn hin und her, und hielt eine lange Rede dazu. Man erklärte den Engländern, daß dieser Löwenschwanz der Fetisch des Königs sei, und daß dieser ihnen einen Begriff von seiner Macht geben wollte.

Smith hielt sich einige Tage auf dieser Insel auf, um die Geschäfte der Gesellschaft in Ordnung zu bringen; auch gab er dem Faktor einen Schreiber zum Beistand, und schiffte dann weiter den Fluß **Scherbro** hinauf.

Unterdessen blieb das Negerköniglein immer auf der **Yorkinsel**, den Britten zur Last, und als diese ihn baten, wieder nach Haus zu reisen, erzürnte er sich, schwur bei seinem Fetische, das Land wäre sein, und die Engländer hätten hier nichts mehr zu sagen, weil sie ihm den bewilligten Tribut das lezte Mal nicht bezahlt hätten. Der Faktor antwortete darauf, der Tribut sei schon vor 3 Monaten entrichtet worden. Darob ergrimmte der König noch mehr, prügelte den Faktor, und ließ den Schreiber in einen Kahn bringen, um ihn, als einen Menschen, der nichts auf der Insel zu schaffen hätte, zu **Smith** zu schikken. Niemand wollte ihn aber dahin bringen. Indessen leerte der Negerdespot das Waarenhaus ganz aus, und ließ die Güter in seine Kähne bringen. Der Faktor ließ sogleich den ganzen Vorfall dem **Smith** insge-

heim melden, und dieser kehrte darauf mit seinen Schaluppen nach der Yorkinsel zurük, wo er Alles in größter Verwirrung antraf.

Er landete zum größten Erstaunen der Negern mit bewaffneter Mannschaft. Vor dem Thore des verfallenen Forts fand er 100 Mann von der Wache des Königs, die sich ganz furchtsam zurükzogen. Er gieng hierauf gerade nach der Faktorei, vor welcher der König mit einigen seiner Soldaten stand; diese wollten sich zur Wehre sezzen, aber Smith jagte sie auseinander, und verlangte nun Rechenschaft von dem Könige über das was geschehen war. Seiner Majestät beliebte stumm zu seyn; dagegen erhoben der Faktor und der Schreiber ihre Klagen 'desto lauter. Nun stieg Smith's Zorn auf's Höchste, er pakte das Königlein an der ihm geschenkten Halsbinde, versicherte ihn, daß er ihn damit aufhängen wollte, schleppte ihn in die Mitte des Forts, und fuchtelte ihn tüchtig mit dem blanken Degen herum. Die feigen Negern wagten es nicht eher, ihrem geprügelten und gewürgten Könige zu Hülfe zu kommen, als bis sie sahen, daß man ihn auf die Schiffe transportirte, und hörten, daß Smith Befehl gab, ihn in Eisen zu schlagen. Jezt erst erwachte ihr Muth; sie suchten ihren gefangenen König zu befreien; aber sie wurden mit blutigen Köpfen zurükgetrieben. Doch kam Smith dabei zwei Mal in Lebensgefahr.

Man brachte nun den König in das Boot; als man aber dieses an die Schaluppe bevestigen wollte, fand derselbe Gelegenheit, unvermerkt seine Kleider abzustreifen, und an's Ufer zu schwimmen, und da man ihn in die Schaluppe aufnehmen wollte, fand man nichts mehr als die Schale von ihm. Seine Majestät hatten gnädigst geruht, nakt davon zu laufen.

Unterdessen fielen einige Scharmüzzel mit den Negern vor, in welchen diese immer einbüßten. Der König kroch daher zum Kreuze, und machte den Engländern sehr annehmliche Friedensvorschläge; auch klärte sich das Misverständniß bald auf; der König hatte wirklich den bestimmten Tribut nicht bekommen; denn sein Schazmeister hatte ihn unterschlagen. Dies war jezt erst durch den Dollmetscher verrathen worden.

Der Friede wurde also geschlossen, und der König kehrte nach Haus zurük. Weil aber die Engländer seinen Zusagen nicht trauten, so entschlossen sie sich, die Yorkinsel zu verlassen, und ihre Faktorei nach der Stadt Jamaika, die ihrem Freunde Cummerbus gehörte, zu verlegen, welches auch geschah.

Die Negern ärgerten sich äusserst darüber, daß sie den vortheilhaften Handel mit den Britten ver-

lieren sollten, und warfen alle Schuld davon auf ihren König. Dieser fand es abermals für rathsam, die Flucht zu ergreifen, um dem Zorne seiner Unterthanen zu entgehen. Sie machten daher den ältesten ihrer Oberhäupter an seiner Statt zum Könige. Die Zeremonie dabei bestand bloß darin, daß der neuerwählte König von zweien Negern auf den Schultern umhergetragen wurde. Das Volk betrachtete ihn, warf sich vor ihm nieder und schrie. —

Mittlerweile langten die Schaluppen, mit allem, was von der Yorkinsel weggebracht wurde, glüklich zu Jamaika an, wo der Befehlshaber dem Smith nach Landessitte die höchste Ehre erweisen ließ. Nämlich zwei Negern nahmen ihn auf die Schultern, schrieen wie Besessene, und liefen wie unsinnig unter dem Jubel des ganzen Volkes mit ihm in der Stadt herum. Nachdem sie sich ausser Athem gelaufen hatten, sezten sie ihn vor die Thüre des Befehlshabers nieder, wo er mit Musik und Geschüz feierlich empfangen wurde. Auf dies folgt ein stattlicher Schmaus.

Nachdem dann Smith die neue brittische Faktorei zu Jamaika eingerichtet hatte, segelte er am 29 desselben Monats nach Sierraleona zurük, wo er nach überstandenem Sturme glüklich ankam.

Eine heftige Krankheit nöthigte ihn, lange auf der Insel Bense zu verweilen, und erst am 4 Januar 1727 konnte er seine Reise nach Guinea weiter fortsezzen.

(Die Fortsezzung von Smith's interessanter Reisegeschichte wird in der nächstfolgenden Unterabtheilung geliefert.)

III.

Kurze Geschichte

der neuen englischen Niederlassung zu Sierra-Leona *).

Die Hoffnung, durch die Errichtung einer freien Kolonie auf der Küste von Afrika zur Unternehmung eines anständigen Handels, den Sklavenhandel allmälig zu vernichten, Unglüklichen eine Freistätte zu öffnen, und die Negern allmälich höher hinauf zu rükken in der Kultur — hat eine Gesellschaft von Menschenfreunden in England und Nordamerika bewogen, eine solche Niederlassung zu wagen. An der Spizze dieser Edeln steht der thätige **Granville Sharp.**

Schon im Jahre 1786 hatte man mit grossen Kosten einen Transport Kolonisten zusammengebracht. Nebenumstände erschwerten diesen Versuch noch mehr, obgleich die brittische Regierung die Kosten des Transports, des Unterhalts, der Bedürfnisse für Akkerbau, u. s. w. bestritt. Besonders hatte man eine beträchtliche Zahl in England im Elende lebender Negern zusammengebracht, um ihnen in ihrem Vaterlande ein besseres Loos zu be-

---

*) Aus Herrn Granville Sharps Brief. (Wovon oben.)

reiten. Viele derselben, die man schon vor Weihnachten 1786 auf der Themse eingeschifft hatte, waren wegen der salzigen Speisen krank geworden, selbst ehe sie noch einmal den Fluß verliessen. Andere giengen erst den Januar und Februar an Bord, durch eine unter ihnen herrschende Furcht abgeschrökt; sie glaubten nämlich, die Regierung wolle sie nach der **Botany = Bay** schikken, weil gerade die Schiffe, welche dorthin abgeschikt werden sollten, gleichfalls zu Portsmouth lagen. Daher brachte man den 20 Febr. 1787 Statt 700 Negern, die sich zum Mitgehen anheischig gemacht hatten, nur 439 auf die drei zu **Portsmouth** dazu bestimmten Schiffe, den **Belisarius**, **Vernon** und die **Atlantik**. Diese segelten dann den 22 Febr. unter Führung des Kapitains der königlichen Schaluppe **Nautilus**, Herrn **Tompson** ab. Ein Sturm trennte sie unterwegs, und sie vereinigten sich nur erst den 19 März in **Plymouth** wieder. Auf diese Weise war die schönste Jahreszeit dahin, viele von den Leuten waren bereits über drei Monat am Bord, und befanden sich daher sehr übel. Unglüklicherweise gab man den armen Negern, aus der beßten Absicht, Rum; dies war eben ihr Verderben. Viele tranken ihre Tagportion auf einmal aus, und betranken sich. Diese Unregelmäsigkeit, verbunden mit den gesalzenen Speisen und dem zunahen Zusammenliegen, vermehrte ihre Krankheiten so sehr, daß mehr als fünfzig Menschen davon starben, schon ehe sie

Plymouth erreichten. Einiger anderen übeln Folgen des Rums wegen entließ man noch über 29, und 25 liefen selbst davon.

Indeß segelten dennoch den 9 April 1788 411 Kolonisten von Plymouth ab, und diese Anzahl sezt schon ein Rekrutiren voraus, obgleich dessen in der ausgesezten Liste nicht erwähnt wird. Es starben im April und Mai, noch ehe auf Sierraleona etwas vorgenommen oder errichtet war, 34 Personen. Die Folge wird zeigen, daß man dieß nicht dem dortigen Klima zuschreiben könne *); wiederum wurden 15 entlassen, oder entliefen von selbst. Als die königliche Schaluppe, der Nautilus, den 18 September die dortige Küste und die Kolonie verließ, bestand diese überhaupt aus 276 Personen. Hieraus zeigt sich, daß 96 Menschen binnen den lezten 3 Monaten dort umgekommen waren. Die Ursachen hievon waren das unmässige Trinken, und der Mangel an frischem Fleische, nicht aber der Ort selbst. Mehrere Kranken erholten sich dort gar nicht, das regnigte Wetter trat ein, ehe sie noch im Stande waren, sich durch erbauete Hütten dagegen zu schüzzen. Dies alles beschleunigte und vergrösserte die Mortalität.

Die Kolonisten erkauften von einem der Anführer der dortigen Negern, von dem Negerkönig

*) So sagt Granville Sharp; aber unsre Reisebeschreiber widersprechen ihm.

Thomas, für ein sehr geringes Geld, ein schönes Stük bergigtes Land, bedekt mit immerwährender Grasung, und mit den schönsten Bäumen aller Art. Es fängt dieser Strich Landes von einem Wasserplazze der Franzosenbai, oder wie sie jezt heißt, Georgsbai an *), und läuft bis zur Insel Gambia, welche 20 Meilen weit (landeinwärts) an dem südlichen Ufer der Sierraleona liegt; südwärts erstrekt sich aber dies Gebiet gleichfalls auf 20 Meilen, so daß es dort beinahe das Vorgebirge des Scherbro-Flusses erreicht. Durch diese Lage zwischen zwei grossen Flüssen wird die Luft in einem solchen Klima sehr gemässigt, und der Handel muß nothwendig sehr dabei gewinnen.

Kapt. Thompson wählte zur Anlage der neuen Stadt eine schöne Anhöhe, an der Seite eines höhern Berges, welche dabei an dreien Seiten von einem Bache umflossen ist. Es ward bekannt gemacht, daß mehr als 300 Verlosungsgüter der neuen Stadt, jedes einen Morgen groß, verloset werden sollten, welches dann auch am 12 Junius 1787 wirklich vor sich gieng. Indessen wurden der Kolonie drei wichtige Stüzzen entrissen, es starben nemlich Irwin der Kondukteur, Gesau ein sehr geschikter Ingenieur und Zeichner, und Rikkard ein sehr guter Gärtner, von welchem

*) Auf der Südküste der Mündung des Sierraleonaflusses.

man sich in Rüksicht des Weinbaues und anderer Pflanzungen viel zu versprechen hatte. Endlich hatten noch viele der Kolonisten ihre Waffen für Rum verkauft, und liefen sodann heimlich fort, wodurch dann freilich die Kolonie viel von ihrem Muth verlor. Hiezu kam noch ein anderer bedeutender Verlust, ihr Prediger, **Frazer**, mußte wegen Schwächlichkeit die Kolonie verlassen, er hielt sich auf der Insel **Bense**, etwa 5 Meilen davon, einige Zeit hindurch auf, mußte aber wegen zunehmender Krankheit nach England zurükkehren. Indeß war dies Uebel nichts weniger als dem dortigen Klima zuzuschreiben, denn es bestand in einer verjährten Schwindsucht. Als er die Kolonie verließ, belief sich die Anzahl der Köpfe nur noch auf 130, woran besonders die grosse Deserzion Schuld war. Die Kolonisten waren zu arm, um sich lebendiges Vieh anschaffen zu können, und dennoch kann das Ganze ohne dies, selbst bei dem beßten Boden, keinen Bestand haben. Als der genannte Stifter dieser neuen Kolonie dies erfuhr, fürchtete er mit Recht, daß nun auch alle übrigen davon laufen möchten, und daß auf diese Weise dieser herrliche Flek, der dereinst ein Zufluchtsort für den Dürftigen werden sollte, nebst allen angewandten Kosten verloren gienge. Dieser Gedanke quälte ihn so sehr, daß er schon darauf bedacht war, wieder auf eigene Kosten noch mehr Negern und Weisse dorthin zu senden, die denn zugleich am grünen Vorgebirge lebendes Vieh aufkaufen, und dort mit

hinführen sollten, um auf diese Art der fernern Desertion zuvorzukommen. Indessen hätte ihn dennoch die Kostbarkeit des Unternehmens noch länger abgehalten, hätte er nicht von einem edeldenkenden Freunde im März 100 Guineen zur Unterstüzzung des Etablissements erhalten. Dies entschied ihn, ein Schiff des Kapt. **Taylors** von 190 Tonnen zu miethen, und mit ihm einen Kontrakt zu schliessen.

Er schaffte nun sofort für 50 Menschen Kleider, Bettzeug, Arbeitszeug, Waffen und Lebensmittel herbei; denn obgleich die Brig völlig 70 Leute hätte halten können, so wünschte er dennoch, Gesundheitshalber, das Schiff nicht zu sehr mit Menschen zu überladen, und sandte deshalb lieber weniger Leute darin fort. Verproviantirt ward es nun auf das sorgfältigste mit den frischesten Lebensmitteln, besonders auch mit Sprossenbier und lebendigen Schweinen zum Schlachten unterweges. Vielen schlug er es ab, die dringend baten, mitgenommen zu werden, allein man hatte einige Ursache dies zu bereuen, weil von den 50 soviel heimlich davon giengen, daß nur 39 am Bord blieben.

Bei ihrem Absegeln fand man indeß hierunter einige schäzbare Leute, besonders zwei Wundärzte, **Cheale** und **Jaatus**, wie auch **Irwin**, einen Sohn des verstorbenen Agenten. Sie erhielten 190 Dollars, um dafür auf den Inseln des **grünen Vor**=

gebirges 1000 Hüner und 52 Stük junges Vieh, wie auch Schafe, Ziegen und Schweine aufzukaufen. Die Zurüstungen kamen zusammengenommen so hoch, daß er sich genöthigt sah, 900 Pf. Sterling von dem Seinigen vorzuschiessen, ausser den 100 Pf. Sterling, welche sein Freund dazu gegeben hatte, da er selbst noch 50 Pf. hinzulegte. Nochmals gab ihm die Regierung noch 200 Pf. Sterling, um dafür noch mehr lebendiges Vieh aufzukaufen. Hierdurch ward der Aufseher in den Stand gesezt, mit dem Kapt. **Taylor** einen zweiten Kontrakt zu schliessen, vermöge dessen er sich anheischig machte, 400 Stük junges Zuchtvieh, 500 Hüner, 12 Kühe und 2 Stiere gegen einen Schein, vom Etablissement aufgezeichnet, in die Kolonie zu liefern. Die Kosten dieses neuen Kontrakts beliefen sich auf 250 Pf. St. also auf 50 Pf. mehr, als die Regierung gegeben hatte. Wiederum eine neue Erhöhung eines unbedeutenden Vorschusses für Herrn Graville Sharp. Allein er sahe nun diese Unternehmung einmal als eine für den Staat sehr wichtige Sache an, die er sich selbst mit seiner größten Unbequemlichkeit so sehr als möglich zu fördern schuldig hielt. Das Schiff segelte endlich den 7 Jun. 1788 bei einem sehr heftigen aber glüklichen Winde ab. — Vor dem Ende des Junius 1788 kam wieder ein beunruhigender Bericht über die neue Kolonie, von **Richard Weaver**, der obersten Magistratsperson daselbst. Er meldete dem Herrn **Granville**,

in diesem Briefe vom 25 April 1788, daß der größte Theil der Anbauer davon gewandert sei! Ein Theil davon sei zu den benachbarten Neger-Faktoreien gegangen, ein anderer an Bord der Sklavenschiffe, ja der König **Thomas** habe sich sogar unterstanden, da er die Schwäche der Kolonie bemerkt habe, zwei der Kolonisten als Sklaven zu verkaufen, auch gedrohet, dies mit mehreren zu thun. Dies war dem edeln Menschenfreunde nun desto schmerzhafter, da er nicht nur so viel Mühe angewandt hatte, die Privilegien zu bekommen, sondern stets hoffte, der Kolonie den Titel der Provinz der Freiheit zu erhalten.

Alle die Wundärzte, und andere Europäer, welche im Jahre 1787 dorthin giengen, und so glüklich waren, gesund zu bleiben, dachten schlecht genug, die Kolonie zu verlassen, und in Dienste der Sklavenhändler oder anderer Faktoreien zu treten, wohin sie der höhere Preiß lokte.

Herr **Granville** schrieb sofort an den Minister **Pitt**, gab ihm von dem ungerechten Betragen des Negerkönigs **Thomas** Nachricht, und bat, dem Kapitain des Kriegsschiffs, welches zu der Zeit die Besorgung dieser Küste hatte, aufzutragen, diesem König **Thomas** seine Unbilligkeit scharf zu verweisen, und die Kolonie zu schüzzen.

Herr **Weaver** meldete nicht, wie viel Menschen in der Kolonie zurükgeblieben wären, indeß hoffte man, daß die Brig noch zur gehörigen Zeit

angekommen seyn werde, um einen gänzlichen Verfall der Kolonie zu verhüten. —

Dies ist die ganze Nachricht, welche man bis jezt von dem Zustande der Kolonie zu geben im Stande ist. Zwölf schwedische Herren, Männer von Kenntnissen und Geschiklichkeiten, äusserten sich auch, daß sie gewilliget seien, sich in der Kolonie von **Sierraleona** niederzulassen. Herr **Granville** hat daher sogleich den Kolonisten geschrieben, sie sollten diese Herren sofort frei aufnehmen, und jeder derselben sollte ein Freiloos für die dort vertheilten Ländereien bei ihrer Ankunft erhalten. Herr **Sandy** in Bristol gibt sich gleichfalls alle Mühe das Wachsthum der Kolonie zu befördern, und es sollten sich der Herr **Falkonbridge**, ein Wundarzt, der schon wegen seiner schäzbaren Schrift über den Sklavenhandel berühmt ist, eben wie Herr **Arnold**, gleichfalls ein sehr geschikter Mann, in eben dieser Wissenschaft, nebst mehrern tüchtigen Leuten von Bristol, auch nach der neuen Kolonie einschiffen.

Die Nachrichten, welche man dem Herrn **Granville** wegen des Klima von Sierraleona gegeben hat, sind äusserst vortheilhaft. Sir G. **Young** versicherte ihn, daß die Georgsbai einen der schönsten Haven in der Welt bildet, daß die Gipfel der dortigen Gebirge das beste Bauholz trügen, und daß man von oben die herrlichsten Landschaften von Wäldern und Gewässern unter sich

liegen sähe, daß endlich wegen dieser Anhöhen das Klima so frisch sei, daß er gerne seinen Ueberrok getragen habe. Die natürlichen Produkte übertreffen die reichste Einbildung; die schönste Baumwolle, der beste Indigo, Gummi Kopal, Kastor-Nüsse zum Oel, eine grosse Verschiedenheit an Gewürzen, die beßten Arten von Bauholz wachsen wild an und auf den Gebirgen. Das Meer und die Seen gewähren einen Ueberfluß der herrlichsten Fische, drei Arten von Schildkröten, ausser der erstaunlichen Menge Austern, Krebse u. s. w. Hier fehlte jezt nichts, als Zuchtvieh und zahme Hüner, und er habe das Vertrauen zu der Vorsehung, daß seine wohlgemeinten Bemühungen diesem Mangel abgeholfen haben *).

Die Gesellschaft hat nachher angetragen, für eine eigene Gesellschaft unter dem Namen Georg's Bai-Kompagnie registrirt zu werden. Sie will nichts für das Ganze aufborgen, sondern alles baar bezahlen. Die zusammengebrachte Summe sollte in Dividenden zu 50 Pf. St. jede getheilt werden; es soll Niemand für irgend mehr einstehen, als wofür er unterzeichnet hat. Ein oder zwei solcher Antheile geben nur das Recht zu einem einzigen

*) So weit geht die Nachricht des Herrn Granville.

zigen Votum; drei oder vier Theile zu zwei; fünf, sechs oder sieben, zu drei; acht oder neun, zu vier; zehen Antheile aber zu fünf Votis. Jährlich soll eine Generalversammlung gehalten werden, jedoch können auch noch besondere Versammlungen bei vorzüglichen Fällen zusammenberufen werden. Kein Direktor, Eigenthümer oder Agent oder Offizier der Gesellschaft darf die Summe Geldes länger als 30 Tage in seinen Händen behalten. Alle Zahlungen geschehen durch die Bank von England, und alle Bücher stehen für jeden der einsezzenden Mitglieder stäts offen.

Mehr ist mir von dieser neuen Niederlassung bisher nicht bekannt worden. In öffentlichen Blättern las ich zwar, daß noch mehrere Transporte dahin abgegangen seien; aber dabei war nichts bestimmt.

Endlich kömmt vor Kurzem die traurige Botschaft *):

„Ein König auf der Küste von Sierraleona (wahrscheinlich der Schurke Thomas, über den sich Granville so sehr beschwerte) habe die neue brittische Niederlassung daselbst mit Eifersucht ge-

*) In der Beilage zu Nr. 279. der Straßburg. Zeitung, vom 21. November, 1792. — unter dem Artikel: Paris vom 12. November. —

sehen, habe sie plözlich mit einer grossen Macht überfallen und ganz zerstört. Einige Kolonisten retteten sich auf eine nahgelegene Insel, (Bense oder Tasso?) wo sie Zeugen dieses Unglüks gewesen sind.„

Die nähere Erläuterung darüber müssen wir von der alles entwikkelnden Zeit erwarten! —

Reisen nach Guinea.

Zweite Unterabtheilung.

Reisen nach der Küste von Guinea im engern Verstande.

Die Küste von Guinea im engern Verstande begreift unter sich die Pfefferküste, die Elfenbeinküste und die Goldküste.

Jede dieser Küsten macht für sich schon eine so beträchtliche Landstrekke aus, daß jede für sich abgehandelt, und einer genauen Betrachtung gewürdigt zu werden verdient.

Wir wollen deswegen zuerst die merkwürdigsten der älteren Reisen nach Guinea überhaupt hier aus den Urquellen — mit den nöthigen, erläuternden Anmerkungen und Zusäzzen — sammeln, und dann jeden der vier Hauptheile der Küste von Guinea im engern Verstande, naturhistorisch und geographisch betrachten, und die wichtigsten der dahin unternommenen Reisen in kurzen Auszügen beifügen.

Am Ende folgt dann eine allgemeine Uebersicht der heutigen Beschaffenheit dieser Negerküste, und des Handels auf derselben, nebst einem kritischen Aufsazze über den Negerhandel, dessen eigentlicher Mittelpunkt dieser Küstenstrich ist.

Was die Reisen selbst betrifft, die in dieser Unterabtheilung nach dem entworfenen Plane zusammengereiht sind, so habe ich wenig daran geändert; ich habe ihnen, nach dem Muster meiner Vorgänger, ihren eigentlichen Ton gelassen, und bloß das Ueberflüssige abgekürzt, und das Holperichte im Styl geebnet. Denn diese Reisen selbst sind an sich schon zu merkwürdig, als daß sie nicht verdienten, unverändert aufbehalten zu werden.

I.

Erste Reisen
der
Engländer
nach
Guinea.

Die summarische Geschichte der ersten Reisen der Portugiesen nach Guinea ist schon im zweiten Bande dieses Werks erzählt *) worden. Von diesen sowol, als den übrigen ersten Reisen der Europäer nach diesem Theile der Westküste von Afrika besizzen wir keine einzelnen, ausführlichen Tagebücher mehr; nur allein von den ersten Seefahrten der Britten dahin haben uns die Reisesammler noch genauere Nachrichten aufbehalten.

Schon im Jahre 1481 unternahmen es zwei Engländer **John Tintam** und **William Fabian**, Schiffe nach der Küste von Guinea auszusenden; die Reise selbst wurde aber durch den portugiesischen Hof hintertrieben, der sich auf sein päpstliches Privilegium stüzte.

Erst um die Mitte des 16ten Jahrhunderts erwachte der Handelsgeist der Britten, der sie anspornte, an den Reichthümern Theil zu nehmen, welche die Portugiesen aus Afrika und Ostindien holten.

---

*) Seite 267. und folgende.

Die Tagebücher der ersten dadurch veranlaßten Reisen der Britten, findet man in der Hackluytschen Sammlung von Reisebeschreibungen, und im ersten Bande der allgemeinen Historie der Reisen, deutsche Uebersezzung, Seite 241. und folgende.

Aus dieser entlehne ich sie — und theile sie hier meinen Lesern etwas abgekürzt, und in verbesserter Schreibart mit. Es sind freilich nur trokne Tagebücher, aber doch in mancher Rüksicht der Aufbewahrung werth, um so mehr, da sie **merkwürdig** sind, und zur Geschichte der Reisen gehören.

Die interessanteren, angenehmeren Reisebeschreibungen folgen dann nach.

I.

Thomas Windham's Reise nach Guinea und Benin *).

Im Jahre 1553.

Der brittische Seefahrer und Schiffshauptmann **Thomas Windham** hatte in den Jahren 1551 und 1552 mit so glüklichem Erfolge zwei Reisen nach Maroko gethan — die ersten, die von einem Britten nach der Westküste von Afrika unternommen worden waren — daß mehrere Londoner Kaufleute dadurch gereizt wurden, auch eine Reise nach Guinea auf ihre Kosten unternehmen zu lassen.

Am 12 August 1553 segelten zwei stattliche Schiffe, die Schlüsselblume und der Löwe, nebst einer Pinnasse, der Mond genannt, welche mit 140 Mann, hinlänglichen Geschüzze und Lebensmitteln versehen waren, von Portsmouth aus.

*) Diese und die folgende Reisebeschreibung ist zuerst in einer kleinen Sammlung von Richard Eden herausgegeben worden, welche im J. 1577. in 4. zu London unter dem Titel erschien: History of Travayles in the West-and East-Indies &c. by Eden and Willes. — Daraus entlehnte sie dann Hacklupt.

Sie wurden von zwei Hauptleuten geführt. Der eine war ein Portugiese Namens **Antonio Anes Pinteado**, der Sohn von **Juan Anes**, aus der Stadt Porto in Portugal gebürtig, ein kluger und braver Mann. Er war sowohl ein erfahrner Schiffer als kluger Hauptmann, und hatte wegen seiner Kenntniß in der Schiffahrt bei dem Könige von Portugal in grossen Gnaden gestanden, der ihm die Vertheidigung der Küste von Brasilien und Guinea wider die Anfälle der Franzosen anvertrauet hatte, denen er auch ein grosses Schrekken in diesen Meeren war. Er hatte auch eine Hofbedienung, doch weil er durch seine Neider verläumdet, in Ungnade gefallen war, sah er sich genöthiget, nach England zu entweichen. Der andere Hauptmann war der erwähnte **Windham**, ganz das Gegentheil von jenem, und nicht mit der geringsten Tugend begabt. Zu Portsmouth schon fieng er an, seine üble Gemüthsart zu zeigen, da er einen Verwandten von einem der reichsten Kaufleute, die an der Reise Theil hatten, aus seinem Schiffe jagte; welches aber ein Glük für diesen jungen Menschen war, so daß Andere nachher auch wünschten, er möchte ihren Söhnen den nämlichen Dienst erwiesen haben.

Als sie ihre Reise fortsezten, kamen sie nach dem Eilande Madera, wo sie zum Gebrauche ihrer Schiffe Wein einnahmen. Hier trafen sie eine grosse Galliote des Königs von Portugal an, welche

mit Soldaten und Geschüzze besezt, ausgeschikt war, die Schiffe anderer Nazionen abzuhalten, in diesen Meeren zu handeln, und vornämlich diese Reise der Engländer zu hintertreiben, wiewol sie es nicht würde haben ins Werk sezzen können, wenn sie es versucht hätte. Es schien ganz, als ob der König von Portugal insgeheim Nachricht erhalten hätte, daß die englischen Schiffe eine Absicht auf sein Castell **Mina** hätten, wiewol Niemand daran gedacht hatte.

Bis jezt hatte sich **Windham** dem Scheine nach wohlgesinnt und freundschaftlich gegen **Pinteado** betragen. Nachdem sie aber Madera verlassen hatten, änderte er auf einmal sein Betragen. Er nahm die Führung der Schiffe allein über sich, und fragte nichts, weder nach **Pinteado**, noch den Faktoren. Er bediente sich sogar schimpflicher Reden und Drohungen. Er nahm dem **Pinteado** die Bedienung der Schifsjungen und gewisser Matrosen, die ihm von den Kaufleuten waren zugegeben worden, und behandelte ihn bloß als einen gemeinen Schiffsmann. Dies war eine empfindliche Kränkung für diesen rechschaffenen Befehlshaber, weil nichts schmerzlicher für einen Portugiesen oder Spanier ist, als wenn man ihn seiner Ehre beraubet.

Da sie weiter fuhren, und bei den kanarischen Inseln vorbei waren, kamen sie an die Insel **St. Nikolas**, wo sie sich mit wildem Ziegenfleisch

versahen, welches daselbst im Ueberfluß ist, ob man wol sonst nichts da antrifft. Von hier sezten sie ihren Lauf weiter fort. Weil sie aber wegen der grossen Hizze nicht sobald nach Guinea zu kommen wünschten, so hielten sie sich unterwegs bei den wüsten Inseln auf. Allein da sie unter der Anführung eines Mannes waren, der alles nach seinem Kopfe that, woraus nichts Gutes kommen konnte, so verweilten sie sich zu lange. Endlich kamen sie in den grossen Fluß Sesto, an der Küste von Guinea, wo sie ihre Schiffe mit Guineapfeffer hätten beladen können, eine Frucht, die sehr hizzig ist, und einer Feige gleicht, wie sie auf dem Baume wächst, voller Körner ist, welche in der Hülse los sind, und durch die Mitte ein Loch hat. Diese Art von Spezerei wird in den kalten Ländern sehr gebraucht, und kann daselbst mit grossem Vortheil verkauft, oder gegen andere Waaren umgesezt werden. Allein, auf die Ueberredung, oder vielmehr auf Antrieb dieses wunderlichen Anführers, verachteten die Leute diese Frucht in Vergleichung des feinen Goldes, wornach sie dürsteten, und segelten noch hundert Meilen weiter, bis sie an das Goldland kamen. Damit sie sich nicht dem portugiesischen Kastelle del Mina nähern möchten, so verkauften sie von ihren Waaren für 150 Pfund Gold des Landes. Sie hätten ihre ganze Ladung für Gold umsezzen können, wenn man Pinteados Vorstellungen gefolgt hätte. Allein Windham wollte weiter gehen, ob sich gleich Gold ge=

nug da fand, wo er war. Er befahl also dem Pinteado, denn so weit hatte er es gebracht, die Schiffe nach **Benin**, 150 Meilen über die Linie hinaus zu führen, wo er sie mit Pfeffer beladen sollte. Pinteado, welcher die späte Jahrszeit in Erwägung zog, ermahnte ihn, nicht weiter zu gehen, sondern hier zu bleiben, und die übrigen Güter gegen Gold zu verhandeln. Allein Windham, anstatt ihm zu folgen, gerieth in Wuth, nannte ihn einen Juden und sagte: Dieser jüdische Hurensohn versprach uns an solche Orte zu bringen, die gar nicht existiren, oder wo er uns nicht hinbringen kann. Wenn er es aber nicht thut, so will ich ihm die Ohren abschneiden, und sie an den Mastbaum nageln lassen.

Pinteados Absicht war, die Leute zu erhalten, weil er wohl wußte, daß ihr Leben auf gleiche Art in Gefahr stand, sie möchten nun zu spät oder zu früh dahin kommen. Kämen sie zu spät, so hätten sie den Rossia auszustehen, welches ihr Winter ist, der nicht sowol wegen der Kälte, als wegen einer erstikkenden Hizze gefährlich ist, die nebst einer trüben und wolkichten Luft und stürmischen Wetter die Eigenschaft hat, daß die Kleider auf dem Leibe verfaulen. Kommen sie zu früh, so müssen sie die brennende Sonnenhizze befürchten, welches die Ursache war, daß sie sich unterwegs aufhielten. Er wurde also wider seinen Willen genöthiget, die Schiffe nach dem Flusse **Benin**

zu bringen; hier warfen sie Anker, und schikten ihre Pinnasse 50 oder 60 Meilen den Fluß hinauf. Als der Hauptmann **Pinteado**, **Francisko**, ein Portugiese, **Nikolaus Lambart**, einer von Adel, und andere Kaufleute daselbst ans Land stiegen, so wurden sie nach Hof gebracht, welcher 10 Meilen weiter lag. Bei ihrer Ankunft wurden sie von einer Menge Volks vor den König geführet. Er war ein schwarzer Neger, wiewohl nicht so schwarz als die andern, und saß in einem grossen, langen und weiten Saale. Die Wände waren von Erde gemacht, und ohne Fenster; in dem Dache aber, welches von dünnen Bretern war, waren verschiedene Oeffnungen, wie Trichter, um die Luft einzulassen.

Der König wird mit grosser Pracht bedienet. Seine Edelleute sehen ihm niemals ins Gesicht; sondern kauern auf ihre Hinterbakken, mit ihren Ellenbogen auf ihren Knieen, und mit ihren Händen, vor ihren Augen. Sie unterstehen sich nicht, ihre Augen aufzuheben, bis es Seine Majestät befielt. Wenn sie sich ihm nähern, so nehmen sie, sobald sie ihm vors Gesicht kommen, diese Stellung an, und wenn sie sich wegbegeben, so kriechen sie eben so ehrerbietig zurük; weil es ein Verbrechen ist, ihm den Rükken zuzukehren.

Nachdem der König die Engländer hatte aufstehen lassen, fragte er sie im portugiesischen, welches er von seiner Kindheit an gelernet hatte, war-

um

um sie gekommen wären. Sie antworteten durch Pinteado, sie wären Kaufleute, und kämen ihre Waaren gegen die Waaren des Landes zu vertauschen. Der König befahl hierauf, daß sie 30 oder 40 Quintals Pfeffer, die schon seit langen Zeiten in seinen Vorrathshäusern aufgeschüttet waren, ansehen, und ihm auch Proben von ihren Waaren bringen sollten. Als beide Theile die Waaren besehen hatten, so erbot sich der König, ihnen innerhalb 30 Tagen ihre Schiffe mit Pfeffer zu beladen, und wenn ihre Güter nicht zureichten, ihm den Werth dafür zu bezahlen, so wollte er ihnen bis sie wieder zurükkämen, borgen. Sogleich schikte er auch aus, um den Pfeffer im ganzen Lande zu sammeln, und ehe 30 Tage vergiengen, waren 80 Tonnen nach Hofe geliefert.

Da inzwischen die Engländer sich nicht im Zaume hielten, und von den Landesfrüchten assen, den Wein von den Palmbäumen unmässig tranken, auch sich beständig badeten, weil ihr Körper beinahe ganz von der Hizze zerschmolz, so bekamen sie am Ende des Jahres Geschwulst und Fieber, woran 3 oder 4 in einem Tage starben. Als Windham erfuhr, daß seine Leute so stark darauf giengen, schikte er sogleich, als die 30 Tage verflossen waren, zu dem Hauptmann Pinteado und den andern, sie sollten sogleich zurükkommen. Diese thaten ihm aber durch ein Schreiben zu wissen, welche grosse Menge Pfeffer sie schon gesammelt

hätten, und noch erwarteten; sie bäten ihn also, sie nicht zu übereilen, sondern wohl zu erwägen, welchen grossen Ruhm sie sich erwerben würden, wenn sie von einer vortheilhaften Reise zurükkämen, und wie schimpflich es hingegen wäre, wenn sie ohne volle Ladung zurükkehrten.

Unterdessen brach Windham voller Wut Pinteados Kabinet und Kisten auf, und nahm ihm die kalt abgezogenen Wasser und eingemachten Sachen, womit er sich wegen seiner Gesundheit versorgt hatte, und ließ ihm nicht einmal seine Schiffer-Instrumente, noch sein übriges Geräthe. Bald darauf wurde er krank und starb ebenfalls. Als Pinteado wieder an Bord kam, so betrübte er sich so über seinen Tod, als wenn er sein beßter Freund gewesen wäre. Seine Verfolgungen waren aber nicht mit Windham gestorben; im Gegentheil, er wurde ärger mißhandelt, denn es spieen ihm einige sowohl Offiziere als Matrosen ins Gesicht, Andere nannten ihn einen Juden, und machten ihm den Vorwurf, er habe sie hieher geführt, um sie umzubringen, noch Andere zogen den Degen gegen ihn, und drohten, ihn zu tödten. Sie bestanden einmüthig darauf, die Küste zu verlassen. Er bat sie, nur so lange zu warten, bis ihre Kameraden, die am Hof waren, zurükkämen, allein sie wollten auch dieses nicht eingehen. Hierauf verlangte er, sie möchten ihm das Schiffsboot nebst einem alten Stük Segel überlassen, er verspreche

ihnen, die Andern damit nach England zu bringen. Da er aber sahe, daß alle Vorstellungen vergebens waren, schrieb er an die Kaufleute, und meldete ihnen den ganzen Vorfall, und versicherte sie, daß, wenn er beim Leben blieb, er wieder zurükkommen, und sie abholen würde. Er selbst wurde, nachdem man ihn wieder seinen Willen am Bord behalten hatte, in die Klasse der Kuchenjungen gesezt, und sehr streng behandelt; die Gütigkeit des Kochs erleichterte ihm aber sein Schiksal in etwas.

Nachdem sie eines von ihren Schiffen, wegen Mangel der Leute, versenkt hatten, reisten sie ab; sechs oder sieben Tage hernach starb auch Pinteado aus Gram über die harte Behandlung; ein Mann der würdig war, einem grossen Regenten zu dienen. Von 140 Leuten kamen ohngefähr 40 zurük, wovon auch noch viele starben.

II.

Johann Lok's
brittischen Schiffshauptmanns,
Reise nach Guinea.

Im Jahre 1554.

Eden, der erste Herausgeber dieses Tagebuchs, berichtet in seiner Vorerinnerung, daß, wie er in der ersten Reise mehr die Ordnung der Geschichte, als den Lauf der Schiffahrt mitgetheilt habe, von welcher er damals keinen richtigen Unterricht erhalten konnte; so wäre bei dieser zweiten Reise seine vornehmste Absicht, die Wahrnehmungen eines Lotsen, der ein erfahrner Seemann gewesen, in einem Tagebuch anzugeben, und zwar unverändert, so wie er es von ihm erhalten hatte. Für uns ist aber dies nautische Detail zu uninteressant, als daß wir es nicht weglassen sollten.

Die Gesellschafft von Kaufleuten, welche diese zweite Reise auf ihre Kosten unternehmen liessen, bestand aus folgenden Männern: **Georg Barne, John York, Thomas Lok, Anton Hikmann** und **Edward Castelin.**

Am 11 Oktober d. J. 1554 verliessen sie die Themse, mit drei gut ausgerüsteten Schiffen, der Dreieinigkeit, von 140 Tonnen, dem Bartholomäus, von 90 Tonnen, und dem Evangelisten Johannes, von 140 Tonnen. Es waren auch zwei Pinnassen dabei, wovon die eine an der Küste von England untergieng. Nachdem sie zu Dover vierzehn, und zu Rye drei oder vier Tage gelegen, so giengen sie noch nach Dartmouth, und von da richteten sie am 1 November, Abends um 9 Uhr, ihren Lauf weiter. Sie fuhren südwestwärts, und legten den 3ten gegen Mittag, sechzig Meilen zurük.

Den 17 des Morgens hatten sie Madera im Gesichte; am 19 gegen Mittag erreichten sie die Insel Palma, Teneriffa und die übrigen kanarischen Inseln.

Von Gomera segelten sie südostwärts, hundert Meilen nach dem Vorgebirge de las Barbas, unter dem 22° 30′ N. Br. (Nördlich vom weissen Vorgebirge.) Die ganze Küste ist sehr flach, mit sechzehn oder siebzehn Faden tiefem Wasser, und wurde damals von dem Vorgebirge, bis auf sieben oder acht Meilen von dem Rio de l'Oro von den Spaniern und Portugiesen besucht, welche während des Oktobers daselbst einen Fischhandel trieben.

Von hier fuhren sie südsüdwest und südwest gen Süd, bis sie unter den 20° 30′ kamen.

Hierauf giengen sie südwärts bis 13° N. Br. Sie fuhren immer ziemlich nahe am Ufer hin.

Am 1 Dezember fanden sie sich unter dem 13 Grade, und fuhren von da ostwärts, bis unter dem 19 Grade, wo sie westsüdwestwärts an den Untiefen von Rio grande hinsteuerten. Am 4 darauf, fanden sie die Polhöhe 6° 30′, und nun fiengen sie an, ihren Lauf nach Südosten zu richten.

Am 21 gedachten Monats kamen sie zum Vorgebirge Mesurado, welches sich ihnen wie der Kopf eines Meerschweines zeigte. Es liegt unter dem 6° N. Br., und zeichnet sich durch drei hohe Bäume aus. Auf dem vesten Lande sind vier oder fünf hohe Hügel, deren einer sich über den andern erhebt, und welche die Südostseite der Bäume umgeben. Die ganze Küste ist mit weissem Sande bedekt.

Am 22 kamen sie zum Flusse Sesto, wo sie bis zum 29 blieben. Von hier schikten sie die Pinnasse nach dem Flusse Dulce (5° 30′ N. B.) voraus, um daselbst vorläufig den Handel zu eröffnen.

Der Fluß Sesto (5° 40′) ist an einer Reihe Felsen an der südostlichen Seite der Rhede leicht zu erkennen. Bei der Einfahrt in den Hafen stehen sechs Bäume, die kein Laub tragen. Der Hafen ist gut, bei der Mündung aber gar zu enge, weil gerade da, wo man hineinfährt, ein Felsen ist.

Von dem Flusse Sesto bis an den Fluß Dulce sind fünf und zwanzig Meilen, und das hohe Land dazwischen, welches acht Meilen von dem ersten anfängt, wird **Rakeado** genannt. Gegen Südost findet man einen Ort **Schwagro**, und einen andern **Schyawe** oder **Schavo** genannt, woselbst man frisch Wasser bekommen kann. Von **Schyawe** geht eine Reihe Felsen, und gegen Südost ein Vorgebirge, **Kroke** genannt, von wo aus bis **Rakeado** neun oder zehn Meilen ist. Von hier gegen Südost ist auch ein guter Hafen, **St. Vincent** genannt. Gerade gegen ihn über ist ein Felsen unter dem Wasser, zwei und eine halbe Meile vom Ufer. Drei oder vier Meilen von diesem Felsen gegen Südost erscheint eine Insel, welche aber nicht über eine Meile von der Küste entfernt ist. Gegen Ostsüdost von der Insel ist ein Felsen, welcher über dem Wasser hervorragt, und die Einfahrt in den Fluß **Dulce**, welcher daran mag erkannt werden. Die nordwestliche Seite des Havens hat flachen Sand. Die südöstliche Seite gleicht einer Insel, und ist ein wüstes Stük Feld, ohne Bäume. Die Schiffe haben 13 oder 14 Faden tief Wasser, guten Sumpf und Sandgrund. Hier warfen sie den lezten December Anker.

Am 3 Januar 1555 verliessen die Schiffe den Fluß **Dulce**, und segelten weiter hin an der Küste. Das Vorgebirge **de las Palmas** oder das **Palmenkap** ist ein schönes hohes Land; an der Ost-

seite aber sind einige niedrige Oerter am Ufer, welche wie rothe Klippen mit weissen Streifen aussehen, und den Landstrassen gleichen, jeder eine Kabel lang.

Dieses Vorgebirge ist die südlichste Spizze dieser Küste, und liegt unter dem 4° 20′ N. Br.

Die Küste von dem Vorgebirge **de las Palmas**, bis an das Vorgebirge **der drei Spizzen** (**de tres Puntas**) ist schön und rein, ohne Felsen, und ohne Gefahr. Das Ufer ist meist sehr hoch. Gegen Nordwest, fünf Meilen von diesem Vorgebirge, ist ein unebener Grund, und zwei Felsen, zwischen welchen in einer Bucht von einem Meerbusen ein Kastell Arra genannt, liegt, welches dem König von Portugal gehört, und an den gedachten Felsen leicht erkannt wird, weil es sonst von dem Vorgebirge **de las Palmas** bis an das Vorgebirge **der drei Spizzen** keine giebt. Von dem Vorgebirge **de las Palmas** bis **Arra** sind fünf und neunzig Meilen, und die Küste von dem Kastell bis an die westliche Spizze von **tres Puntas**, liegt Südost gen Süd- und Nordwest gen Nordwärts. Diese westliche Spizze ist ein niedriges Land, und geht eine halbe Meile in die See hinaus. Auf dem innersten Theile derselben, gegen das Land zu, steht ein dikker Busch Bäume; da kamen sie den 11 Januar an.

Am 12 langten sie bei einer Stadt, Namens **Samma** oder **Sammua** an, die acht Meilen ost-

nordorstwärts von dem Vorgebirge der drei Spizzen liegt. Auf diesem Wege ist eine grosse Reihe Felsen, die weit in die See hinausgehen. — Sie blieben vier Tage vor dieser Negerstadt liegen. Das Oberhaupt des Orts wollte durchaus nicht eher den Handel eröffnen, als bis er eine Geisel hätte; John Yorks Neffe wurde daher als solcher hineingeschikt. Sobald er aber dahin gekommen war, wollten die Einwohner nicht weiter handeln, sie hielten ihn zurük, und schossen mit ihrem Geschüzze, wovon sie blos zwei oder drei Stükke hatten, auf die Engländer.

Am 16 kamen sie an einen Ort, das Vorgebirge **Korea** genannt, wo sich der Hauptmann **Don Juan** aufhielt, dessen Leute ihnen freundschaftlich begegneten. Dieses Gebirge liegt vier Meilen ostwärts von dem Kastell **Mina**, wo sie den 18 ankamen, und alle ihre Zeuge, bis auf zwei oder drei Ballen verkauften, und Erlaubniß erhielten, acht oder neun Meilen ostwärts zu gehen, um an zwei andern Orten den Rest zu verhandeln. Der erste dieser Orte hieß **Perekow**, der andere **Perekow grande**. Der leztere ist durch einen grossen runden Hügel **Monte Rotondo** genannt, kenntlich, der nahe dabei an der Westseite liegt. An der Wasserseite sind viele hohe Palmbäume.

Von hieraus segelten sie den 13 Februar wieder zurük, und fuhren längs der Küste hin, bis

sie nur noch sieben oder acht Meilen von dem Vorgebirge der **drei Spizzen** entfernt waren. Am 15 Abends giengen sie tiefer in die See, wo sie betrügliche Strömungen fanden. Doch auf dem Rükwege von der Küste von **Mina** bis an das Vorgebirge **de las Palmas** kann man sich sicher gen Westen halten, wo der Strom stäts nordwärts geht; zwanzig Meilen von diesem Vorgebirge, ostwärts an dem Flusse **de los Potos** (unter 4° 40′ N. Br.) kann man sich mit frischem Wasser und Balast versehen, auch ist hier viel Elfenbein zu bekommen.

Zwischen dem Vorgebirge **de Monte** und **Kapo Verde** sind die Ströme stark, welches leicht irre führt.

Am 22 April waren sie unter dem achten Grade. Sie giengen also gen Nordwest, da sie den Wind bis zum 1. Mai von Nordost und Ostnordost, zuweilen auch von Osten hatten. Von dem achtzehnten Grade vierzig Minuten hatten sie den Wind aus Osten und Ostnordosten, zuweilen auch aus Ostsüdosten. Sie fuhren nun mit abwechselndem Winde immer nordwärts, und suchten die kanarischen Inseln zu erreichen.

Endlich kamen sie (das Tagebuch gibt das Datum nicht an) glüklich wieder nach England zurük, und brachten eine reiche Ladung mit; nämlich: über 400 Pfund zwei und zwanzig karatiges Gold; 36 Fässer Guineapfeffer, und ungefähr 250

Elefantenzähne von verschiedener Grösse. Einige dieser lezteren waren neun Spannen lang in der Krümme, andere waren so dik wie ein Mannsschenkel, wovon das Stük beinahe 90 Pfund wog. Sie berichteten, sie hätten welche gesehen, wovon das Stük 125 Pf. gewogen. Sie hatten auch eine andere Art, welche sie ein- zwei oder dreijährige Kalbszähne nannten; die andethalb, zwei, drei und mehrere Fuß, nach dem Alter des Thieres, lang waren.

Eden, der Herausgeber dieses kurzen Tagebuchs fügte noch einige historisch-geographische Nachrichten von Guinea bei, die wir aber hier weglassen, weil er sie aus andern Schriftstellern entlehnt hat, deren Nachrichten seither durch bessere Beobachter entbehrlich gemacht worden sind.

III.

William Towrson's
eines Londoner Kaufmanns,
erste Reise nach Guinea*).

Im Jahre 1555.

Die dritte Reise der Britten nach Guinea, wurde unter **Willhelm Towrson's** Führung unternommen, welcher am 30 September d. J. 1555 mit zwei guten Schiffen, dem **Hirsche** und der **Hindinn**, aus dem Haven **Newport** auf der Insel **Wight** auslief, um den Fluß **Sesto** und die benachbarten Gegenden auf der Küste von Guinea zu besuchen. Die Veränderung des Winds war Ursache, daß die Schiffe bis zum 14 Oktober zubrachten, ehe sie die Rhede von Dartmouth erreichten. Hier hielten sie sich sechs Tage auf; am 20 giengen sie unter Segel, und wendeten sich gen Südwest.

Am ersten Oktober waren sie unter dem 31° N. Br. und am 3 hatten sie **Porto Santo** im

*) Er machte diese Reise als Direktor und Schiffshauptmann, und beschrieb sie nachher auch selbst.

Gesichte. Da sie von Nordnordwest kamen, so erschien ihnen diese kleine portugiesische Insel, wie zwei kleine Hügel nebeneinander. Die Ostseite ist hohes Land, und gleicht einer Reihe von Bergen, die durch ein Thal gemacht wird. Die Westseite ist niedriger mit einigen kleinen runden Hügeln. An demselben Tage erblikten sie auch 12 (engl.) Meilen von **Porto Santo** die grössere portugiesische Insel **Madera**. Gegen Südwest ist das Land schön und fruchtbar, in der Ferne scheint es wie ein grosses, hohes und festes Land.

Am 6 frühe sahen sie den **Pik** (Spizberg) von **Teneriffa**, der wie ein Zukkerhut gestaltet ist, und bald darauf die kanarische Insel **Palma**, welche auch hoch ist. Am Tage darauf erblikten sie die Insel **Gomera**, welche zwischen **Teneriffa** und **Palma** liegt; da sie aber befürchteten, der Wind möchte ihnen genommen werden, so liessen sie beide Inseln gegen Osten liegen, und segelten zwischen **Palma** und **Gomera** durch. Noch am nämlichen Tage erblikten sie auch die Insel **Ferro**, welche sie lange im Gesichte behielten; denn sie mußten Tag und Nacht wegen des Windes stille liegen. Sie wandten darauf das Schiff, und giengen fünf Stunden Ostnordostwärts zurük, um auf die nächste Art vorbeifahren zu können, weil der Wind noch immer südöstlich war, ein seltner Vorfall auf dieser Küste, weil der Wind meistentheils Nordost und Ostnordost da ist. Am folgen=

den Morgen waren sie der Insel gerade gegen über, und hatten Raum genug, solche vorbei zu segeln.

Am 8 hielten sie ihren Lauf, so nahe als sie konnten, an dem Winde; weil sie wegen der Schwäche ihren ordentlichen Lauf, um die Küste der Barbarei zu erreichen, nicht halten konnten; er war Südost gen Ost.

Am 12 sahen sie gegen sich über ein Segel, welches sie für ein Fischerschiff hielten; sie gedachten mit ihm zu sprechen. Allein eine Stunde darauf fiel ein solcher Nebel, daß sie weder das Fischerschiff, noch das ihrige sehen konnten. Sie schossen verschiedene Stükke nach der **Hindinn** ab, sie hörte solche aber nicht. Nachmittags meldete sich die **Hindinn** durch einen Schuß, welchen der **Hirsch** sogleich beantwortete. Eine halbe Stunde darauf zertheilte sich der Nebel, und sie bemerkten, daß sie vier Meilen von der barbarischen Küste waren, und 15 Faden tief Wasser hatten; wegen widrigen Winds ankerten sie hier. Anfänglich erkannten sie die Gegend nicht sogleich, weil das meiste niedriges Land ist, und nichts kenntliches hat, als das Ufer selbst, welches so weiß, wie Sand oder Kalk, und sehr tief nach dem Strande zu ist. Nach der Berechnung des Steuermanns, waren sie von dem Flusse **del Oro** sechzehn Meilen gegen Osten. Sie warfen hier ihre Fischernezze aus, und fiengen eine grosse Menge Fische, welche die Portugiesen **Pergosses** nennen, und gemeiniglich

an dieser Küste fangen; die Franzosen nennen sie Saders, die Engländer Saltwater-Breams oder Meerbrachseme *).

Am 13 Nachmittags entdekte der Hirsch ein Segel, welches auf ihn zukam; sie hielten es für das, welches sie den Tag vorher gesehen hatten. Der Hauptmann befahl der Hindinn die Anker zu lichten, und auf das Schiff zuzufahren. Er besezte das Boot mit Mannschaft, um sich ihm an Bord zu legen, und zu sehen, wer es wäre. Nach einer halben Stunde lichtete auch der Hirsch die Anker; als aber das Fahrzeug sie wahrnahm, wandte es sich, und bald darauf fiel ein zweiter starker Nebel, der die ganze Nacht anhielt, und sie nöthigte, von dem Nachjagen abzustehen. Nachmittags drehte sich der Wind, und sie fuhren nun, um dicht ans Ufer zu kommen, Südwest gen West.

Am 14 Morgens war es sehr neblicht. Um 12 Uhr aber entdekten sie eine Karavelle von 60 Tonnen, welche fischte; sie schikten ihr Boot mit fünf Mann nach ihr. Die Karavelle ließ ihren Anker in Eile fallen, und zog die Segel auf. Als sie dies sahen, verfolgten sie dieselbe, und da sie sie eingeholt hatten, liessen sie die Segel streichen,

*) Es ist der gelbflossige Meerbrachsem (Sparus rhomboides. L.) den die Engländer so nennen. (Müller's Linn. Natursystem, VI. B. S. 187 und 188.)

und führten sie fort, obgleich 14 bis 15 bewaffnete Männer am Bord derselben waren, die aber nicht den Muth hatten, sich zu wehren. Da sie dem Hirsch nahe gekommen waren, befahl der Hauptmann, ihn mit dem Boote abzuholen, und gieng an Bord der Karavelle, um Acht zu haben, daß den Leuten derselben kein Leid geschähe, noch etwas weggenommen würde, als was sie für Geld gutwillig ablassen wollten. Die Engländer bekamen von ihnen drei grosse Nezze voll Feigen, zwei kleine Töpfe voll Oel, zwei Pipen voll Wasser, vier Oxhöfte Salzfische, die sie auf der Küste bekommen, und einige frische Fische, die sie nicht achteten, weil eine solche Menge auf der Küste sind, daß ein einziger Mann in einer Stunde, und bisweilen in noch kürzerer Zeit, so viel fangen kann, daß zwanzig Personen einen Tag daran genug haben. Der Hauptmann bezahlte ihnen für die angezeigten Waaren, und etwas Wein, welcher am Borde getrunken wurde, nebst drei oder vier grossen Kannen, die sie auf die Schiffe schikten, 27 Pistolen, welches gewiß zwei Mal so viel war, als sie gefordert haben würden. Er ließ ihnen auch helfen, ihren Anker und Tau wieder herauf bringen, die sie hatten fallen lassen.

Hierauf giengen sie unter Segel, der widrige Wind aber machte, daß sie ungefähr 12 Meilen von dem Flusse del Oro wieder ankern mußten. Sie sahen noch fünf Karavellen, die aber alle bei Erblikkung der Schiffe die Flucht ergriffen.

Am

Am 16 passirten sie nach der Rechnung des Steuermanns den Wendezirkel des Krebses. Den 17 segelten sie, ohne daß sie die Küste der Barbarei (eigentlich die Küste der Sahara) aus dem Gesichte verloren, 25 Meilen weiter, und am 18 Mittags um 12 Uhr waren sie dem weissen Vorgebirge schief gegenüber.

Am 12 Dezember erblikten sie die Küste von Guinea; sie stiessen sogleich nordostwärts an das Land hinan, so daß sie des Nachts um 12 Uhr kaum zwei Meilen vom Ufer entfernt waren. Hierauf wendeten sie sich, und fanden 18 Faden tief Wasser; sie bemerkten auch gegen das Ufer hin ein Licht, welches sie für ein Schiff hielten, und daraus urtheilten, es müsse der Fluß Sestos seyn; sie ankerten sogleich, und rüsteten sich zum Gefechte, weil sie das vermeinte Schiff für ein portugiesisches oder französisches hielten. Das Licht mußte aber vom Ufer gekommen seyn, denn am Morgen war kein Schiff zu hören noch zu sehen. In der Entfernung von zwei englischen Meilen entdekten sie drei kleine und einen grossen Felsen. Hierauf fuhren sie gegen Ostsüdost am Ufer hin, weil der Steuermann den Ort nicht sogleich erkannte; denn das ganze Land ist niedrig, und voller sehr hohen Bäume längs dem Ufer hin, so daß es bloß durch die Polhöhe zu erkennen ist. Die Nacht durch hatten sie frischen Wind mit Donner und Blizzen abwechselnd.

Am 13 giengen sie Ostsüdost weiter bis zwei Meilen von der Küste, das Land war hier voller Wälder, und grosse Felsen verschlossen das Ufer, gegen welche die See heftig schlug. Die Wellen brachen sich so weiß als Schnee, und stiegen so hoch, daß man sie vier Meilen weit sehen konnte; es war daher unmöglich, daß hier ein Boot landen konnte. Mittags nahmen sie die Sonnenhöhe, und schlossen daraus, daß sie 24 Meilen ostwärts von dem Flusse Sestos entfernt seyn müßten. Sie machten sich gegen das Land zu, und warfen zwei englische Meilen vom Ufer in fünfzehn Faden tiefem Wasser Anker. Die See war hier so eben, daß man mit kleinen Schiffen hätte darauf fahren können. Am Nachmittag machten sie ihr Boot zurechte, damit sie längs dem Ufer einen Ort suchen könnten, um frisches Wasser einzunehmen. Denn es war unmöglich nach dem Flusse Sestos wieder zurükzukehren, weil Wind und Strom ihnen zuwider waren. Am 14 gingen sie längs der Küste zurük, und gegen Mittag fanden die Boote einen Ort, wo sie Wasser schöpfen konnten. Da sie weit in der See waren, begegneten ihnen verschiedene Boote des Landes, welche klein, lang und enge waren; in jedem war ein Mann, dem sie Brod gaben, worüber diese Leute sehr vergnügt waren. Um vier Uhr kamen ihre Boote mit frischem Wasser zurük, und diese Nacht legten sie sich einem Flusse gegenüber vor Anker.

Am 15 lichteten sie die Anker und zogen die

Segel auf, um näher ans Ufer zu gehen. Sie fanden zuweilen Felsen, zuweilen schönen Grund; und niemals weniger als sieben Faden. Sie ankerten eine Meile vom Ufer an der Mündung des Flusses St. Vincent, und ungefähr eine Meile hinaufwärts fanden die Boote gutes Wasser. Dieser Fluß liegt unter 4° 30′ N. Br., und etwa 8 Meilen über Sestos, nach ungefährer Schäzzung. Er ist aber so schwer zu finden, daß ihn ein Boot ein halbe Meile davon noch nicht sehen kann, weil der Eingang durch eine Reihe Felsen ganz verstekt ist; ein Boot muß einen ganzen Tag zwischen dem Ufer und den Felsen hinfahren, ehe es an die Mündung kommt. Obgleich der Fluß sehr breit ist, und auch verschiedene andere hineinfallen, so ist die Einfahrt doch unbequem, weil die See so hoch anschwillt; wenn man aber einmal darin ist, so findet man ihn da so ruhig, als die Themse.

Nahe an der See um diesen Fluß herum wohnet ein sehr zahlreiches Volk, welches ganz nakt geht, bloß die Scham hat es mit einem viertelellen langen Tuch aus Baumrinde bedekt. Diese Baumrinde läßt sich wie Flachs, ganz zart spinnen. Einige tragen auch gemahlte Tücher davon auf dem Kopfe. Der größte Theil geht mit blossem Kopfe, und ihre Haare tragen sie auf unterschiedliche Art geschnitten. Die meisten haben ihre Haut so gerizt, daß sie einem Wamms von gedruktem Leder gleicht. Die Frauenzimmer kann

man blos an den Brüsten von den Männern unterscheiden, die aber gewöhnlich sehr häßlich, und so lang, wie ein Ziegeneuter herunterhängen. Viele haben sie so lang, daß sie sie als Unterlage beim Liegen gebrauchen.

Noch am nämlichen Morgen giengen unsre Engländer mit der Schaluppe in den Fluß, und nahmen Armbänder, Bekken, bunte Knöpfe, Steine u. s. w. zu sich; erhandelten denselben Tag ein Oxthoft und 100 Pfund Pfeffer (d. h. Guineapfeffer, eigentlich Paradieskörner) und zwei Elefantenzähne, um einen billigen Preis. Die Bekken waren den Negern am liebsten; sie gaben für sechs Bekken einen Elefantenzahn von 30 Pfund, und für eines ungefähr 30 Pfund Pfeffer.

Am 16 wollten sie den Handel fortsezzen, aber zu ihrem Erstaunen fanden sie, daß jezt die Negern gerade die Waaren, die ihnen den Tag vorher so angenehm gewesen waren, sehr geringe schäzten. Sie boten einen Spottpreiß für ein Bekken. Die Engländer kauften daher an diesem Tage nicht über 100 Pfund Körner. Der Handel wurde durch das Oberhaupt der Negern geschlossen, und dieser war so fein, daß er nur 15 Pfund Pfeffer für ein Bekken bot, da sie doch den Tag vorher ganze Körbe voll dafür bekommen hatten. Als er sahe, daß die Engländer auf diese Art nicht handeln wollten, so gieng er mit seinen Booten zurük, und wie es schien, in der Meinung, daß die Engländer ihm

folgen sollten. Diese merkten aber seine Absicht, lichteten die Anker, und fuhren weiter.

Sie stiegen hierauf in einiger Entfernung wieder an das Land, um die Gegend zu besehen; sogleich versammelten sich einige sechzig Negern um sie her; anfänglich schien es, als ob sie sich fürchteten, nachher aber kamen sie näher, und nahmen sie traulich bei der Hand. Einige giengen in die Negerstadt, die ungefähr aus zwanzig kleinen Hütten bestand, welche mit grünem Laub und Zweigen bedekt, an den Seiten ganz offen waren. Unter dem Hause sahen die Engländer ein ellenhohes Gerüste, worauf die Negern liegen, und viele artige Sachen aus Baumrinden machen. Die Weiber arbeiten die nämlichen Sachen, wie die Männer. Viele Weiber tanzten, um ihre Gäste zu belustigen, und sangen nach ihrer Art dazu; ihr Gesang wollte aber den brittischen Ohren nicht behagen; sie wiederholten immer die Worte: Sakere, Sakere, ho, ho! Sakere, Sakere, ho, ho! Dabei sprangen sie in die Höhe, und klatschten in die Hände. Ausser einigen Ziegen, kleinen Hunden und Hünern, sahen sie hier kein Vieh. Wie sie alles gesehen hatten, begaben sie sich wieder an Bord. Als das Oberhaupt der ersten Negerstadt dieses gewahrte, so schikte er in einem Boote zwei Bedienten mit einem Korbe voll Pfeffer zu ihnen, um sie wieder zum Handel einzuladen, mit dem Versprechen, ihnen eine Menge Güter zu verhandeln, wo-

von sie den Engländern die Proben weisen mußten. Auf diese Einladung schikte Towrson den Steuermann mit einigen Kaufleuten ans Ufer. Als sie in den Fluß gekommen, kam ihnen der Negerhauptmann mit Körnern entgegen, und da er Towrson nicht sah, so fragte er durch Zeichen, wer das Haupt unter ihnen wäre; sie wiesen auf den Steuermann, darauf bot er seine Waaren an, er hielt sie aber so theuer, und hatte so wenig bei sich, daß sie nur 50 Pfund Pfeffer bekamen.

Als unsre Engländer nachher am Ufer hin gegen der Negerstadt zu, spazieren giengen, pflükte einer von ihnen auf dem Wege einen Kürbis, dies beleidigte die Negern so sehr, daß sie mit Pfeilen und grossen Schilden herbeikamen, und ihnen durch Zeichen zu verstehen gaben, sie sollten sich fortmachen. Da sie nur einen Bogen und einige Schwerter bei sich hatten, befolgten sie auch diesen Wink. Sie wollten sogleich, da sie an Bord gekommen, absegeln; der Wind aber der nicht in See hinausgieng, verhinderte sie einige Felsen zu passiren.

Der Fluß St. Vincent hat alle Stunden Ebbe und Flut, die aber nicht stark ist; bei ihrer Anwesenheit war sie anderthalb Faden. Das Land war soweit sie sahen ganz mit Bäumen bedekt, die sehr verschieden von den europäischen waren; einige hatten ein grosses Laub wie Kletten, das

aber höher war, als ein Mensch reichen konnte. Es giebt auch an der Seeseite eine Art Erbsen, welche grosse und lange Stiele haben, man fand sie beim Messen 27 Fuß lang. Sie wachsen wie Bäume auf dem Sande, und ganz nahe am Meer; diese Bäume und Gewächse sind immer grün. Dem Steuermann fiel auch noch besonders auf, daß der Wind bei Tage aus der See und bei Nacht vom Lande blies, und sich ausserdem sehr selten veränderte. Gold oder sonst etwas Schäzbares hat Towrson hier nicht bemerkt, vielleicht ist die Faulheit des Volks daran Schuld, welches auf nichts Achtung giebt. Es könnte vielmehr Pfeffer sammeln, wenn es sich Mühe gäbe; es gibt auch Vögel hier, denen die Einwohner aber freien Flug lassen.

Den 18 gegen Abend, als sie längs der Küste hinsegelten, trafen sie einige Boote, die sie zum Handel in einen gegenüberliegenden Fluß einluden. Damit ihnen aber die Hindinn nicht so weit vorauskäme, nahmen sie die Einladung nicht an. Vor diesem Flusse liegen drei grosse und fünf kleine Felsen, und am Ufer steht ein grosser und ein kleiner Baum.

Den 19 als sie längs dem Ufer hinfuhren, kamen drei Boote heraus, und brachten ihnen Pfeffer mit. Sie hielten sich aber nicht auf, giengen weiter, und legten sich die ganze Nacht an das Ufer vor Anker. Den 20 verlor die Hindinn,

welche neben ihnen zwischen den Felsen in einen schlechten Grunde geankert hatte, einen kleinen Anker. Morgens, da sie weiter giengen, kam ein Neger, der ihnen durch Zeichen zu verstehen gab, daß sie Pfeffer einhandeln könnten. Viele luden sie auch durch ein Feuer, das sie auf dem Lande machten, ein, ans Land zu kommen.

Da sie den Wasserplaz verliessen, fanden sie, daß die Ebbe und Flut westwärts gieng, und die Küste am Ufer sehr felsicht war.

Am 21 konnten sie, ob sie gleich frischen Wind hatten, wegen der Flut von der Küste her nicht über sechs Meilen fahren. Den 22 machten sie Tag und Nacht über, sechzehn Meilen um das Vorgebirge das Palmas zu umsegeln.

Am 23 waren sie der Spizze gegenüber, und ehe sie den westlichen Theil vorbeifuhren, sahen sie eine grosse Reihe Felsen, welche ungefähr drei Meilen westwärts, und eine oder mehr Meilen vom Lande liegen. Kurz darauf bekamen sie den östlichen Theil des Vorgebirgs ins Gesichte, welcher vier Meilen von dem westlichen liegt; rechts auf der Ekke liegen zwei grüne Felder, die wie Wiesen aussehen. Gegen Westen gleicht es einer Bai, woran es sehr leicht zu erkennen ist, weil sich da das Land von dem Vorgebirge zurükzieht. Vier Meilen weiter erscheint eine Landspizze, und zwei Meilen davon macht die Küste eine grosse Bai, die der Mündung eines Flusses gleicht.

Sie blieben die Nacht hier vor Anker, damit sie den Fluß nicht vorbei führen, wo die Engländer im verflossenen Jahre alle ihre Elefantenzähne bekommen hatten. Die meisten Körner findet man zwischen dem Vorgebirge das Palmas und dem Flusse Sestos; ist man das Vorgebirge vorbei, so ist der Vorrath nicht mehr so stark. Diesen Tag segelten sie sechzehn Meilen und gegen Abend bemerkten sie, daß die Flut, welche stäts westlich gelaufen, von diesem Vorgebirge gegen Osten floß.

Am 24 kamen einige Boote, und brachten kleine Eier, welche weich und ohne Schalen waren, und gaben ihnen durch Zeichen zu verstehen, daß auf dem Lande frisches Wasser und Ziegen wären. Der Steuermann ankerte, und schikte das Boot an das Ufer, weil er es für den Fluß hielt. Da aber einige die ihn kannten, fanden, daß er es nicht war, kamen sie mit dem Boote zurük, und giengen längs dem Ufer hin. Der Hirsch lichtete auch den Anker und that das nämliche. Dreizehn Meilen hinter dem Vorgebirge glaubte der Steuermann Fluß zu sehen, da sie wirklich schon zwei Meilen daran vorbei waren; auch berichteten, die im Boote vom Ufer zurükkamen, daß sie keinen Fluß gesehen. Sie trauten darauf nicht, sondern warfen Anker, und der Hauptmann mit dem Steuermann nebst noch fünf andern stiegen ins Boot, und untersuchten es selbst. Am Ufer erkannten sie auch den Fluß, den sie suchten, sie

fanden aber den Eingang wegen der Höhe des Meeres sehr schwer. Sobald sie in dem Flusse waren, kamen sogleich einige Boote, und brachten ihnen Elefantenzähne. Durch Zeichen gaben sie ihnen auch zu verstehen, daß sie ihnen mehrere bringen würden. Nachdem sie einige von ihren Obern beschenkt hatten, giengen sie wieder an Bord. Das Boot der **Hindinn** ward an einen andern Ort geschikt, wo sie durch Zeichen von den Einwohnern zu verstehen bekamen, daß frisches Wasser da wäre. Beim Landen sahen sie keinen Fluß, und blos eine Negerstadt. Das Volk brachte ihnen sogleich Wasser, und durch Zeichen bedeuteten sie ihnen, daß sie morgen Zähne zum Verkauf bringen wollten. Eine Meile von dem Fluß gegen Westen liegt ein Felsen in der See, und zwei oder drei Meilen gegen Westen macht den Fluß eine Landspizze kenntlich, worauf fünf Bäume stehen. Den Fluß selbst kann man aber erst erkennen, wenn man ganz dicht dabei ist. Er ist klein, aber hat sehr frisches und gesundes Wasser; an jeder Seite des Flusses ist eine Negerstadt, die unter einem Hauptmann oder Oberhaupte steht. Zwei Meilen über dem Flusse an der andern Stadt, geht eine Spizze heraus, die so grün ist, wie eine Weide, worauf ungefähr sechs einzelne Bäume stehen, woran die Küste leicht zu erkennen ist.

An diesem Orte, und vier Meilen westwärts wachsen längs dem Ufer hin Palmbäume, woraus

die Negern ihren Palmwein machen. Zwei Meilen davon sind die Bäume wegen ihrer weissen Farbe und Höhe leicht zu erkennen; der höchste befindet sich immer in der Mitte. Sie haben blos einen runden Busch an der Spizze statt der Zweige, und da hängen die Negern, nachdem sie ein Loch hineingebohrt eine Flasche daran, und der Saft, der daraus fließt, ist ihr Palmwein.

Die Entfernung von dem Palmenkap bis zu dem Kap **de tres Puntas** oder der **drei Spizzen** ist 100 (englische) Meilen, und von da bis zu dem Haven, wo sie ihre Zeuge zu verkaufen gedachten, 40 Meilen. Das Volk fanden sie hier gesitteter und höflicher, nach **Towrsons** Bericht, als da, wo sie vorher Wasser eingenommen hatten, aber Sprache, Bauart und Hausgeräthe, waren nach seiner Bemerkung einerlei. Ausser den bunten Steinen und Armbändern achteten sie hier nichts.

Von beiden Orten kamen des Morgens Boote mit Zähnen an das Schiff; **Towrson** mußte ihnen aber erst bei dem Wasser des Meeres schwören, ihnen nichts zu leide zu thun, ehe sich Einige ins Schiff wagten *). Man bewirthete sie mit den Schiffsspeisen, und sie liessen sich es recht herzlich schmekken. Die Engländer handelten ihnen ihre Elefantenzähne, 14 an der Zahl ab, und

*) Das Meer ist ihr Fetisch.

beim Weggehen wurden sie von den Negern auf den folgenden Tag in ihre Stadt eingeladen.

Um keine Zeit zu verlieren, schikte **Towrson** den 26 den Steuermann und zwei Kaufleute in die eine Stadt, und er selbst gieng mit einem Kaufmann in die andere. Sie hatten von jeder Sorte einige Güter bei sich, und handelten ungefähr an jedem Orte zwanzig kleine Zähne ein. Der Steuermann auf der **Hindinn** hatte auch in ihrer Abwesenheit am Borde 11 Zähne für Armbänder eingetauscht. Ausser diesen angezeigten Zähnen kauften sie an dem einen Orte eine Ziege und fünf junge Hüner. Um Mittag kehrten sie wieder an Bord zurük, giengen unter Segel, und fuhren am Lande 18 Meilen weiter.

Am 28 mußten sie, wegen Veränderung des Windes die See halten, als er sich aber wieder änderte, näherten sie sich dem Lande, welches einer grossen, rothen, runden und nicht sehr hohen Klippe glich; gegen Osten war sie kleiner, und dahinter lag ein grüner Plaz, und runder Hügel.

Am 29 näherten sie sich dem Ufer, und entdekten auf der Spizze der grossen rothen Klippe, ein grosses Gebüsch von Bäumen, und gegen Westen, so weit sie sehen konnten mehrere Klippen von der nämlichen Farbe, welche so, wie das Ufer mit Bäumen bedekt waren. Gegen Osten bemerkten sie keine ausser einer einzigen, welche eine Meile von einem Flusse lag. Nachmittags gegen

3 Uhr erblikten sie wieder eine Negerstadt an der Seeseite, welche die Steuerleute 25 Meilen westwärts von dem Vorgebirge der drei Spizzen entfernt schäzten.

Am 3 Januar 1556 früh kamen sie an das Vorgebirge, und des Nachts passierten sie nach dem Bericht der Steuerleute, 8 Meilen gegen Westen ein portugiesisches Kastell. Das Vorgebirge glich beim ersten Anblik einem hohen mit Bäumen bewachsenen Lande. Bei der Annäherung entdekten sie zwei Landspizzen, zwischen welchen zwei Baien lagen. Ohnerachtet auf den Karten das mittelste Vorgebirge von dem westlichen drei Meilen entfernt ist, so beträgt es in der That doch nur eine Meile. Vor dem mittelsten liegt ein kleiner Felsen so nahe, daß wenn man nicht ganz dicht am Flusse ist, man ihn nicht von demselben unterscheiden kann. Dies Gebirge ist sehr baumreich, und wenn man es von Osten sieht, so erhebt sich dicht bei demselben ein kleiner Hügel. Eine Meile von dem mittelsten ist das dritte Vorgebirge, welches ein sehr hohes Land ist, wie die beiden andern; eine kleine Landspizze mit verschiedenen Felsen steigt dicht am Ufer in die Höhe. Acht Meilen vor dem Vorgebirge geht das Land Südost gen Ost; aber wie sie vom Vorgebirge vorbei waren, lief es wieder ostnordostwärts. Zwei Meilen hinter dem entferntesten Vorgebirge ist ein zwei Meilen langer freier offener Plaz, nachher wird

aber das Land wieder höher, und es zeigen sich hinter einander verschiedene Landspizzen, wobei auch einige Felsen liegen. Das mittelste geht am weitesten in die See, und kann daher von Osten, weil es sich mit zwei Felsen erhebt, am weitesten gesehen werden.

Um die Stadt St. Johann nicht zu verfehlen, ankerten die Engländer, nachdem sie nicht über 8 Meilen gemacht hatten. Nachmittags kam ein Boot vom Ufer, und fuhr an ihnen vorbei um, wie sie dafür hielten, ihre Flaggen zu beobachten; es näherte sich aber nicht, sondern fuhr wieder zurük. Sie entdekten am 4 darauf eine Reihe Felsen am Ufer, und westwärts zwei grosse zusammenhängende Hügel mit einer Sattelartigen Vertiefung. Der Steuermann glaubte, genannte Stadt läge zwischen den Felsen, als sie aber mit Gütern beladene Boote hinsandten, fanden sie keine. Von den zwei Hügeln ostwärts liegt eine Reihe Felsen, beinahe zwei Meilen in die See, und dahinter eine grosse Bai, welche gegen Nordnordost, wie die Küste läuft. Die weiteste Landspizze erstrekte sich gegen Nordost gen Ost. Der Schiffer bemerkte eine grosse, rothe Klippe hinter der Landspizze, und hielt sie für die St. Johannesstadt. Die Einwohner luden ihn durch ein rothes Tuch ein, welches sie ausstekten. Nach einem halbstündigen Warten, schikten sie ein Boot heraus, welches ihm ein Stük Gold, von der

Schwere einer halben Krone zeigte. Sie wünschten, das Maaß und Gewicht, dessen sich die Engländer bedienten, zu kennen, um es ihrem Hauptmann zu berichten. Man gab ihnen ein zwei ellenlanges Maaß, und ein Gewicht von zwei Angeln, oder 20 englischen Schillingen, und damit fuhren sie ab, sie brachten aber bald darauf ein Maas von zwei Ellen und anderhalb Viertel, und einem Stük Goldes, von der Schwere eines Krusados, zurük, und gaben durch Zeichen zu verstehen, daß sie für ein solches Maas soviel gäben; man wieß sie aber damit ab. Sie kamen nicht wieder, und man sah, daß sie es nicht anders thun würden; deswegen fuhren die Schiffe weiter am Ufer hin; das Boot machte dabei den Wegweiser, und da es eine halbe Stunde gefahren, kam es an eine Spizze, vor welcher eine Reihe Felsen standen; hinter derselben entdekte der Schiffer einen Ort, welchen er ganz bestimmt für die St. Johannesstadt angab. Sie kamen Nachts dahin, und ankerten so nahe, als es ihnen möglich war. Am folgenden Morgen überzeugten sie sich völlig von der Wahrheit. Sie warfen ungefähr einen Stükschuß vom Ufer Anker, besezten ihre Boote, und giengen dahin. Sie warteten beinahe zwei Stunden, es kam aber kein Boot zu ihnen. Die Portugiesen hatten das Jahr vorher diese Stadt halb zerschossen, die Negern verjagt, und auch einen Mann von ihnen mitgenommen. Das Boot von der Hindinn gieng hierauf in die Bai, welche der

Stadt ostwärts lag, und fand einen schönen Fluß. Die Negern winkten ihnen, und gaben ihnen zu verstehen, daß sie Gold hätten, keiner wollte aber an Bord des Boots kommen, wahrscheinlich mochten ihnen die Portugiesen ihre Boote genommen, und sie noch keine haben. Da die Engländer gut bewaffnet waren, so stiessen sie mit dem Boote ans Ufer. Sogleich kam der Negerhauptmann, ein ernsthafter Mann, mit einem Wurfspiesse in der Hand von sechs langen Männern begleitet, die mit Spiessen und Schilden bewaffnet waren, zu ihnen; die Spiesse waren von Eisen und schön gespizt. Gleich darauf folgte ein anderer mit einem Stul für den Hauptmann. Die Engländer grüßten ihn durch Abnehmung ihrer Müzzen und Beugung des Leibes. Er aber griff nicht nach seiner Müzze, und seine Beugung des Leibes war kaum sichtbar; er sezte sich sehr feierlich auf seinen Stul. Seine Begleiter aber dankten uns auf die nämliche Art, wie wir sie gegrüßt hatten. Um die Hüften trug das negerische Oberhaupt einen Zeug von der Landesarbeit, den er um sich geschlagen, und mit einem Gürtel vest gemacht hatte. Seine Müzze war vom nämlichen Zeuge; der Oberleib war nakt, so auch die Arme und Füsse. Einige seiner Bedienten hatten die nämliche Kleidung, wie er; Andere hatten nichts, als ein Tuch zwischen den Beinen, welches hinten und vorne mit einem Gürtel vestgemacht war; ihre Müzzen waren von Fellen, und wie ein Korb, oder wie ein Beutel gestaltet. Sie

verstehen

verstehen die Kunst, die Rinde gewisser Bäume sehr schön zu Zeug, Seilen, Fischleinen und dergleichen zu verarbeiten. Auch aus dem Golde machen sie artige und schöne Sachen, als Spiesse, Angeln, zweischneidige Dolche. Einige dieser leztern sind so lang, als ein Schneidemesser, sehr scharf, und wie eine türkische Klinge gekrümmt, welche die meisten an ihrer Seite hängen haben. Ihre Schilde sind von Rinde, und sehr dicht geflochten; sie sind groß, und mehr lang als breit; wenn sie niederknieen ist der ganze Leib damit bedekt; ihre Bogen sind kurz, und nicht stärker, als sie ein Mann mit einem Finger aufziehen kann. Die Sehne ist von Baumrinde, flach, und einen Viertels Zoll breit.

Towrson übersandte dem Hauptmann zwei Ellen Zeug und zwei Bekken zum Geschenke. Dieser forderte darauf ein Gewicht, um den Werth der Waaren zu bestimmen. Er wollte aber das Gewicht von zwei Angeln nicht annehmen, noch zugeben, daß seine Negern etwas anders, als kupferne Bekken kauften, weil die übrigen Waaren ihm nicht gefielen. Die Engländer verkauften ihm dann 74 kupferne Bekken, für ungefähr einen halben Angel, eins in das andere gerechnet, und 9 zinnerne, jedes für einen Viertels Angel. Ungefähr um 2 Uhr kam der Hauptmann wieder, und beschenkte Towrson mit einer Henne, und zwei grossen Wurzeln, und gab ihm zu verstehen, daß die Negern nach seiner Stadt kommen, und viel

Gold mitbringen würden. Um 4 Uhr kamen auch hundert Mann von drei Anführern begleitet, mit Spiessen und Bogen. Sobald sie näher kamen, stekten sie die Spiesse an dem Ufer in die Erde, und nachdem sich die Anführer niedergesezt hatten, schikten sie einen Abgeordneten an Bord; dieser hatte ein Maas von einer Elle, einem Viertel, und einem Sechzehntheile bei sich, und verlangte ein Gewicht von einem Angel und 12 Gran, für viermal so viel; Towrson both ihm 2, 3, und zulezt 4 Ellen für ein Gewicht von zwei Angeln; weil er aber von seiner Forderung nichts nachlassen wollte, so gieng er weg. An dem nämlichen Tage nahmen sie blos $6\frac{1}{2}$ Unzen für Bekken ein. Am 6 des Morgens besezten sie das Boot, nebst dem Beischiffchen, stark mit Mannschaft, um sich vor einem Anfall von den Portugiesen zu sichern, welche ihnen in dem vergangenen Jahre einen Mann genommen hatten. Sie giengen an das Ufer, weil die Schwarzen wegen Mangel an Barken nicht zu ihnen kommen konnten. Der nämliche junge Mann empfieng sie, der bei ihnen am Bord gewesen; er verstand die portugiesische Sprache ein wenig, und ihren Handel vollkommen; wahrscheinlich hatte er mehrmal schon mit Portugiesen gehandelt. Er wiederholte sein erstes Gebot, und sagte ihnen, wenn sie dieses nicht wollten, so stände es ihnen jeden Augenblik frei, abzureisen. Die Engländer liessen sich es nicht zweimal sagen, und reißten ab; die Schiffe, die eine Meile davon lagen, schikten

sie aber, Sand und Balast zu holen, wieder zurük. Als der Hauptmann sahe, daß sie keine Waaren mitbrachten, und daß es ihr Ernst wäre, abzusegeln, so fragte er durch Zeichen noch einmal, ob sie nicht 4 Ellen geben wollten, da sie es verneinten, sagte er, daß wenn die Boote zurükkämen, sie ihnen das verlangte Gewicht geben wollten. Um geschwinder fertig zu werden, gieng **Towrson** und **Johann Savill** in einem Boote, und der Schiffer **John Makeworth** und **Richard Curligin** in dem andern an das Ufer. Ersterer nahm 52 Unzen, und der zweite $8\frac{1}{4}$ Unze Gold ein. Den folgenden Tag gieng **Towrson** wieder ans Land, und verkaufte beinahe alle Zeuge, die er mitgebracht hatte; seine Einnahme war diesen Vormittag 3 Pfund 19 Unzen Gold. Einige verlangten noch blecherne Bekken; **Savill** und **Makeworth** brachten sie ihnen, und nahmen 18 Unzen Gold ein; auf ein gewisses Geschrei das gemacht wurde, verlief sich alles Volk, worauf sie auch abfuhren. Da sie noch am Ufer waren, kam ein junger Mensch zu ihnen, der ein wenig portugiesisch sprach, welchem **Towrson** für 3 Unzen Gold, 39 Bekken und 2 kleine Schüsselchen verkaufte, welches das meiste war, das sie aus den Bekken lößten. Den Vormittag hatte der Schiffer an den nämlichen jungen Mann 5 Bekken für eine halbe Unze Gold verkauft.

Dieser Mensch mußte bei den Portugiesen gewesen seyn. Er nannte sie nichtswürdige Leute,

denn sie machten sie zu Sklaven, wenn sie sie wegnehmen könnten, und legten ihnen Eisen an die Füsse. Zu gleicher Zeit sagte er ihnen auch, daß sie alle Engländer und Franzosen, welche sie bekommen, aufhängen würden; es befänden sich 60 Mann in dem Kastell, und jährlich langten ein grosses Schiff und eine kleine Karavelle daselbst an, und die Johannisstadt lebte in stätem Krieg mit den Portugiesen. Dies feuerte den **Towrson** noch mehr an, nach dieser Stadt zu gehen, die nur 4 Meilen von dem Kastell liegt, aus welchem ihre Leute im vorigen Jahre geschlagen worden waren. Der Schwarze kam ohne Furcht zu ihnen auf das Schiff, und erkundigte sich nach 5 Männern, die sie im vergangenen Jahre mitgenommen hatten. Man sagte ihm, daß sie wohl gehalten, und nur dann erst wieder zurükgebracht würden, wenn sie die englische Sprache vollkommen verständen, damit sie den Engländern in ihren Geschäften beistehen könnten. Mit dieser Antwort schien er ganz zufrieden. Als die Boote wieder an Bord gekommen, giengen sie unter Segel; kurz darauf entdekten sie ein grosses Feuer auf dem Lande, bei dessen Schein sie etwas Weisses erkannten, welches sie für das Kastell hielten. Weil es schwer ist, eine Stadt zu erreichen, wenn ein Schiff darüber hinaus ist, so warfen sie zwei Meilen vom Ufer Anker, um nicht bei der **Johannisstadt** vorbei zu fahren. Diesen Tag nahmen sie 7 Pfund und 5 Unzen Gold ein.

Die Johannesstadt liegt in einer grossen und tiefen Bai. Das Volk war am meisten auf Bekken und Zeuge begierig. Einige aber kauften auch Messer, Kazzenwedel und Hörner; und andere die an das Ufer giengen, verkauften Müzzen, Dolche und einen Hut. Sie zeigten auch Towrson einen groben französischen Zeug, welcher grün, gelb und weiß gestreift war. Viele trugen grosse bunte Glasknöpfe an dem Halse.

Wie sie der Johannisstadt ganze nahe waren, konnten sie wegen des Nebels das Kastell nicht erkennen. Als sich das Wetter aufklärte, sahen sie es, und auch ein weisses Haus, wie eine Kapelle auf dem Hügel. Sie näherten sich dem Ufer, und warfen in 7 Faden tiefem Wasser Anker, zwei englische Meilen von der Stadt. Der Strom gieng hier wie an vielen Orten vorher, mit dem Winde. Das Land ist bald hoch, bald niedrig, und mit vielen Bäumen bedekt. Die Johannisstadt selbst ist nicht groß, denn sie hat nur ungefähr 20 Häuser, die mit einem Walle aus Rohr, Binsen und dergleichen gemacht, umgeben, der aber nur eines Manneshöhe hat. Nach 2 oder 3 stündigem Warten, ohne daß Boote zu ihnen gekommen wären, schikten sie die ihrigen mit Gütern beladen an das Land. Es kam aber sogleich ein Mann, und gab ihnen durch Zeichen zu verstehen, daß Don Johann auf dem Lande wäre, und erst diesen Abend nach Hause kommen würde. Er verlangte für diese Nachricht, wie es die meisten zu thun pflegen, die

am ersten an das Boot kommen, eine Belohnung; Towrson gab ihm eine Elle Zeug. Am folgenden Tag, als sie wieder an das Ufer fuhren, kam ihnen ein Boot entgegen, welches ihnen anzeigte, Don Johann wäre noch nicht zurük, würde aber denselben Tag gewiß kommen. Es kam auch ein ander Boot, aus einer Stadt Namens Don Devis, eine Meile weiter davon, zu ihnen, und lud sie zu sich, auch hatte es Gold zur Probe bei sich. Towrson gieng mit der Hindinn hin, und nahm Zeuge mit sich ans Ufer; sie konnten aber denselben Tag des Handels nicht einig werden. Am 10 giengen sie wieder ans Ufer und es kam sogleich ein Boot mit vielem Golde heraus. Nach langem Handeln hatte endlich Towrson das Maas auf drei Ellen, und ihr Gewicht auf einen Angel und zwanzig Gran gebracht, und nahm in einer Viertelstunde ein Pfund und eine Viertels Unze Gold ein. Sie baten ihn hierauf zu verziehen, bis sie den Zeug getheilt hätten, wie es ihr Gebrauch ist, und wieder kommen könnten. Sie giengen hierauf weg, und während sie den Zeug auf dem Sande ausgebreitet hatten und theilten, kam einer aus der Stadt gelaufen; nachdem dieser mit ihnen gesprochen, flohen sie mit ihren Waaren in die Wälder, und winkten den Engländern zu landen. Da diese aber eine Verrätherei besorgten, so kehrten sie zu der Hindinn zurük. Von hier aus wurden sie auf dem Hügel 30 Personen mit einer Flagge gewahr, die sie für Portugiesen hielten.

Towrson gieng in dem Boote der Hindinn zum Hirsch, weil er gern wissen möchte, was dieser mache. Als er dem Schiffe ganz nahe war, schoß es zwei Stükke ab, worüber er sich wunderte, und so geschwind als möglich zu ihm eilte. Sogleich sah er auch, daß das Beischiff nebst dem Boote vom Ufer eilte. Sie erzählten sogleich, als sie an Bord gekommen, sie hätten sich den ganzen Tag an dem Ufer befunden, und jedem von Don Juans beiden Söhnen 3½ Elle Zeug, und 3 Bekken gegeben; auch dem Vater hätten sie 3 Ellen Zeug, und das Gewicht von einem Angel und 12 Gran geschikt. Da sie aber auf die Antwort gewartet, wären die Portugiesen von dem Hügel über sie hergefallen; die Schwarzen hatten sie zwar durch Zeichen, die sie nicht verstanden, gewarnt, zu gehen. Der eine Sohn des Don Juans hatte sich zu dem Feinde geschlagen, und hätte sie beinahe erreicht, ehe sie an ihr Boot gekommen. Die Portugiesen hatten hierauf mit ihren Stükken geschossen, aber Niemand beschädigt. Da dieses das Schiff gesehen, habe es 2 Stükke unter sie geschossen. Sie nahmen darauf Geschüz in die Boote und in das Beischiff, und giengen wieder an das Ufer. Sie blieben in einiger Entfernung wegen widrigen Windes liegen, und schossen auf sie. Die Portugiesen antworteten mit ihrem Geschüz von den Felsen und Hügeln, die sie bedekten. Die Schwarzen waren blos aus Furcht auf der Seite der Portugie-

sen, und da die Engländer bemerkten, daß sie so in der Furcht waren, daß sie ihnen nichts abkaufen durften, so kehrten sie zu ihren Schiffen zurük. Am folgenden Tag waren die Portugiesen noch in der Stadt, sie lichteten daher die Anker, und fuhren längs den Küsten hin.

Die Stadt, **Johanns de Viso**, liegt wie die Stadt **Don Johanns** auf einem Hügel, sie hat aber nicht mehr als 6 Häuser, weil die übrigen abgebrannt sind. Das meiste Gold kommt von dem Lande, und man würde einen grossen Vorrath davon haben bekommen können, wenn nicht die Eingebohrnen des Landes von den Portugiesen in so grosser Furcht wären gehalten worden. Am 11 bekamen sie 4 Meilen weiter eine andere Stadt auf einem Hügel zu Gesichte. Eine halbe Meile dahinter sahen sie eine grosse Stadt am Ufer, wohin sie giengen, um einen Versuch mit dem Handel zu machen. Im entgegengesezten Falle, wollten sie nach **de Visos** Stadt zurükkehren, weil sie sicher glaubten, die Portugiesen würden nach ihrer Abreise sie verlassen haben. Von dem Kastell bis hieher sind sehr hohe Hügel, die man über alle andere sehen kann; sie sind aber an der Seeseite voller Wälder, und grosser rother Klippen. Die Boote des Orts sind sehr groß, denn eins führt 12 Mann; sie sind aber von der nämlichen Bauart, als die andern auf dieser Küste. Um diese Städte gibt es wenig Flüsse; die Sprache ist der zu Jo-

hannisstadt ganz gleich. Eine jede hat aber auch drei oder vier portugiesische Worte, durch welche sie sich verständlich machen.

Ungefähr Abends um 5 Uhr an dem nämlichen Tage sahen sie längs dem Ufer 22 Boote gegen Westen; da nun dieses einem Anschlag gegen sie ähnlich sah, so giengen sie den 12 unter Segel; sie trafen unterwegs mehrere Städte mit grossen Häusern an, als in den vorigen. Das Volk kam heraus, um sie anzusehen; aber Boote sahen sie nicht. Gegen Osten, hinter der am weitesten liegenden Stadt sind schwarze Felsen, welche bis an das äusserste Vorgebirge des Landes, welches ungefähr eine Meile davon ist, fortgehen. Von da geht die Küste Ostnordost, wo wieder sandiges Ufer anfängt. Von diesen Felsen winkten ihnen die Schwarzen mit einer weissen Flagge zu; da sie aber den vornehmsten Ort in einer nicht weiten Entfernung sahen, so wollten sie sich hier nicht aufhalten. Sobald sie die Spizze des Landes erreicht hatten, erhob sich schon wieder eine Meile davon eine andere, auf welcher ein Felsen liegt. Diesen Ort hielten sie für den, welchen sie suchten. Sie hatten sich auch nicht geirrt, und warfen in einem fünf Faden tiefen Wasser, eine Meile davon, Anker.

Sie ankerten des Vormittags mit dem Boote, nahe an dem Ufer, es wollte aber kein Boot zu ihnen kommen, ohnerachtet viele am Ufer lagen; wahrscheinlich aus Furcht, weil in dem vergange-

nen Jahre vier Mann mit Gewalt mitgenommen wurden. Sie giengen wieder an das Schiff, weil sie sicher glaubten, es wäre nichts zu thun. Gegen Abend kamen aber viele Negern an die Wasserseite und winkten ihnen mit weissen Flaggen zu. Nicht lange hernach kam auch ihr Oberhaupt, nebst noch einer Menge anderer Leute, und sezten sich an dem Ufer unter einem Baume nieder. Als sie dieses sahen, nahm Towrson etwas zum Geschenke für ihn zu sich. Da dem Hauptmann die Zeit zu lang wurde, schikte er ihnen ein Boot entgegen, sie zu ihm zu rufen; er wollte sich aber nicht nähern, sondern versprach am zweiten Tage wieder zu kommen; unsere Kaufleute gewannen sie aber dadurch, als sie an Bord kamen, indem sie ihnen die Sachen anboten, die sie dem Hauptmann geben sollten; diese bestanden aus zwei Ellen Zeug, einem zinnernen und einem blechernen Bekken, einer Flasche, einem Stük Rindfleisch, und sechs Körben mit Gebakkenem. Sie nahmen es mit sich, und wollten den andern Tag wiederkommen; sie sagten auch, daß ihr Oberhaupt Großhauptmann wäre, welches man leicht aus den Leuten, die mit Wurfspiessen, Schilden und andern Waffen, die um ihn ständen, ersehen konnte.

Die Stadt ist sehr groß, und liegt ganz zwischen Bäumen auf einem Hügel, daß man sie nicht eher sehen kann, als bis man dicht dabei ist. Ostwärts stehen zwei hohe Bäume, woran man sie er-

kennen kann, und unter dem Hügel liegt ein anderer, an welchen das Meer schlägt; auf dieser Seite sind lauter weisse Felsen. In einer Bai, hinter dieser Stadt liegt eine andere kleinere.

Als sie am 13 Morgens einige Stunden mit dem Boote an dem Ufer gewartet hatten, ohne daß Jemand zu ihnen gekommen wäre, wollten sie wieder zurük; da dieses die Schwarzen sahen, kamen sie mit einer Flagge gelaufen, ihnen zuzuwinken; worauf die Engländer wieder Anker warfen. Sie gaben hierauf durch Zeichen zu verstehen, daß der Hauptmann bald kommen würde. Unterdessen war ein kleines Schiff bei ihnen vorbeigegangen, welches sie erst nachher bemerkten. Am Ufer machten sie mit ihren Rudern und Segeln eine Schiffsübung. Hierauf kam ein Boot mit fünf Mann zu ihnen, welche ihre Flasche und eine Henne mit sich brachten. Durch Deuten auf die Sonne gaben sie zu verstehen, daß binnen zwei Stunden die Kaufleute kommen, und alle ihre Waaren einkaufen würden. **Towrson** gab ihnen für ihr Oberhaupt sechs Armbänder. Durch Zeichen gaben sie auch zu verstehen, daß es ihnen lieb wäre, wenn sie eine Geisel mit bekämen, wogegen sie auch einen von ihren Leuten ihnen lassen wollten. Es wurde aber nichts daraus.

Kurz darauf kam einer, wie ein Hauptmann gekleidet, mit einem grossen Gefolge hinter sich. Er grüßte die Engländer sehr freundschaftlich, und

einer von den Vornehmsten sezte sich unter einem Baum nieder, wo auch vor dem Jahre der Hauptmann gesessen. An dem Ende eines Holweges wurden sie eine grosse Zahl derselben gewahr, und hinter demselben hatten sich die Portugiesen mit einem Stük postirt, welches sie losfeuerten. Ohnerachtet sie ziemlich nahe dabei waren, gieng doch der Schuß über sie hinweg. Ehe sie aber ihre Ruder ergreifen, und fortkommen konnten, wurde noch einmal, aber wieder ohne Schaden für sie abgefeuert. Hierauf kamen die Schwarzen mit ihrem Geschüz dicht auf sie, und schossen es los, auch die Portugiesen schossen noch zweimal. Unser Schiff fieng indessen auch an zu schiessen; aber die Felsen und Hügel dekten die Feinde.

Die Negern waren auf die Engländer zornig, weil sie in dem vorigen Jahre des Hauptmanns Sohn Namens Gainsch, und noch drei andere mit ihrem Golde und allem, was sie bei sich gehabt, mit sich genommen hatten. Dieser Vorfall machte sie zu Freunden der Portugiesen, welche sie vorher haßten, wie aus der höflichen Aufnahme zu ersehen war, die sie der Dreieinigkeit erwiesen; der Hauptmann kam zu ihnen an Bord, führte die Engländer in seine Stadt, und bot ihnen Land zu einem Kastell zu bauen, an, und diese verkauften auch alle ihre Waaren sehr gut.

Am 14 giengen sie, um die Hindinn zu suchen. Sie trafen sie des Morgens an, und kehr=

ten beide wieder nach Osten, um zu versuchen, ob sie an dem Orte, wo sie im vergangenen Jahre 8 Ballen Friese verkauft, nichts machen könnten. Die **Hindinn** hatte den Tag darauf, als sie der **Hirsch** verlassen, 18½ Unze von den Schwarzen eingehandelt. Um 1 Uhr wurden sie auf dem Sande einige Boote gewahr. Sie näherten sich ihnen, und nahmen für 18 Suffs Zeug, 3 Unzen Gold ein, jeden Suff zu 3½ Elle gerechnet; für jeden Suff liessen sie sich einen Angel und 12 Gran bezahlen. Die Schwarzen gaben auch durch Zeichen zu verstehen, daß sie den folgenden Tag Gold genug bringen wollten. Savill und **Makeworth** giengen in der **Hindinn**, um den Ort zu suchen. **Towrson** und **Richard Pakemann** blieben zurük, um vielleicht auch hier etwas zu handeln.

Sobald die Negern das Schiff absegeln sahen, befürchteten sie, das andre möchte folgen, und schikten in einem Boote 5 Mann ab, um sie zu bitten, zu bleiben, und baten sich einen Mann zur Geisel aus, wofür zwei zur Sicherheit da bleiben wollten. **Edward Morlei's** Diener bot sich an, mit ihnen zu gehen, und dagegen blieben zwei im Schiffe. Einer davon hatte eine goldene Kette um den Hals, und eine um den Arm, auch hatten sie Gewicht und Schalen bei sich. Sie assen alles, was man ihnen gab, und schienen zufrieden. Die Nacht durch hielten die Schwarzen ein

Licht, dem Ufer gerade über, und um 3 Uhr wurden 3 Stükke gegen dasselbe gelöst. Sie wurden gewahr, daß dieses von einer portugiesischen Brigantine kam, die ihnen überall von ferne folgte, um das Volk zu warnen, nicht mit den Engländern zu handeln.

Am folgenden Morgen kam der Hauptmann mit seiner Frau und 100 Mann, von welchen viele auch ihre Weiber bei sich hatten, weil ihre Stadt 8 Meilen im Lande lag und sie entschlossen waren, so lange an der Seeseite zu bleiben, bis sie ihr Nothdürftiges gekauft hätten. Er schikte sogleich ihren Mann an Bord zurük, und ob er gleich 2 Geiseln für seine Person verlangte, und auch bekam, nahm er doch nur einen. Er kam mit seiner Frau und verschiedenen Andern an Bord, und machte **Towrson** ein Geschenk mit einer Ziege und zwei grossen Wurzeln, der ihm zum Gegengeschenk ein blechern und ein zinnern Bekken, sechs Armbänder, eine Flasche voll Malvasier, seiner Frau aber ein Kästchen gab. Hierauf fiengen sie an, sich wegen des Maaßes und Gewichtes zu vergleichen. Er hatte sein eigenes Gewicht, welches eine Angel und 24 Gran war, wofür er ein Maas von $4\frac{1}{2}$ Elle verlangte. Am Ende entschlossen sie sich, **Towrsons** Maas und Gewicht zu nehmen.

Am 16 nahm er 8 Pfund und 1 Unze Gold ein. Von der **Hindinn** hatte er seit ihrer Abfahrt nichts

gehört. Der Geisel sagte nur, daß er sie vergangene Nacht, ungefähr fünf Meilen weit hätte Anker werfen sehen. Am folgenden Tag verkaufte **Towrson** ungefähr 17 Stük Zeuge, und nahm wieder 4 Pfund $4\frac{1}{2}$ Unze Gold dafür ein. Am 18 ließ der Hauptmann noch um eine Flasche solchen Wein bitten, und bot einen halben Dukaten für eine Flasche. **Towrson** machte ihm nicht allein ein Geschenk damit, sondern gab auch ausserdem ihm und einem jeden von seinem Gefolge, ein Glas davon zu trinken. Diesen Tag hatte er wieder eine Einnahme von 5 Pfund 5 Unzen Gold. Am 19 verkaufte er ungefähr für 4 Pfund 4 Unzen Gold. Am darauffolgenden Tag nahm er 3 Pfund $5\frac{1}{4}$ Unze Gold ein; am 21, 8 Pfund $7\frac{1}{4}$ Unze Gold; am 22, 3 Pfund $8\frac{1}{4}$ Unze Gold. Ungefähr um 4 Uhr gieng der Hauptmann mit seinen Leuten weg, welcher die ganze Zeit an dem Ufer gelegen war. Am 23 winkten ihnen andere Schwarze vom Ufer zu, und sie verkauften ihnen Zeug, Messer, Käftchen, und ein Duzend Schellen, wofür sie 1 Pfund und 10 Unzen Gold einnahmen. Am 24 nahmen sie ebenfalls 2 Pfund $1\frac{1}{4}$ Unze Gold, für Scheeren, Schellen und Fingerhüte ein. Am 25 verkauften sie noch 7 Duzend kleine Schellen, und andere Sachen. Weil sie hierauf merkten, daß kein Gold mehr zu haben war, so fuhren sie ab, um die **Hindinn** aufzusuchen. Um 5 Uhr bekamen sie solche in die Augen, und da sie zu ihr kamen, hörten sie, daß sie in ihrer Abwesenheit

48 Pfund $3\frac{1}{8}$ Unzen Gold eingenommen hatte, und auf die Einladung eines Schwarzen, der von seinem Hauptmann geschikt war, giengen sie mit ihren Waaren an das Land, und nahmen 7 Pfund 1 Unze Gold ein. Hier verlangten die Schwarzen keine Geisel, gegen den Abend sandten sie aber ein Boot an Bord, welches die ganze Nacht da blieb, um den Kaufleuten zu wissen zu thun, daß sie auf den folgenden Tag zum Handel wieder kommen würden. Am 27 verkauften sie für 8 Pfund $1\frac{1}{4}$ Unze Gold in beiden Schiffen. Am 28 wurde für die Gesellschaft verkauft, und 1 Pfund $1\frac{1}{2}$ Unze eingenommen. Am folgenden Morgen wurden an dem Ufer zwei Stükke gelöst, es mußten entweder Portugiesen angekommen seyn, oder es ihre Schwarzen gethan haben. Sie besezten daher die Boote mit bewaffneter Mannschaft, und giengen ans Ufer; es war aber alles fort. Am 30 verkauften sie wieder für die Gesellschaft, und für die Schiffer. Als sie den folgenden Morgen das Boot zum Ballast holen ausschikten, trafen sie die Schwarzen, mit denen sie den vorhergehenden Tag gehandelt hatten, bei der Fischerei an, und weil sie kein Gold hatten, vertauschten sie Fische gegen Schnupftücher und Schlafmüzzen, und halfen den Leuten Sand dafür einladen. Am ersten Februar kamen sie an einen Ort, wo sie 1 Pfund $9\frac{3}{4}$ Unzen Gold einnahmen. Am 2 kauften sie noch mehr; weil sie aber merkten, daß ihr übriges Getränke sauer wurde, so entschlossen sie sich von der Küste abzusegeln.

zusegeln. Am 3 und 4 sezten sie noch Einiges ab; es war aber von keiner Bedeutung; sie fuhren hierauf, längs dem Ufer gegen Westen, weil sie spürten, daß der Wind vom Ufer kam. An dieser Küste machten sie die Beobachtung, daß gemeiniglich Morgens um 2 Uhr der Wind vom Ufer aus Nordnordost kömmt, und bis 8 Uhr anhält, den ganzen Tag und die Nacht aber aus Südwest kömmt. Die Ebbe und Flut, oder der Strom an diesem Ufer geht stäts nach dem Winde. Am 5 segelten sie weiter, und glaubten unterwegs einige englische Schiffe anzutreffen, welches aber nicht geschah. Am folgenden Tage machten sie 24 Meilen, und steuerten südwest, um unter die Linie zu kommen. Am 13 fuhren sie 12 Meilen, und glaubten nach ihrer Rechnung bei dem Vorgebirge **das Palmas** zu seyn. Am 22 waren sie dem Vorgebirge **Monte** gegen über, welches ungefähr 30 Meilen westwärts von dem Flusse **Sestos** liegt. Am ersten März verloren sie in einer Windsbraut die **Hindinn**; sie stekten daher ein Licht auf, und schossen ein Stük ab; sie konnten aber nichts von ihr hören. Am Morgen darauf hielten sie, und da bekamen sie dieselbe wieder 3 Meilen hinter sich zu Gesichte.

Am 22 März befanden sie sich auf der Höhe von **Kapo Verde** und am 29 waren sie unter dem 22 Grade. An diesem Tage starb **Willhelm Ring**, einer von den Leuten auf dem **Hirsch**, welcher lange

Zeit krank gewesen. Seine Kleider vertheilte man unter diejenigen, denen sie fehlten; sein Geld aber wurde aufgehoben, um es seinen Freunden in England zu geben. Am 30 befanden sie sich unter dem Windezirkel. Sie segelten bis am 20 April, wo sie sich auf der Höhe der azorischen Inseln befanden. Am 7 Mai erreichten sie den südlichen Theil von Irland. Sie giengen ans Ufer, und holten für Gold von dem Landvolke, welches ungesittete Leute waren, frisch Getränke, zwei Schafe und andere Lebensmitteln, so viel sie nöthig zu haben glaubten, bis sie nach England kämen. Am 14 ankerten sie endlich mit der mittägigen Flut in dem Haven von Bristol.

VI.
William Towrson's zweite Reise nach Guinea.

Im Jahre 1556.

Nach **Towrsons** Rükkehr von der Küste von Guinea, wurde abermals eine kleine Flotte ausgerüstet, um nach Guinea zu schiffen. **Towrson** erhielt das Oberkommando. — Diese Flotte bestand aus folgenden drei Schiffen: Der **Tiger** von 120 Tonnen, unter **Towrson's** — der **Hirsch** von 60 Tonnen, unter John Skire's — und eine Pinnasse von 16 Tonnen, unter **John Davis** Kommando.

Am 14 September 1556 gieng der **Tiger** von Harwich nach der Insel Scilly ab, um den **Hirsch** und die Pinnasse von da abzuholen, welche zu Bristol ausgerüstet, und mit Lebensmitteln versehen wurden. Er kam am 28 daselbst an, aber die erwarteten Schiffe waren noch nicht angelangt. Nachdem er einige Wochen vergebens auf sie geharrt hatte, kehrte er am 12 Oktober nach Plymouth zurük. Hier stiessen die Schiffe endlich zusammen, und liefen am 15 November miteinander aus dem genannten Haven aus.

Am 28 bekamen sie die Insel **Porto Santo**, und den darauf folgenden Tag Morgens die Insel **Madera** zu Gesicht.

Am 3 Dezember erreichten sie die kanarische Insel **Palma**, und am 9 waren sie dem **weissen Vorgebirge** gegen über, wo sie einige Karavellen antrafen, welche des Fangs der Meerbrachsemen wegen da waren.

Am 18 waren sie auf der Höhe von **Sierraleona**, und den ganzen Tag fuhren sie wider einige Fluten, welche so geschwind gegen Westsüdwest flossen, als wenn sie über eine Sandbank fielen; sie machten gleich einem Strom, oder einer schnell daher fahrenden Flut, wenn das Wasser flach ist, ein grosses Geräusch; und doch konnten die Schiffe auf 150 Faden tief keinen Grund finden.

Am 30 erreichten sie die Küste von **Guinea**, welche sie 4 Meilen davon entdekten. Die Aussicht besteht aus drei Hügeln, welche gegen Nordost gen Ost liegen; zwischen den beiden nördlichsten waren zwei grosse Bäume, und ein wenig weiter gegen Nordwest, gewisse Anhöhen.

Nachdem wir (so erzählt der Verfasser des Tagebuchs) eine Zeitlang an dem Ufer hingesegelt waren, glaubten wir, wir wären schon über den Fluß Sestos hinausgefahren; wir wandten uns daher, um ihn zu erreichen. Bald darauf erblikten wir drei Schiffe und zwei Pinnassen gerade in

unserm Winde; wir machten uns also fertig, zu ihnen zu kommen. Wir zogen die Schiffe ab, um den Wind so nahe als möglich zu bekommen. Nach einem ein = oder zweistündigen Segeln wandten sie sich, und wollten denselben Weg nehmen. Weil nun unsre Schiffe sie verjagten, so liessen sie davon ab. Als sie sich aber in Ordnung gesezt hatten, wandten sie sich, und kamen mit fliegenden Flaggen und Wimpeln unter dem Schalle der Trompeten auf uns zu.

Als beide Flotten zusammen stiessen, so hatten die Fremden den Wind von der unsrigen. Wir Britten entschlossen uns zum Gefechte, und bemüheten uns, ihnen unter den Wind zu kommen. Sie vermieden aber dieses sorgfältig, und wir fragten sie, woher sie wären? Sie sagten, aus Frankreich; und nachdem man ihnen gesagt, daß unsre Schiffe aus London wären, so fragten sie, was für Portugiesen wir gesehen hätten? Wir sagten ihnen die Wahrheit, nämlich, daß wir keine andere gesehen hätten, als Fischer. Sie sagten uns hierauf, daß einige portugiesische Schiffe nach **Mina** gegangen wären, um diesen Plaz zu vertheidigen, und an dem Flusse **Sestos** hätten sie ein anderes von 200 Tonnen verbrannt, wovon bloß der Schiffer und einige Andere sich gerettet hätten, und am Ufer zurükgeblieben wären. Die Uebrigen alle seien im Feuer umgekommen. Der Admiral und verschiedene Andere kamen hierauf als

Freunde an Bord unsrer Schiffe, und verlangten, wir möchten ihnen wegen der Portugiesen Gesellschaft leisten, und mit ihnen nach Mina gehen. Wir entschuldigten uns aber damit, daß wir erst an der Küste angekommen wären, und noch kein frisches Wasser geschöpft hätten. Die Franzosen zeigten uns darauf, daß wir 50 Meilen hinter dem Flusse Sestos wären. Doch versicherten sie uns, es wäre hinlänglich Wasser hier zu haben, und sie selbst wollten uns durch ihre Boote dazu helfen, weil sie gerne in unserer Gesellschaft reisen wollten; mit dem Handel wäre hier auch nichts zu machen, denn sie hätten sich sechs Wochen an der Küste aufgehalten, und nicht weiter als drei Tonnen voll Körner zusammenbringen können.

Wir Engländer berathschlagten uns über diesen Antrag. Wir überlegten, daß die Franzosen, wenn die Küste von Mina rein wäre, uns den Handel verderben würden, weil sie vor uns hingiengen; wäre sie aber nicht rein, und die Portugiesen würden sie wegnehmen, so würden sie von diesen erfahren, daß wir noch zurük wären, und daher auf uns lauern, und uns auch wegnehmen; giengen wir aber miteinander, so würden wir stärker als die Portugiesen seyn, und die Franzosen müßten dann als unsre Gesellschafter den Handel mit uns theilen. Dies bestimmte uns. Wir liessen daher den Franzosen wissen, daß wir ihnen am folgenden Tage gewisse Entschliessung geben woll-

ten. Die Franzosen baten hierauf unsern Befehlshaber **Towrson**, die Schiffer von den Schiffen, und die Kaufleute, wie er es für gut finden würde, mit sich zu ihnen zum Mittagsmahle zu bringen. Sie erboten sich auch, uns so lange Wasser aus ihren Schiffen zu geben, bis sie ihr Versprechen, uns welches von der Küste zu verschaffen, erfüllt hätten.

Am 31 frühe schikte nun das französische Admiralschiff sein Boot an Bord des **Tigers**, und **Towrson**, die Schiffer, nebst einigen Kaufleuten stiegen hinein, und fuhren zu dem Admiral, welcher ein ansehnlich Gastmahl angestellt hatte, und sie sehr freundschaftlich bewirthete. Er wiederholte sein Ansuchen, ihm Gesellschaft zu leisten, erbot sich sogar, die Lebensmittel, nebst allem was er auf seinen Schiffen hätte, die ganze Reise über mit uns zu theilen; ja er that noch mehr, er wollte seine Flaggen einziehen, und ganz unter **Towrson's** Befehlen stehen. — Die Befehlshaber wurden zusammen einig; die Schiffe warfen hier Anker, und schikten ihre Boote, nebst den französischen Pinnassen an's Ufer, um frisches Wasser zu suchen. Unsre eigene Pinnasse blieb aussen in der See vor Anker liegen, und näherte sich dem Lande nicht.

Die Boote kamen am ersten Januar d. J. 1557 zurük, ohne daß sie einen Fluß gefunden hatten. Wir giengen darauf wieder unter Segel, und ka=

men endlich an die Mündung eines Flusses, in welchen wir am folgenden Tage hineinfuhren; wir handelten mit den Negern, und bekamen fünf kleine Elefantenzähne; an den nächsten Tagen darauf bekamen wir ihrer noch mehrere, doch immer noch zu wenig für uns alle. Wir entschlossen uns deswegen am 4ten mit dreissig Mann an's Land zu gehen, um selbst Elefanten zu suchen und zu jagen. Wir hatten uns mit Lanzen, Armbrüsten, Bogen, Hellebarden, langen Schwerdern, Degen und Flinten versehen. Auch trafen wir wirklich zwei solche Thiere, auf die wir mit Flinten und Bogen schossen, sie giengen uns aber durch, und beschädigten beim Weggehen einen von unsern Leuten.

Am 5 darauf giengen wir wieder unter Segel, und fuhren längs der Küste hin.

Am 6 kamen wir an den St. **Andreas-Fluß**. An der Westseite desselben ist hohes Land, und eine schöne Bai; wir liefen am folgenden Tage in denselben hinein, fanden aber kein Negerdorf, sondern wilde Negern, welche nicht gewohnt sind zu handeln. Dieser St. **Andreas** ist ein sehr grosser Fluß, der an einigen Orten in der Mündung sieben Faden Wasser hat. Nachdem wir nun Wasser eingenommen hatten, fuhren wir wieder weiter, immer an dem Ufer hin, und kamen an den rothen Klippen vorbei. Am 10 hielten wir Engländer mit dem Admiral, den Schiffshauptleuten, Schiffern und Kaufleuten der kleinen französischen Flot-

te einen Rath, worin beschlossen wurde, daß an allen Orten, wohin wir auch kämen, wir alle in Eintracht unsre Geschäften betreiben, und einander den Handel nicht verderben wollten. Zu dem Ende wurde ausgemacht, daß jedes Mal einige von unsern Booten den Preis für alle festsezzen, und jedes Boot für sein Schiff verkaufen sollte. — Diese Nacht landeten die Boote am Ufer, und trafen einige Negern an, die ihnen sagten, daß sie Gold hätten. Deswegen wurden hier die Anker geworfen.

Aber am 11 nahmen wir den ganzen Tag nur einen halb Angel, vier Gran schwer Gold ein, welches nach dem Gesichte gekauft wurde; denn das Volk an diesem Orte, Namens **Allov**, hatte keine Gewichte.

Am 12 fuhren wir weiter längs den Küsten hin, und fanden eine Stadt; weil aber keine Boote aus derselben kommen wollten, so fuhren wir unverrichteter Dinge wieder ab. Dagegen schiffte **Towrson** am 13 in seinem Boote an der Küste hin, bei verschiedenen keinen Städten vorbei, deren Bewohner ihm an drei verschiedenen Orten zuwinkten, an das Land zu kommen, aber die See gieng an dem Ufer so hoch, daß es nicht möglich war zu landen. Er bemerkte nur an einem Orte ein Negerboot; wenn sie aber auch gleich an allen Orten welche gehabt hätten, so wäre es ihnen doch nicht möglich gewesen, zu ihm zu kommen. Etwas weiter wollte ein

Boot sich hinaus wagen, durch die Heftigkeit der Landflut wurde es aber umgeworfen, wobei einer von ihren Leuten ertrank. Diese Negern machten so ein gräßliches Geschrei darüber, daß wir Engländer es ganz deutlich hören konnten. Sie zogen den Körper des Ertrunkenen aus dem Meere, und trugen ihn nach ihrer Stadt hin.

Als wir uns endlich am 14 auf einen Stükschuß weit dem Kastell **Mina** näherten, wurde sogleich eine **Almadie**, um uns zu beobachten heraus geschikt. Da diese aber sah, daß wir keine Portugiesen wären, so kehrte sie wieder nach der Stadt zurük. Es liegt nämlich eine grosse Stadt bei dem Kastell, welche die Negern **Dondu** nennen. Auch zeigen sich hier zwei Felsen, die wie Inseln aussehen; das Kastell selbst liegt auf einer Spizze, welche einer Insel gleicht. Fünf oder sechs Meilen vor dem Kastell war das Land hoch, sieben Meilen zuvor aber niedrig, und hinter dem Kastell fanden wir das Land wieder hoch. Dieses Kastell lag ungefähr fünf Meilen ostwärts von dem Vorgebirge der drei Spizzen oder **de tres Puntas**. — **Towrson** gieng hier mit seinen Negern ins Boot, und fuhr an dem Vorgebirge hin. Er traf daselbst zwei kleine Städte, aber keine Gelegenheit zur Handlung, und keine Boote an. Seine Negerdollmetscher verstanden das Volk sehr gut, einer von ihnen Namens **Georg** gieng an beiden Orten an das Land, und wurde wohl von ihnen aufgenommen.

Am folgenden Tage schiffte **Towrson** weiter hinauf an dem Ufer hin, und ungefähr drei Meilen hinter dem östlichen Theile des Vorgebirges, lief er in eine schöne Bai, und fand eine kleine Stadt, und einige dazu gehörige Boote. Die Einwohner wollten aber lange nicht herauskommen. Auf das Zureden seiner Schwarzen kam endlich ein Boot, mit dem er den **Georg** an das Land schikte, und nachdem dieser mit ihnen gesprochen batte, näherten sie sich den Booten ohne Furcht. Unser Befehlshaber machte dem Negerhauptann ein Geschenk mit einem Bekken, und zwei Schnüren Glaskorallen; sie zeigten ihm ungefähr zwei Dukaten schweres Gold, forderten aber soviel dafür, daß er es nicht nehmen wollte, weil die Franzosen und Engländer es mit einander ausgemacht hatten, daß sie den Preiß der Güter in einem Boote vestsezzen wollten, worauf ein jeder in seinem Boote verkaufen könnte. Dieser Ort hieß **Bulle**. Die Einwohner des Orts waren sehr vergnügt, die Negern zu sehen, welche mit uns dahin kamen, und erwiesen uns alle Freundschaft, da sie sahen, daß es eben dieselben waren, welche vorher von hier waren mitgenommen worden. Hier bekamen die Boote die Nachricht, daß zwei Schiffe, ungefähr vor einem Monate ein anderes angegriffen, und in die Flucht getrieben hätten; und daß kurz vorher vier portugiesische Schiffe von einem französischen abgetrieben worden seien. Wir hielten es für die Ruderbarke, von welcher die

Franzosen sagten, daß sie um die nämliche Zeit mit ihrer Pinnasse da gewesen wäre. Sie berichteten zugleich, daß ihnen zwei andre Schiffe, eines von 240 Tonnen, und ein anderes von 80 Tonnen folgten, welche beide nach Mina gehen würden, das eine hätten sie bei dem grünen Vorgebirge, und das andere an dem Flusse Sestos zurük gelassen.

Am 16 gieng **Towrson** mit zwei französischen Pinnassen längs dem Ufer hin, nnd fand eine Bai und einen Fluß; von da schiffte er nach **Hanta**, einer Stadt, 12 Meilen hinter dem weissen Vorgebirze. Hier waren unsre Negern gut bekannt, und das Volk weinte für Freuden, als es sie sah. Es erkundigte sich nach zweien andern, Namens **Anton** und **Binne**, und als sie ihnen sagten, daß sie zu London wären, und auf der nächsten Reise auch mit hergebracht würden, so giengen die eingebohrnen Schwarzen mit ihnen an Bord, um zu handeln. Sie brachten aber ein Gewicht mit, welches so klein war, daß man ihnen das, was sie forderten, nicht halb geben konnte. Sie sagten den Booten, daß fünf Schiffe und eine Pinnasse bei dem Kastelle wären, daß die Portugiesen dem Lande vielen Schaden thäten, und daß sie vor ihnen in immerwährender Furcht lebten. Sie wurden aber sehr aufgemuntert, als wir Engländer ihnen sagten, daß wir sie wider diese Ruhestörer vertheidigen wollten.

Am 17 segelten wir nebst den Franzosen långs dem Ufer hin, wir machten aber wenig Handelsgeschåfte, weil die Schwarzen in ihren Preissen sehr unbillig waren. Doch verkauften wir 80 Stůk Armbånder fůr eine Unze Gold. Hierauf fuhren wir nach Schamma ab, welches zwei Meilen weiter liegt, und giengen mit fůnf Booten, die mit Leuten und Geschůz gut besezt waren, unter Trompeten= und Paukenschall in den Fluß. Wir glaubten hier einige Portugiesen zu finden; aber wir hatten uns geirrt. Wir schikten daher unsre Schwarzen unter Bedekkung von den Unsrigen an das Ufer, und sie wurden ůberall sehr gut aufgenommen. Die dortigen Negern waren ausserordentlich erfreut, ihre Landsleute wieder zu sehen, besonders die Frau eines Bruders des einen, und eine Muhme des andern unserer Negern. Von allen aber wurden sie so freundlich behandelt, als ob sie ihre eigenen Brůder gewesen wåren. Wir Englånder sprachen auch dem Negerhauptmann Muth ein, und sagten ihm, daß er sich vor den Portugiesen nicht mehr zu fůrchten håtte, weil wir ihm in jedem Falle helfen wollten. Hierauf liessen wir in unsern Booten Stůkke und Musketen abfeuern, und dann unsere Leute mit ihren Bogen an das Ufer steigen, um vor dem Volke und ihrem Hauptmann ihre Fertigkeit im Schiessen auch mit diesen Waffen zu zeigen; worůber die Negern sehr erstaunten, besonders da sie sahen, daß die Unsrigen so weit als sie schossen. Sie versuchten es auch unsre

Bogen zu ziehen, sie konnten es aber nicht. Diese Schwarzen erzählten uns dann, daß ein englisches Schiff bei ihnen gewesen, welches nach Mina abgegangen, und ihnen einen Schwarzen zurükgelassen hätte, welchen sie auch einmal mit sich nach Holland genommen gehabt hätten. — Als es nun späte geworden, kehrten wir wieder zu unsern Schiffen zurük, denn wir erwarteten stündlich die Portugiesen.

Am 18 giengen wir wieder mit der nämlichen Mannschaft in den Fluß, und wurden endlich mit den Schwarzen über den Preiß des Goldes einig. Wir nahmen eine Angel *) Dukaten für $2\frac{3}{8}$ Ellen Zeug ein. Ueberhaupt erhandelten wir für siebenzig Dukaten Gold, wovon wir Engländer dreissig und die Franzosen vierzig bekamen. Am 19 darauf gieng jedes Schiff für sich ans Ufer, und nahmen eine Menge Gold ein. Towrson nahm für seinen Theil 4 Pfund $2\frac{1}{2}$ Unze Gold ein, und das Boot von dem Hirsch 31 Unzen. Gegen Abend meldeten uns die Schwarzen die Ankunft der Portugiesen auf den folgenden Tag, entweder zu Wasser oder zu Lande. Kurz, ehe die Boote abfahren wollten, hörten sie in dem Gebüsche Musketen losschiessen, woraus sie schlossen, daß es Portugiessen seyn müßten, die es thäten, um sie in

*) Ein Angel ist 10 Schilling englisch, oder 2 Thlr. 20 Ggr. sächsisch = 5 fl. 6 kr. rhein.

Furcht zu jagen, und den Handel mit den Negern zu unterbrechen. Sie wagten sich aber nicht heraus.

Am 20 besezten wir Engländer unsere fünf Boote mit unseren und des französischen Admirals Leuten. Zwölfe davon hatten ihre Brustharnische an, und ihre Sturmhauben auf; die Uebrigen waren alle auch wohl bewaffnet. Sie hatten vier Trompeter, einen Trommelschläger und einen Pfeifer bei sich, und die Boote waren mit seidenen Wimpeln und Flaggen geschmükt. In dieser Ausrüstung fuhren sie in den Fluß, und handelten. Die Kriegsleute fuhren immer den Fluß auf und ab; die Portungiesen liessen sich aber weder hören noch sehen. An demselben Tage berichteten uns die Negern die Ankunft einiger Schiffe zu Hanta.

Am 21 besezten wir wieder unsere Boote, und fuhren an einen Ort, der eine Meile westwärts liegt. Hier fanden wir viele Schwarzen mit einem andern Hauptmann, und verkauften ihnen unsere Waaren um den nämlichen Preiß, wie an dem vorigen Orte. Am 22 giengen unsre Leute wieder an Bord, und handelten ganz ruhig. Towrson nahm 4 Pfund 6 Unzen Gold ein. Am 23 gegen Abend kamen die Schwarzen mit ihrem Hauptmann, und brachten uns die Botschaft, daß die portugiesischen Schiffe von ihrem Kastell abgesegelt wären, um uns anzugreifen, wobei sie uns baten, auf unserer Hut zu seyn. Wir aber antworteten ihnen,

daß wir uns über diese Nachricht freuten, und um ihnen zu beweisen, daß dies Ernst wäre, liessen wir die Trompeten blasen, und schossen einige Stükke ab. Die Negern waren sehr zufrieden darüber, und baten uns, die Portugiesen ohne Schonung anzufallen, wenn sie unsern Handel stören wollten; zugleich versprachen sie uns Nachricht zu geben, wenn sie zu Lande kämen.

Am 24 giengen wir unter Trompeten- und Paukenschall an das Land, und handelten, und zu Mittag speißte der Hauptmann aus der Stadt mit Towrson. Am folgenden Tage entdekten die Schiffe, während die Boote am Ufer waren, fünf portugiesische Segel. Nachdem sie ihr Geschüz um jene abzurufen, losgelassen hatten, brachte ein jedes Schiff seine Fässer ans Ufer, um Wasser zu schöpfen, und kehrten darauf zurük. Ehe sie aber die Anker gelichtet, und die nöthigen Befehle ertheilt hatten, ward es schon finster. Wir zogen daher die Segel auf, und hielten uns die ganze Nacht zusammen, um, wenns möglich wäre, den Wind zu gewinnen; doch machten wir uns auch zum Gefechte fertig. Als der Tiger sich einigen von den portugiesischen Schiffen näherte, feuerte eines ein Stük ab, wahrscheinlich war es das Admiralschiff, um die übrigen zusammen zu rufen, und sich mit ihnen zu besprechen.

Am 26 als unsre englischen Schiffe sich dem Ufer näherten, hatten wir die Portugiesen vor

Augen,

Augen, welche vor Anker lagen, und ganz ruhig waren. Wir Engländer gaben nun allen unsern Leuten weisse Binden, damit die Franzosen uns unterscheiden könnten, wenn es zum Entern käme. Da wir mit Allem fertig waren, kam die Nacht herbei, ehe wir noch die Portugiesen erreichen konnten. Wir warfen aber ungefähr einen Stükschuß weit von ihnen die Anker.

Am 27 lichteten wir, wie auch die Portugiesen die Anker, und gegen 7 Uhr, als wir ihnen den Wind abgewonnen hatten, fuhren wir eine Meile hinter ihnen drein; sobald die Feinde dieses bemerkten, wandten sie sich wieder nach dem Ufer, wohin unsre Schiffe ihnen folgten; hierauf wendeten sie sich wieder, und giengen seewärts ein. Unsere Schiffe wendeten sich zu gleicher Zeit, und weil wir vor ihnen waren, so zogen wir unsre Hauptsegel ein, und warteten auf sie. Das erste Schiff, welches heran kam, war eine kleine Barke, welche gutes Geschüz führte, und so gut segelte, daß sie nichts achtete. Sie schoß auf den Tiger; der Schuß gieng aber über ihn weg; hierauf schoß sie auch auf den französischen Admiral, und traf ihn an zwei oder drei Orten. Dann gieng sie den englischen Schiffen vor, weil diese in ihren Gefechtsegeln waren. Sodann kam eine andere Karavelle unter des Tigers windfreie Seite, und schoß auf ihn und auf das französische Schiff. Sie beschädigte zwei von seinen Leuten, und schoß

ihm durch den grossen Mast. Nach ihr kam auch ihr Admiral unter des Tigers windfreie Seite. Er konnte ihm aber nicht so viel Schaden thun, als die kleinen Schiffe; weil er sein Geschüz höher führte. Der Tiger konnte auch keinen guten Schuß auf eines von ihnen thun, weil er zu schwach in der Seite war, so daß alle seine Stükke unter das Wasser giengen. Towrson entschloß sich daher, sich dem grossen Schiff an Bord zu legen. Sobald aber der französische Admiral mit ihm gieng, kam er hinter denselben, und konnte ihn nicht einholen. Hierauf gerieth er wieder hinter zwei Karavellen, und in Kurzem konnte er keins von den Schiffen mehr einholen, und kam ganz vom Winde ab. Da sich nun der französische Admiral nach dem Ufer wandte, überließ er uns Engländer unsrer eignen Hülfe. Die beiden andern Franzosen hielten auch den Wind, und wollten sich nicht nähern. Der Hirsch war hinter ihnen, so daß er nicht zum Tiger kommen konnte. Aus diesen Ursachen zog der Tiger die Hauptsegel auf, und jagte die Feinde. Nachdem er sie zwei Stunden seewärts verfolgt hatte, wandten sie sich wieder gegen das Ufer, in der Absicht von ihm abzukommen, und dem französischen Admiral den Wind abzugewinnen. Er wandte sich mit ihnen, und hielt noch immer den Wind, weil er glaubte, daß sein Vizeadmiral und die Pinnasse, wie ihnen befohlen war, ihm gefolgt wären. Da aber die Portugiesen bei ihnen vorbeigegangen, und ein je-

der auf ihn und auf den Vizeadmiral geschossen hatte; so giengen sowohl die französischen als die englischen Schiffe in die See, und liessen ihn im Stiche. Er fuhr noch immer mit ihnen und behielt ihren Wind, um dem französischen Admiral beizuspringen, welcher unter aller ihrer windfreien Seite war. Da er von ihnen angegriffen wurde, gab ihm ein jeder eine ganze Lage. Hierauf wandten sie sich wieder, und getrauten sich nicht, ihm an den Bord zu legen, weil sie sahen, daß der Tiger in ihrem Winde war; sonst würden sie ohne Zweifel ihn weggenommen oder zu Grund gebohrt haben. Die drei kleinsten giengen so dichte, daß es keinem Schiffe möglich war, sie zu entern, und führten so gutes Geschüz, daß wenn sie den Wind gehabt hätten, sie einigen der beßten Schiffe der vereinigten Flotte sehr würden zugesezt haben. Der Admiral sowohl, als auch der Vizeadmiral waren beide trefflich gerüstet.

Sobald das französische Admiralschiff von den Feinden los war, so legte es sich, so nahe als es konnte an den Wind; und als es sah, daß der Tiger ihnen gegen das Ufer folgte, so lief es wie die übrigen in die See, und ließ ihn allein. Da die Portugiesen dieses merkten, so wandten sie sich, und er mit ihnen, um den Wind zu behalten, und fuhr immer stäts einen Stükschuß weit von ihnen. Auf diese Art folgten sie einander bis in die Nacht, und dann verloren sie ihn. Die

übrigen Schiffe sezten alle ihre Segel bei, soviel sie konnten, und giengen in See, wobei sie dem **Tiger** dankten, welcher, wie sie selbst eingestanden, ihnen alle nur verlangte Hülfe geleistet hatte.

Am 28 traf **Towrson** nebst dem Vizeadmiral die Pinnasse, und zwei von den französischen Schiffen an; das dritte war ganz entflohen. — Er gieng in das Beischiff, um zu erfahren, warum sie ihn verlassen hätten. **Rires** entschuldigte sich damit, daß sein Schiff sich weder heben noch lenken habe lassen, und was die Pinnasse anbetraf, sagte **Davis**, sie würde nichts mehr thun können, und er könnte sie auch nicht weiter führen; denn das Ruder wäre zerbrochen; daher sah sich der **Hirsch** genöthiget, sie zu ziehen. Hierauf gieng er zu dem französischen Admiral, in dem er einen herzhaften Mann fand. Die Hälfte seiner Leute aber war krank oder todt. Der andre französische Schiffshauptmann sagte, er wäre in dem nämlichen Zustande, sein Schiff wollte keine Segel leiden, er könnte also nichts thun. Die Franzosen getrauten sich auch aus Furcht vor den Portugiesen nicht, Anker zu werfen.

Am 29 kam der Schiffer von der Pinnasse, und meldete, daß das Steuerruder nebst allem Eisenwerke, oben und unten zerbrochen wäre, und daß er sie nicht mehr erhalten könnte. Man beschloß darauf, sie einzureissen, und die Leute davon auf den **Hirsch** zu nehmen. Nachdem man

vier Stükke, einen Anker, und das Brennholz herausgenommen hatte, stekte man sie in Brand, und hierauf fuhren wir wieder längs der Küste hin.

Am 30 giengen wir ans Ufer, und sprachen mit einigen Schwarzen, die uns sagten, daß einige französische Schiffe da gewesen wären, mit denen sie aber nicht gehandelt hätten, weil sie so unbillig gewesen seien. Am folgenden Tage gieng **Towrson** an das Ufer; er handelte aber nicht. Da wir sahen, daß die Schwarzen zu keiner Billigkeit zu bringen wären, so lichteten wir am ersten Februar die Anker, und kamen zu einem Orte, der auf einer Anhöhe stand. Am 3 kamen wir vier Meilen weiter zu einer Stadt; sobald wir zwei Stükke abfeuerten, kam der Hauptmann heraus. Weil ihm **Thomas Rippen** bekannt war, so wurde solcher ans Ufer geschikt. Sobald ihn der Hauptmann sah, erinnerte er sich seiner, auch viele Schwarzen erkannten ihn, und fragten nach **Towrson**. Da man ihnen sagte, daß er im Boote wäre, so ließ ihr Oberhaupt sogleich zwei Boote in die See gehen; von Ferne riefen sie schon **Towrson** erfreut zu. Er schikte dem Hauptmann, nach Landesgebrauch ein Geschenk, und das französische Schiff mußte das nämliche thun. An demselben Abend wurde von keinem Handel gesprochen, weil es schon spät war; inzwischen liessen uns die Negern einen Geisel da, und nahmen von **Towrson** einen dagegen mit.

Als dieser am 4 ans Ufer kam, so fand er, daß die französischen Schiffe, die da gewesen waren, ihm den Handel sehr verdorben hatten; dennoch nahm er $5\frac{1}{2}$ Unzen Gold ein. Am 8 hatte er eine Einnahme von $8\frac{1}{8}$ Unzen Gold. Weil er aber merkte, daß die Schwarzen den Unterschied zwischen den französischen und englischen Zeugen einsahen, so sagte er zu dem Hauptmann **Bundel**, er wollte weiter hinunter gehen, weil er da, wo die Franzosen ihre Zeuge verkauften, nicht viel thun könnte, worüber dieser sehr bekümmert schien.

Am 6 kam eine **Almadie**, und einige Negern an Bord, und baten ihn, in ihre Stadt zu kommen, wo mehr Gold, und sehr viele Kaufleute, wie sie sagten, wären. Er gieng hin, und fand, daß der alte Hauptmann abgegangen, und ein neuer an dessen Stelle gekommen war. Sie thaten aber, weil die Kaufleute noch nicht beisammen waren, denselben Abend nichts, als daß sie sich Geiseln gaben.

Am 7 kam **Georg**, der Schwarze zu **Towrson**, der uns in einem kleinen Boot, wenigstens 30 Meilen gefolget war. Als er kam, schlossen die Engländer und Schwarzen sogleich den Preiß, und **Towrson** nahm diesen Tag 1 Pfund $1\frac{3}{4}$ Unze Gold ein. Dieser Schwarze, welcher zu der Zeit des Gefechts zu **Schamma** gelassen worden, sagte, daß er das Treffen von dem Ufer mit angesehen hätte. Er berichtete, nachdem unsre Schiffe weg=

gesegelt wären, seien die Portugiesen in ihren Fluß gekommen, und hätten ihnen gesagt, daß die Engländer mit einem Stük zwei von ihren Leuten getödtet hätten, welches von dem **Tiger** wäre abgeschossen worden; sie hätten um einen Aufenthalt daselbst angesucht, der Hauptmann von **Schamma** hätte sie aber nicht geduldet.

Am 11 kam auch der französische Vizeadmiral, und seine Pinnasse zu uns. Er sagte, er wolle weiter gegen Osten gehen, weil da, wo sie sie verlassen hätten, nichts mit dem Handel zu thun wäre. Aber wir widerriethen es ihm, und sagten ihm, er sollte zu der ihm angewiesenen Gesellschaft zurükkehren. Er weigerte sich so lange, bis wir drei bis vier Schüsse auf die Pinnasse thaten. Er wandte sich darauf, und segelte seewärts. Wir Engländer kauften an diesem Tage ein Pfund und fünf Unzen Gold. Am 12 kam eine von den französischen Pinnassen mit Zeugen beladen, und wollte hier davon verkaufen; **Towrson** gab es aber nicht zu, und schikte sie ans Schiff, wo sie den ganzen Tag liegen mußte. Unterdessen nahm er wieder 5 Pfund $6\frac{1}{2}$ Unze Gold ein, und am darauf folgenden Tag noch einige Unzen mehr von einigen Schwarzen. Am 16 fuhren wir an eine andere Stadt. Als **Towrson** am folgenden Tag ans Ufer kam, so hörte er, daß drei von den portugiesischen Schiffen bei dem Kastell, und die übrigen beiden zu **Schamma** wären. — Der Haupt=

mann von jenem Orte war nach der Hauptstadt gegangen, um mit dem Könige zu sprechen; er kam aber bald wieder zurük, und brachte unsern Kaufleuten ein Maß und Gewicht mit. Towrson schikte auch einen Abgesandten an den König, um diesen und seine Hauptstadt zu sehen. Unterdessen waren die portugiesischen Schiffe nur drei Stunden weit von den unsrigen entfernt.

Am 28 kamen einige Bedienten des Königs zu uns. Wir handelten 1 Pfund $2\frac{1}{8}$ Unzen Gold von ihnen ein. An den folgenden Tagen war unsre Einnahme aber noch weit beträchtlicher. Die Negern fragten nun auch nach feinen Zeugen. Towrson wieß ihnen zwei Stükke von den feinsten, die er bei sich hatte; aber sie waren ihnen noch nicht fein genug, doch da er ihnen sagte, daß er keine feinere bei sich habe, so kauften sie davon. Gegen Abend schikte er den Steuermann und einen Kaufmann mit einem Geschenke zum Könige, und ließ ihm melden, daß die Schiffe nicht lange bleiben könnteu, weil es ihnen an Lebensmitteln fehlte. Es mangelte besonders am Getränke, denn das Bier war meistentheils aus den Fässern heraus gequollen.

Am 31 kamen unsre beiden Abgesandten von dem Könige Abaan wieder zurük. Er hatte sie sehr gnädig aufgenommen, besaß aber selbst wenig Gold; doch versprach er ihnen, daß wenn sie noch verweilen wollten, so wollte er im ganzen Lande

nach Gold herumschikken. Er bat sie nach ihrer Rükkunft in England mit ihrem Könige zu sprechen, damit er ihm Leute und Materialien schikte, um ein brittisches Kastell in seinem Lande zu bauen; auch verlangte er Schneider, die ihm und seinen Leuten Kleider machten. Er versicherte sie noch, daß wenn sie in Zukunft gute Waaren brächten, so würden sie Abgang genug finden; für diesmal hätten die Franzosen sie schon mit Zeugen hinlänglich versehen.

Die Königliche Hauptstadt lag ungefähr 4 (engl. oder $\frac{3}{4}$ deutsche) Meilen im Lande *), und schien so groß, als London zu seyn **), die Bauart war aber nicht besser, als an den übrigen Orten. Es ist hier ein grosser Ueberfluß von Landweizen (Wälschkorn). An der einen Seite der Stadt waren, nach ihrer Rechnung 1000 Haufen von solchem Weizen und einer andern Art Korn, welches in Spanien sehr gemein ist, und Hirse genannt wird ***). Sie bewachen sie alle Nacht, und haben Strikke mit Glokken daran, queer über

*) Diese Stadt ist wahrscheinlich die Negerstadt Guaffo oder Groß-Kommendo.

**) Das nenne ich geschnitten! — Eine Negerstadt so groß wie London!

***) Hier wird der indianische Hirse, Dora oder Durra (Holcus sorghum. L.) gemeint, welcher eine Gattung Roßgras ist.

die Wege gezogen, welche in die Stadt führen; wenn also einer an den Strikken zieht, so läuten die Glokken, und die Wächter laufen hinzu, um zu sehen, wer es ist. Sind es Feinde, die über die Strikke treten, so wird Läm gemacht; sie fangen sie auch, indem sie Nezze fallen lassen, welche in dieser Absicht über die Wege hängen, welche sie gehen müssen; weil man auf keine andere Art, wegen des dikken Strauch- oder Buschwerks, welches um die Stadt ist, hineinkommen kann. Die Stadt ist auch rings herum mit Strikken, welche mit Binsen und Baumrinden zusammen gebunden sind, umzogen *).

Die Abgesandten kamen ungefähr früh um fünf Uhr nach der Stadt, denn wegen der Hizze kann man hier zu Lande nur bei Nacht reisen. Um 9 Uhr schikte der König zu ihnen, weil kein Mensch eher zu ihm darf, als bis er gerufen wird. Sie wollten ihre Geschenke sogleich mit sich nehmen, die Negern sagten ihnen aber, sie müßten erst dreimal bei ihm gewesen seyn, ehe sie ihm Geschenke anbieten dürften **). — Er sprach sehr freundlich

*) Eine allerliebste Erfindung, die zu dem negerischen London ganz vortreflich paßt! Nur Schade, daß die Negern auch schneidende Werkzeuge haben, womit sie diese Bevestigung von Strikken durchschneiden können, damit sie nicht, wie Sperlinge, an Bindfaden gefangen werden! —

**) Wie delikat! —

mit ihnen, und hielt sie beinahe eine halbe Stunde auf. Er ließ sie hernach noch zweimal holen *); das leztemal nahmen sie ihre Geschenke mit, welche er mit Dank empfieng, und sogleich ihnen einen Topf Palmwein zum Trinken bringen ließ. Ehe man aber trinkt, müssen in diesem Lande gewisse Zeremonien beobachtet werden. Nämlich:

Erst machen sie ein Loch in die Erde, schütten etwas Getränke hinein, und thun die ausgegrabene Erde darauf. Wenn dieses geschehen ist, so sezzen sie den Topf darauf, und nehmen mit einer kleinen, aus Kürbis gemachten Schale etwas von dem Getränke heraus, und legen es an drei verschiedene Orte auf die Erde. An einigen Orten haben die Negern Büschel von Palmrinden vor sich in der Erde stekken, worein sie etwas von dem Getränke giessen, ehe sie trinken; so wie sie denn auch überall den Bäumen grosse Ehrerbietung erweisen.

Als diese Zeremonien vorbei waren, nahm der König eine goldene Schale, worein er Wein goß, und trank, unterdessen das Volk: Abaan! Abaan! nebst einigen andern Worten ausrief. Als der König getrunken hatte, gab er einem Jeden zu trinken; hierauf beurlaubte er sie. Wenn man sich von dem Könige wegbegiebt, so ist die Gewohn-

*) Um ja den guten Leuten die Freude zu machen, daß sie ihre Geschenke anbringen konnten!

heit, daß sich ein Jeder gegen ihn bükt, und zugleich beide Hände gegen einander bewegt. Gewöhnlich hat der König acht oder zehn alte graubärtige Männer bei sich sizzen. —

Wir sezten nun unsern Tauschhandel noch einige Zeit mit gutem Erfolge fort, und nahmen eine beträchtliche Menge Gold ein. Sobald wir aber gewahr wurden, daß das Gold hier alle war, so lichteten wir die Anker, und fuhren weiter.

Am ersten März kamen wir zu einer Stadt, Maure genannt; wir trafen aber weder Boote noch Leute daselbst an. Als wir wieder wegschiffen wollten, kamen zwei Almadien von einer andern Stadt, welche 2½ Unze Gold vertauschten, und uns zu wissen thaten, daß die Schwarzen, die zu Maure gewohnt, nach Lagua oder Laguy gezogen wären. Am 2 kamen wir zwei Meilen vom Ufer dem Kastell del Mina gegen über, wo wir fünf portugiesische Schiffe vor Anker liegen sahen. Denselben Tag gegen den Abend erreichten wir Schamma. Am 3 sahen wir ein schmales Schiff von ungefähr 200 Tonnen in unserm Winde, welches nicht gar zwei Meilen von uns war; gleich darauf sahen wir wieder zwei andere hinter uns, eins von 500 Tonnen oder mehr, das andere war eine Pinnasse. Dies war eine neue Flotte, die aus Portugal kam. Wir lichteten daher die Anker und suchten in die See hinaus zu kommen. Da aber der Wind aus Südwest kam, so gieng der Hirsch

mit dem Tiger zugleich, und kamen auf 3 Meilen von dem Winde ab. Die Portugiesen verfolgten uns von Morgens neun bis Abends fünf Uhr, ohne daß sie etwas wider uns ausrichteten. Als man zulezt wahrnahm, daß ihr Hauptschiff weit hinter seiner Gesellschaft war, weil seine grosse Bramstänge verloren gegangen, so entschloß sich der Tiger, ihn gerade vorzugehen; es war auch wirklich der beste Lauf für ihn, da er gewiß überzeugt war, daß er so, wie jezt der Wind stand, in des andern seinen kommen würde. Der Hirsch war aber so weit von dem Winde abgekommen, daß der Tiger, wenn er nicht seine Gesellschaft verlieren wollte, es unterlassen mußte. Wir zogen deswegen einige Segel ein, und giengen mit ihm gleich; als der Hirsch dies bemerkte, suchte er wieder an den Wind zu kommen, und kam auch so nahe als vorher daran.

Am 4 fiengen wir an, unsre Speisen im Salzwasser zu kochen, weil wir von dem Orte abgekommen waren, wo wir frisches Wasser schöpfen konnten; auch wurde das für einen jeden bestimmte Maaß Getränke verkleinert, damit es desto länger aushalten möchte, weil wir nun entschlossen waren, nach Hause zurükzugehen.

Am 12 März waren wir dem Vorgebirge das Palmas gegen über, und am 16 darauf sahen wir Land, welches wir für das Vorgebirge Mesurado hielten, an welchem Orte sehr hohes Land

ist. Am 18 verlor Towrson den Hirsch aus dem Gesichte, und schloß daraus, der Schiffer werde in der Absicht ans Land gefahren seyn, ihn zu verlassen, weil Towrson ihm über seine thörichte Fahrt Vorwürfe gemacht hatte.

Am 27 bekamen wir zwei kleine Inseln zu Gesicht.

Am 18 April waren wir auf der Höhe vom Kap Verde, und am 24 giengen wir durch den Wendezirkel des Krebses. Am 5 Mai waren wir auf der Höhe von St. Michael. Am 23 entdekten wir dem Ansehen nach ein französisches Schiff in unserm Winde, von ungefähr 90 Tonnen, welches sehr kühn auf uns los kam. Da es merkte, daß der Tiger von einer langen Reise kam, und wahrscheinlich dadurch sehr geschwächt seyn würde, wie es auch war; so kam es näher, und dachte sich ihm an Bord zu legen; es erschienen auch sogleich einige von seinen Leuten, und befahlen uns die Segel zu streichen. Wir antworteten ihnen mit Drat- und Kettenkugeln und Pfeilen so stark, daß ihnen das obere Werk des Schiffs um die Ohren flog, und den Schiffshauptmann mit allen seinen Leuten aufrieb; mit einem Wort, wir richteten das Schiff erbärmlich zu. Dieses kühlte seinen Muth ganz ab; es blieb zurük, und spannte seine Segel, um so geschwinde als möglich von uns abzukommen. Aus Dankbarkeit gaben wir ihnen noch vier oder fünf Kugeln auf den Weg zum Abschied, und auf

diese Art wurden wir von diesen Gästen befreiet. Auf dem Tiger befand sich ein französischer Trompeter, welcher schon einige Zeit krank lag; bei diesem Vorfall aber, stand er auf, nahm seine Trompete, und blies so lange, bis er nicht mehr konnte, und so starb er *)!

Am 28 wurde Rath gehalten, und beschlossen, in die Severne einzulaufen, und zu Bristol auszuschiffen. Denselben Abend aber bekamen sie den Lizard ins Gesichte, welches wir nicht verhindern konnten, weil wir wegen des Windes nicht um die Spizze das Landesende herum kommen konnten. Wir kamen daher den folgenden Tag Morgens um 9 Uhr glüklich zu Plymouth an.

*) Den wahren Tod eines Trompeters.

V.
William Towrson's dritte Reise nach Guinea.

Im Jahre 1558 *).

Im Jahre 1558 unternahm **Willhelm Towrson** seine dritte und lezte Fahrt nach Guinea; auch jezt wieder als Befehlshaber einer kleinen Flotte

*) In der Allg. Hist. d. R. III. B. S. 292. steht die Jahrzahl dieser Reise 1557, und dabei die Anmerkung, daß diese Jahrszahl in der ersten Ausgabe der Hackluytschen Sammlung stehe, in der zweiten aber sei das Jahr 1577 angegeben, welches die Herausgeber der A. H. d. R. für einen Drukfehler halten. Daß aber die Jahrzahl 1557 irrig ist, leidet keinen Zweifel; denn Towrson kam von seiner zweiten Reise erst am 28 Mai 1557 zurük, und kann also nicht *am* 13 Januar desselben Jahrs seine dritte angetretten haben; daß aber auch das Jahr 1577 nicht das seyn kann, in welches Towrson's dritte Reise versezt werden muß, erhellet aus dem, was weiter unten von einem Kriege mit Frankreich gesagt wird; denn im J. 1577 war kein Krieg zwischen England mit Frankreich; Königinn Elisabeth hatte längst Friede gemacht;

Flotte von drei Schiffe, deren Namen waren: der **Mignon**, das Admiralsschiff, der **Christoph**, das Vizeadmiralsschiff, und der **Tiger**; ferner war noch eine Pinnasse dabei, das **Einhorn** genannt.

Am 13 Januar genannten Jahres giengen diese Schiffe von der Rhede von Plymouth unter Segel, und richteten ihren Lauf nach den kanarischen Inseln, und von da aus dann nach der Küste von Guinea.

Am andern Tage nach ihrer Abfahrt trafen sie zwei Kauffarthei-Schiffe aus **Danzig** an; das eine derselben, die **Rose**, war ein Schiff von 400 Tonnen, und der Schiffspatron desselben hieß **Niklaus Rose**; das andere führte den Namen **Einhorn**, von 150 Tonnen, dessen Schiffer hieß **Melchior White** *). Beide hatten meistentheils Weine zu **Bourdeaux** geladen. Unsere Schiffe befahlen ihnen sobald sie sie eingeholt hatten, ihre Boote an Bord zu schikken, und fragten ein jedes

macht; hingegen bei ihrem Regierungsantritt im J. 1558 dauerte der Krieg noch; folglich glaube ich diese Reise in leztgenanntes Jahr sezzen zu dürfen, um so mehr, da Towrson zwei Jahre nacheinander schon mit glüklichem Erfolg diese Fahrt gemacht hatte.

*) War er ein Engländer oder ein Deutscher? Ich vermuthe lezteres, und glaube, daß der Verfasser dieses Tagebuchs den deutschen Namen Weiß durch White übersezt habe.

insbesondere, ob sie Waaren geladen hätten, die den Franzosen gehörten *)? Sie antworteten alle einstimmig, sie hätten keine. Aber sie wiedersprachen sich in ihren verschiedenen Aussagen; auch sahen ihre Kaufmannsbriefe sehr verdächtig aus. Die Britten befahlen hierauf dem einen, seine Ladungszettel herbeizubringen; er läugnete welche zu haben; doch die Engländer giengen mit ihm an Bord, und zwangen ihn, sie herauszugeben; da fand sich dann der auffallendste Unterschied zwischen diesen und ihren Aussagen. Nun wurde der Schiffer und der Proviantmeister des Einhorns verhört, und diese gestanden, daß sie zwei und dreissig Tonnen, und ein Oxhoft Wein für Rechnung eines französischen Kaufmanns bei sich hätten. Der Patron des zweiten Schiffes gestand dann ebenfalls, daß er 128 Tonnen für eben diesen Kaufmann geladen habe **). Sie bekannten aber weiter nichts,

*) Weil damals England und Frankreich in Krieg mit einander verwikkelt waren.

**) In der Allg. Hist. d. R. I. B. S. 292. (deutsche Uebersezzung, das engl. Original habe ich nicht bei der Hand) steht, für einen Kaufmann — als ob sie von Danzig Wein nach Frankreich führten. Dies ist ein offenbarer Irrthum. Ueberhaupt ist hier die Uebersezzung etwas dunkel; doch die Stelle ist zu unwichtig, um sich länger dabei aufzuhalten. Genug, die Danziger Schiffe hatten zu Bourdeaux Wein geladen, den sie nach Hamburg führen wollten, und diesen

und sagten, die übrigen Güter wären bei **Peter Ludwig** in Hamburg geladen worden, und sollten einem gewissen Heinrich **Summer** in **Campshire** eingeliefert werden. Ihre Briefe waren aber dessen ohngeachtet nicht alle nach Hamburg gerichtet, answendig waren sie holländisch, und innwendig französisch geschrieben. Die Engländer berathschlagten sich hierauf, was jezt am besten zu thun wäre? Einige waren der Meinung, sie entweder nach Irland oder Spanien zu führen, um die Güter daselbst zu verkaufen, oder auch mit ihnen nach England zurük zu kehren. **Towrson** aber erinnerte sie an den so wohl mündlichen als schriftlichen Befehl ihrer Prinzipale, sich auf keine Art aufhalten zu lassen, da sonst die beste Zeit der Reise vorbei streichen würde. Dabei gab er ihnen zu überlegen, daß der Nuzzen, den sie aus dem Verkauf der Weine ziehen könnten, nicht mit dem Nuzzen, den sie von ihrer Reise haben würden, zu vergleichen wäre. Er wiederrieth ihnen ihr Vorhaben gänzlich, denn wenn sie jezt nach Irland gehen wollten, da der Wind aus Osten wehte, sagte er, so würden sie daselbst lange aufgehalten und genöthiget seyn, ihre Reise ganz einzustellen. Dann hätte er gegen den Weg nach Spanien noch ferner einzuwenden, daß, da ihre Schiffe so schlecht segelten, daß er mit seinen blossen Fokkesegeln ih-

---

Wein hielten unsre Engländer, als ein französisches Gut, für eine gute Prise.

nen gleich fahren könnte, sie ihn ohnehin alle zwei Tage um einen Tag aufhielten, und sie dann bei einer Abweichung von ihrer Fahrt noch mehr zurükgesezt würden.

Kurz, sie debattirten noch lange darüber; endlich gaben jene doch nach, und der Entschluß wurde gefaßt, aus den beiden Danziger Schiffen soviel heraus zu nehmen, als jeder von ihnen gebrauchen könnte.

Dies wurde auch ins Werk gesezt. Der **Mignon** nahm $14\frac{1}{2}$ Tonne Wein, ein Oxhoft Branntwein, sechs Stücke Pech, ein kleines Tauwerk, und etwas Kastanien heraus, und legte auch eine Tonne Wein in die Pinnasse. Der **Christoph** nahm zehen Tonnen, ein Oxhoft Wein, etwas Branntwein, Bleischnuren, Kastanien, und sechs Kammerstükke *) mit ihren Blökken. Nun wurde die Plünderung allgemein. Die Bootsknechte erbrachen auch die Schiffskasten auf den Kauffahrern, und nahmen ihre Kompasse, Stundengläser, Wurfblei und Lichter weg. Auch warfen sie etwas von ihrem Pökelfleisch über Bord, und beraubten sie so sehr, daß **Towrson** ihnen aus Mitleid einen Kompaß, ein Stundenglas, ein Wurfblei, eine Bleischnur, etwas Brod, Lichter, und was er sonst von dem Ihrigen im Schiffe finden konnte,

*) Mörserartige Kanonen, die heut zu Tage nicht mehr gebräuchlich sind.

wieder zurükgab. Dabei gab er ihnen auch das Geld zurük, welches ihnen einer von den Schiffern als Lösegeld für einen armen Franzosen abgenommen hatte. Dieser war in dem Haven von Bourdeaux ihr Lootse gewesen, und konnte wegen des stürmischen Wetters nicht wieder an das Land gesezt werden. Der Tiger nahm aus dem kleinen Schiffe sechs oder sieben Tonnen Wein, ein Oxhoft Branntwein, und etwas Pech, aus dem grössern aber zwei Schiffsstükke.

Am ersten Februar Morgens kamen sie alle wieder zusammen, um zu berathschlagen, was sie nun mit den ausgeraubten Schiffen machen wollten? Einer von ihnen war der Meinung, es wäre am beßten, die Schiffe mit einigen von ihren Leuten nach England zu schikken. Towrson und der Schiffer verwarfen es aber, da sie es für sehr unvorsichtig hielten, bei einer so langen Reise, und in so kritischen Zeiten die Schiffe von Mannschaft zu entblössen. Nach langem Streite kam es endlich dahin, die Schiffe auf freien Fuß zu stellen, und den Danzigern den übrig gebliebenen Wein als Frachtlohn für das, was die Engländer ihnen genommen hatten, zu lassen. Dann liessen sie sich von ihnen ein unterschriebnes Verzeichniß von den Gütern geben, die sie für die Franzosen geführt hatten, und liessen sie frei.

Am 10 darauf zerbrach das Steuerruder der Pinnasse, als sie nach ihrer Berechnung noch 25

(engl.) Meilen von der Insel Groß-Kanaria waren, und sie mußte an das Hintertheil des Mignons gebunden werden. Um 11 Uhr hatten sie die Insel im Gesichte. Als sie aber noch denselben Tag dahin kamen, fanden sie, daß es die Insel Teneriffa war, und nun erblikten sie erst die grosse Kanarieninsel, welche 12 Meilen weiter gegen Osten liegt. Sie nahmen ihren Lauf gegen dieselbe, weil die Rhede von Teneriffa einen sehr schlimmen Grund hat, und weil sie da auch die Pinnasse nicht hätten ausbessern können.

Am 12 kamen sie auf der Rhede dieser Insel vor Anker; eine Meile davon liegt die Stadt Kanaria. Nachdem sie die Stadt und das Kastell mit einigen Schüssen aus dem groben Geschüz begrüßt hatten, schikten der Statthalter und die Offiziers eine Gesandschaft an die englischen Schiffskapitains, und liessen sie ersuchen an das Land zu kommen, und bewillkommten sie auf das freundschaftlichste. Sie boten ihnen ihre Pferde an, wenn sie in die Stadt reiten wollten. Sie trafen zwei englische Kaufleute an, die sich daselbst niedergelassen hatten, und blieben den ganzen Tag in ihrem Hause. Am folgenden giengen sie wieder an Bord, um die Waaren auszusezzen, und die Pinnasse ausbessern zu lassen.

Am 14 kam eine spanische Flotte, von neunzehn Segeln auf der Rhede von Kanaria an; ihr Lauf gieng nach Indien. Sechs Schiffe dieser

Flotte waren von 4 bis 500 Tonnen, die übrigen von 200, 150 und 100 Tonnen. Sobald sie vor Anker gekommen waren, begrüßten sie die Engländer, welche ihnen antworteten. Der Admiral, der ein Ritter war, schikte seine Pinnasse zu **Towrson**, und bat ihn zu ihm zu kommen. Er empfieng ihn sehr höflich, bewirthete ihn, und besprach sich mit ihm von England und Flandern. Als **Towrson** in das Boot gestiegen, und im Begriffe war, wieder an sein Schiff zu gehen, sagte einer von des Admirals vornehmsten Bedienten zu seinem Dollmetscher **Francesko**, einem Portugiesen, **Towrson** sollte seine Flagge abnehmen, weil hier der General der **kaiserlichen** Flotte wäre *). Francesko sagte ihm solches sobald er an Bord gekommen war, und da es **Towrson** nicht that, gaben einige spanische Soldaten mit ihren Flinten Feuer auf den **Mignon** und seine Flagge.

Kurz nachher kamen einige vornehme Spanier an Bord, um sich in ihren Schiffen umzusehen. **Towrson** sagte ihnen gerade zu, daß wenn sie ihren Leuten nicht Einhalt thäten, so würde er mit

*) Nämlich des Kaisers Karls des V. der zugleich König von Spanien war, und damals noch lebte, ob er gleich schon seine Länder im J. 1555 an seinen Bruder und Sohn abgetreten hatte. Er starb erst am 21 Sept. 1558. — Dies ist ein Beweis mehr, daß diese dritte Reise Towrson's nicht in das Jahr 1577 gehören kann.

seinen größten Kanonen auf sie feuern. Da sie merkten, daß der Hauptmann sehr zornig war, hielten sie sich nicht lange auf, und untersagten ihren Soldaten das Schiessen. Sie kamen bald wieder, und sagten, daß sie ihre Leute abgestraft hätten. Er führte sie hierauf in dem Schiffe herum, und bewirthete sie so gut er konnte, worüber sie auch sehr zufrieden schienen. Am darauf folgenden Tage luden sie ihn zum Essen ein, und liessen ihm zugleich sagen, daß es dem General sehr leid wäre, daß Jemand von seinen Leuten verlangt hätte, die Flagge vor ihm abzunehmen; es wäre ganz ohne sein Vorwissen geschehen; er bäte deswegen Herrn **Towrson**, es ihm als keine Unhöflichkeit zuzurechnen, und liesse ihn versichern, daß keiner von seinen Leuten es wagen würde, ihn zu beleidigen.

Am 17 verliessen unsre brittischen Schiffe die Insel **Groß-Kanaria**, und kamen am folgenden Morgen an die Küsten der Barbarei. Auf ihrer Fahrt längs dem Ufer bekamen sie den Fluß **Rio del Oro** ins Gesicht, welcher gerade unter dem Wendezirkel liegt. Am 21 befanden sie sich in dem 20½ Grade, welches die Höhe des weissen Vorgebirges ist. Am 25 sahen sie Land in einer Bai, die vom grünen Vorgebirge gegen Norden liegt. Am 26 gieng **Towrson** mit **Francesko** und **Franz Castelin** in der Pinnasse an Bord des **Tigers**, der am nächsten beim Ufer war.

Mit diesem und den andern Schiffen lief er West gen Süd und Westsüdwest, bis sie um 4 Uhr dem Vorgebirge ganz nahe waren. Sie giengen hierauf Südwestwärts, und fanden vier Meilen von dem Kap einige schönen Inseln; die eine war voll hoher Felsen die mit Tauben und andern Arten See- und Landvögeln angefüllt waren, so daß die ganze Insel von dem Kothe derselben aussah, als ob sie von Kreide wäre. Zwischen den Inseln war ein schöner Meerbusen, und bei den Felsen war 18 Faden tief Wasser, und ein guter Grund. Als sie hörten, daß die Franzosen einen starken Handel hier trieben, warfen sie in der Bai Anker. Die Pinnasse mußte also um ein anderes Gebirge herum gehen, um einen Handelsplaz zu suchen. Als es bald Nacht werden wollte, nahm Towrson ein kleines Boot und das Beischiffchen vom Tiger, und gieng damit an die Insel, wo sie einige Vögel fiengen, die den Enten glichen. Er hatte noch Lust hier zu bleiben, und sprach deswegen mit dem Hauptmann auf dem Christoph, dieser verwarf aber den Vorschlag ganz, weil dieser Ort nicht der Endzwek ihrer Reise wäre.

Am 27 versammelten sich die Schiffshauptleute, hielten Rath, und beschlossen, weil keine Schwarzen zu ihnen kamen, mit der Pinnasse längs dem Ufer hin zu fahren; sie fanden auch bei dem Vorgebirge eine schöne Insel, und eine ganz bequeme Bai. An der Küste liessen sich sogleich Ne-

gern sehen, die ihnen zuwinkten. Hierauf warfen sie Anker, und giengen mit dem Boote an das Land, um zu sehen, was hier zu handeln wäre. Die Negern hatten Elefantenzähne, Bisam und Thierhäute; sie erboten sich sogleich ihren Anführer herzuholen, wenn die Engländer einen Mann mitschikken wollten, sie wären auch sogleich bereit, ihnen einen von den Ihrigen dagegen zu lassen. Man erkundigte sich, wie lange kein französisches Schiff bei ihnen gewesen wäre, einige sagten acht, andere sechs, und noch andere nur vier Monate. Weil der **Christoph** keine Lust zu warten hatte, so giengen sie wieder an Bord des **Tigers** zurük.

Am 10 März erreichten sie die Küste von Guinea, und zwar fünf Meilen westwärts von dem Vorgebirge de **Monte**, nicht weit von dem Flusse **Rio das Palmas**. Am 11ten als sie an das Ufer giengen trafen sie einen Mann an, der ein wenig portugiesisch sprach, und ihnen erzählte, daß vor zwei Monaten ein französisches Schiff, und vor einem Monat zwei vorbeigesegelt wären. **Towrson** tauschte hier 19 Elefantenzähne, und 2¼ Unzen Gold ein.

Am 12 segelten sie nach dem Flusse **Sestos** zu, und kamen am 13ten in der Nacht daselbst an. Am 14 schikte der **Mignon** seine Boote nach Wasser. Am 15 kamen sie miteinander überein, den **Tiger** an einen andern Ort zu schikken, um Wasser einzunehmen, und sich zu erkundigen, ob sie nicht

guineischen Pfeffer bekommen konnten. Hierauf fuhren sie mit ihren Waaren in den Fluß, wo sie einen Schwarzen antrafen, der zu Lissabon gebohren, und von einem portugiesischen Schiffe zurükgelassen worden war, das im vergangenen Jahre in einem Gefechte mit drei französischen Schiffen im Rauch aufgegangen sei. Sie erfuhren von ihm, daß vor zwei Monaten drei französische Schiffe, seit sechs Wochen wieder zwei, und das lezte vor 14 Tagen in diesem Fluß gewesen, und alle nach Mina gesegelt wären. Sie bekamen denselben Tag nur wenig Pfeffer.

Am 19 entschlossen sie sich nach Mina zu segeln, theils weil die Franzosen schon alle Körner hier eingehandelt hatten, theils, weil wegen der ungesunden Luft dieser Gegend, schon 14 Mann auf dem Mignon krank lagen.

Am 21 kamen sie vor den Fluß Potos. Einige Boote fuhren nach Wasser hinein, unterdessen Towrson in einem Beischiffchen ans Land gieng, und zwölf kleine Elefantenzähne eintauschte. Am 23 giengen sie wieder unter Segel, nachdem sie so viel Zähne, als sie hatten bekommen können, eingetauscht hatten. Am 31 trafen sie zu Hanta ein, und verkauften einige Armsprangen daselbst. Am 1 April entdekten sie fünf portugiesische Segel, sie stachen auf das schnellste in die See, um ihnen den Wind abzugewinnen. Wenn der Wind auf seiner gewöhnlichen Strasse aus Süd-

west und Westsüdwest geblieben wäre, so würde es ihnen auch geglükt seyn; er wehete aber denselben Tag von Osten und Ostsüdost, so, daß die Portugiesen den Wind vor ihnen voraus hatten, und alle Schiffe bis auf eins, welches nicht so gut segelte, innerhalb des Schusses kamen. Der Wind wendete sich bald darauf, und blies wieder aus Südwest. Da aber die Nacht einbrach, und der **Christoph** vier Meilen seitwärts, und dem Winde ganz entgegen gekommen waren; so steuerte der **Mignon**, und gewann dem Admiral nebst noch drei Schiffen den Vortheil des Windes ab. Da sie den Portugiesen nahe genug waren, riefen sie ihnen zu; sie wollten aber nicht antworten. Hierauf drehten sie sich herum, und legten sich ihnen gerade vor den Wind. Die Portugiesen drehten sich ebenfalls herum, und feuerten auf sie. Sie antworteten mit ihrem Geschüz, und durchlöcherten den Admiral vier oder fünf Mal. Der **Mignon** bekam verschiedene Schüsse in die Segel, es wurde aber keiner beschädiget. Der **Tiger** und die Pinnasse hielten ihre Segel aufgezogen, und wollten sich nicht in das Gefecht einlassen, weil es Nacht war. Aus eben dieser Ursache wollte sich auch der **Mignon** nicht an Bord des Feindes wagen, sondern stellte das Schiessen, nach einem zweistündigen Treffen ein, blieb aber dennoch seinem Feinde vor dem Winde liegen. Darauf wendete sich der **Tiger** und die Pinnasse gleichfalls herum, stiessen zu dem **Mignon**, und richteten sich alle drei gegen

die freie See, und brannten ein Stük los, um den **Christoph** dadurch zu warnen. In der Nacht um 12 Uhr stieß der **Tiger** bei sehr geringem Winde, indem der Schiffer schlief, durch die Unvorsichtigkeit seiner Leute, an den Bord des **Mignons**, und zerriß desselben Schönfahrsegel mit den Hakken an seinen Segelstangen. Das Boot des **Tigers**, das zwischen beiden inne lag, ward zerschmettert, und sank mit einigen Waaren, die sich darin befanden. Es wurden auch die Schiffswände verlezt. Doch kamen sie ohne weiteren Schaden von einander, obgleich nicht viel gefehlet hätte, daß das eine Schiff nicht umgeworfen worden wäre.

Am 2 April trafen sie den **Christoph** wieder an. Towrson gieng an Bord, und bekam die Nachricht, daß die Portugiesen, nachdem sie sein Schiff verlassen, mit gesammter Macht auf dieses losgegangen wären. Um 12 Uhr seien sie an einander kommen, und hätten Kugeln miteinander gewechselt. Die Portugiesen hätten ihnen an verschiedenen Orten ihre Segel durchlöchert, sonst aber keinen grossen Schaden gethan. Sie beschlossen daher, den Feind aufzusuchen, und ihm den Weg nach allen seinen Handelsplätzen abzuschneiden. Sie sezten ihm demzufolge am 3ten den ganzen Tag nach. Da sie ihn aber nicht zu Gesicht bekommen konnten, so wendeten sie sich wieder an das Ufer.

Am 4 als sie Land ansichtig wurden, fanden sie, daß sie um 30 Meilen mehr ostwärts gekommen

waren, als sie ihrer Rechnung nach hätten seyn sollen, worüber sie sich nicht wenig verwunderten. Denn der erste Ort, wo sie anlandeten, war **Lagua**. **Towrson** gieng daselbst mit seinem und des **Christophs** Boote ans Ufer, und erfuhr von den Schwarzen, daß sich vier französische Schiffe an dieser Küste aufhielten; eines zu **Perinnen**, sechs Meilen gegen Westen, ein anderes zu **Weamba**, vier Meilen gegen Osten; das dritte zu **Perekow**, noch weiter ostwärts, vier Meilen von **Weamba**; und das vierte zu **Egrand**, welches vier Meilen von **Perekow** gegen Osten liegt. Auf diese Art wurden sie schlüssig, fortzugehen, und die Franzosen aus ihren Handelsplätzen zu treiben. Kaum eine Stunde darauf sahen sie eines von obgedachten Schiffen unter Segel, das von **Weamba** abfuhr, und sie jagten es eine Zeitlang. Es war abgeredet, um die Feinde desto weniger zu verfehlen, daß erstlich der **Mignon**, und drei Stunden hernach der **Tiger** und der **Christoph** vor Anker kommen, und die ganze Nacht über an der Küste kreuzen sollten.

Am 5 fanden sie drei französische Schiffe vor Anker liegen. Eines hieß **la Foye de Honfleur**, und war von 220 Tonnen; das andere **la Ventereuse**, ein kleines Ruderschiff von Honfleur, von 100 Tonnen (beide aber gehörten dem **Schawdet** (Chaudet?) von **Honfleur**) und **Müllet de Batuille** von 120 Tonnen, welches den Kaufleuten von **Rouen** zuständig war.

Sie hatten sich verglichen, daß der Mignon sich an Bord des Admirals, der Christoph an Bord des Vizeadmirals, und der Tiger an Bord des kleinsten Schiffes legen sollte. Sobald sie aber anrükten, lichteten die Herren Franzosen die Anker, und der Christoph, welcher der vorderste und der geschwindeste war, gieng mit dem Admirale gleich. Das Ruderschiff gieng so schnell, daß sie es nicht einholen konnten. Das nächste, welches sie auch wirklich erreichten, war der Mullet. Sie legten sich an Bord desselben, erstiegen und eroberten ihn. Es war dieses das reichste Schiff nach dem Admiral; denn es hatte achzzig Pfund Gold eingenommen; da hingegen das Ruderschiff nur zwei und zwanzig hatte, wie sie aus der Aussage der Gefangenen erfuhren. Sie hatten sich zwei Monate und einige Tage an der Küste von Mina aufgehalten. Doch war das Ruderschiff nebst noch einem andern Schiffe von Dieppe, und einem kleinem Fahrzeuge, das die ganze Küste umsegelt hatte, etwas eher, als die übrigen, angelangt. Sie waren erst einen Monat vor Ankunft der Engländer wieder ausgelaufen. Diese drei Schiffe zusammen hatten auf siebenhundert Pfund Gold an sich gehandelt. Nachdem sie ihre gemachte Prise mit genugsamer Mannschaft besezt hatten, verfolgten sie die übrigen beiden Schiffe bis den andern Tag Nachmittags um drei Uhr. Weil sie aber dieselben nicht einholen konnten, und überdieses keinen guten Wind hatten, in ihren Han-

delsplaz zurük zu kehren, so gaben sie die Prise auf, und segelten wieder ans Ufer. Am 7 ward das erbeutete Gold vor den Hauptleuten, Kaufleuten und Schiffern gewogen, und die Summe davon belief sich auf 50 Pfund 5 Unzen.

Am 12 kamen sie nach **Egrand**, welches der äusserste Plaz an der Küste **Mina** ist. Daselbst luden sie die Kaufmannsgüter aus der gemachten Prise aus, und wollten das Schiff nebst dem Proviante an die Franzosen verkaufen. Weil aber das Schiff lek war, so schlugen die Franzosen den Handel aus, und baten, daß man sie an Bord der englischen Schiffe nehmen möchte, welches ihnen auch gewährt ward. Sie beschlossen also insgesammt, die Waaren auszuladen, und das Schiff zu versenken. Am 15 gegen Abend wurden sie mit dem Ausladen fertig, und vertheilten die Franzosen in ihre Schiffe bis auf viere, die krank lagen, und nicht im Stande waren, sich selbst aufzuhelfen. Diese viere wollte weder der **Tiger** noch der **Christoph** einnehmen — wie hartherzig! — sondern sie liessen dieselbe über Nacht in ihrem Schiffe allein liegen, so, daß endlich der **Mignon** genöthigt ward, sie noch um Mitternacht zu sich abzuholen.

Am 15 April war die Kompagnie geneigt, nach Benin abzureisen. Viele davon aber wiedersezten sich. Sie wurden hierauf einig, so lange, als es ihnen die Zeit der Rükreise noch verstatten

wollte,

wollte, an der Küste zu bleiben. Es sollte demnach der Mignon zu Egrand liegen bleiben, der Tiger sollte nach Perekow, welches vier Meilen davon ist, gehen, und der Christoph nach Weamba, welches zehn Meilen von Perekow liegt. Im Fall eins von den beiden leztern so viel Segel entdekken sollte, daß es sich nicht getraute, denselben die Spizze zu bieten, so sollte eins zu dem andern stossen, und alsdann beide sich mit dem Mignon vereinigen. Der Mignon blieb bis zum lezten April zu Egrand, in welcher Zeit viele von der Mannschaft krank wurden, und sechse von derselben starben. Sie konnten daselbst nicht mehr als 3 oder 4 Tage in der Woche mit den Schwarzen handeln; denn die übrige Zeit wollten sie nicht zu ihnen kommen. Am 3 Mai verkauften sie französische Leinwand, weil die Pinnasse nicht, wie es versprochen war, damit von den andern Schiffen ankam, und gaben nicht mehr, als drei Stäbe, für einen Suff. Am 5 giengen die Negern von ihnen weg, und versprachen in vier Tagen wieder zu kommen. Sie entschlossen sich dahero, so lange zu warten, ob gleich viele von den Seeleuten krank lagen. Am 8 hatten sie alle ihre Leinwand verkauft, und die Gesellschaft gieng darauf zu Rathe, ob sie noch die übrige verkaufen sollten, welche sie in dem französischen Schiffe erbeutet hatten. Sie antworteten nein, weil verschiedene von ihren Leuten todt, und noch zwanzig krank waren. Sie beschlossen daher, wieder zu den andern Schiffen zu

stossen, von welchen sie seit dem 27 April nichts gehört hatten, ob sie gleich die Pinnasse bloß zu dem Ende bei sich führten, daß sie Nachricht von dem einen Schiffe zum andern überbringen sollte; und dann wollten sie alle zusammen ihre Reise fortsezzen, und versuchen, was in **Don Johannsstadt** zu thun wäre. Am 10 früh giengen sie unter Segel, und am 11 kam der Hauptmann vom Christoph und sagte, daß an denen Orten, wo sie gewesen, sehr wenig Handel getrieben würde.

Am 12 begab sich **Towrson** mit **Willhelm Crampton** in die kleine Pinnasse, und besuchte den **Tiger** und den **Christoph** zu **Perenine**. Am folgenden Tag schikten sie den **Tiger** nach **Egrand**, weil zu Perenine nichts war, das ihnen zu einem längern Aufenthalte Lust machte. Am 14 war die grosse Pinnasse bei ihnen angekommen, welche sie mit Leinwand nach **Weamba** zurükschikten. Sie war schon zuvor daselbst gewesen, und hatten 10 Pfund Gold eingehandelt. Am 15 stieß der **Mignon** zu ihnen; den Tag darauf giengen sie mit ihren Booten an das Ufer. Sie bekamen aber nicht mehr, als eine Unze Gold. Am 19 ankerten sie vor **Maure**, und blieben zwei Tage an diesem Orte liegen, sie bekamen aber ebenfalls nicht mehr als eine Unze Gold.

Am 21 kamen sie nach **Don Johannsstadt**, und giengen den folgenden Tag mit den Booten an das Land. Es wollte sich aber Niemand von

den Schwarzen sehen lassen. Towrson und der Hauptmann vom Christoph nahmen darauf das Beischiff mit 8 Mann, und giengen damit selbst zu den Schwarzen, um mit ihnen zu reden. Sie gaben zur Antwort, daß sie Jemand in die Hauptstadt abschikken wollten, dem Don Johann Nachricht von ihrer Ankunft zu geben. Am 23 stiegen sie wieder ans Land. Die Schwarzen gaben ihnen die Versicherung, daß Don Johanns Kaufleute noch denselben Tag ankommen würden. Sie warteten daher bis gegen Abend. Es wollte sich aber kein Mensch sehen lassen, sondern es gaben ihnen noch dazu die Einwohner durch verschiedene Zeichen zu verstehen, daß sie sich entfernen sollten. Am 24 als der Hauprmann vom Christoph in seinem Boote nach Maure zurükkehren wollte, fragten ihn einige von den Schwarzen um den Preis seiner Waaren. Sie wurden aber durch eine Almadie, die seinem Erachten nach von der Vestung kam, genöthiget, sich wegzubegeben. Als er darauf mit einigen seinen Leuten landen wollte, warfen die Schwarzen Steine nach ihm, und wollten nicht zugeben, daß er in ihre Stadt kommen sollte. Sie nahmen deswegen einige von den Almadien, stachen in die See, und entfernten sich vom Ufer.

An demselben Morgen kam Towrson bei der Johannsstadt mit einer weissen Flagge ans Ufer. Weil aber Niemand von den Negern herbei kam, so schloß er daraus, daß Portugiesen daselbst seyn

müßten. Darauf ließ er ein wolbeseztes Boot näher an das Land fahren, und schikte einen Mann mit einer weissen Fahne in der Hand gegen die Stadt zu. Die Schwarzen kehrten ihm aber alle bei seiner Annäherung den Rükken, und gaben sich nicht einmal die Mühe, mit ihm zu reden. Der Hauptmann schikte ihnen einen andern in die Wälder nach. Sie wollten aber nicht herkommen. Aus Rache nahmen ihnen seine Leute zwölf Ziegen und vierzehn Hüner weg, fügten ihnen aber übrigens keinen Schaden zu. Als sie wieder an Bord kamen, trafen sie die Pinnasse an, die von **Kormatin** anlangte, und daselbst 2 Pfund 5 Unzen Gold eingenommen hatte. Der **Mignon** gieng nach eben diesem Orte, nachdem die aufrührischen Bootsleute auf demselben mit vieler Mühe wieder zur Ruhe gebracht waren. Der **Christoph** gieng nach **Maure**. Der Schiffspatron dieses leztern schikte am andern Tag nach seiner Ankunft ans Ufer, um Ballast daselbst zu holen; aber die Negern wollten die Mannschaft nöthigen, sogleich wieder an Bord zu kehren. Diese trieb Gewalt mit Gewalt ab, tödtete und verwundete etliche Schwarze. Diese retteten sich hierauf mit der Flucht, und die Engländer stekten aus Rache ihre Stadt in Brand, und zerhieben alle ihre Kähne.

Am 26 langte die Pinnasse von **Kormatin** wieder bei dem **Mignon** an, und brachte zwei Pfund eilf Unzen Gold mit. Der Befehlshaber

derselben berichtete dem Hauptmann **Towrson**, daß die Negern daselbst ein grosses Verlangen bezeugten, wieder ein Schiff bei ihrer Stadt zu sehen. Der **Mignon** fuhr daher am folgenden Tage dahin ab. Am 28 kam der **Christoph** von **Maure** an eben diesen Ort, und beide handelten daselbst zwei Tage lang. Am 2 Junius stieß der **Tiger** von **Egrand**, und die Pinnasse von **Weamba** zu ihnen. Sie hatten zusammen auf 50 Pfund Goldes an diesen Orten eingenommen. Am 4 fuhren sie von **Kormatin** ab, und nahmen ihren Weg nach Schamma. Denn sie konnten wegen Mangels an Lebensmitteln, besonders aber an Getränke nicht länger an der Küste liegen bleiben.

Am 7 entdekten sie fünf Schiffe des Königs von Portugal, welche sich bei dem Kastell vor Anker legten. Am 8 kamen **Georg** und **Binny** zu ihnen, und brachten beinahe 2 Pfund Gold mit sich. Am 10 begab sich Towrson nebst dem Hauptmann vom Christoph mit einer starken Bedekkung in die kleine Pinnasse, um die portugiesischen Schiffe in Augenschein zu nehmen. Ihre Flotte bestand aus einem Schiffe von 300 Tonnen, und 4 kleinen runden Fahrzeugen, welche sie Karavellen nennen. Bei ihrer Rükkunft fanden sie ihre eigenen Schiffe sieben englische Meilen vom Lande ab in der See. Am nächsten Morgen erblikten sie den **Tiger** in der Gegend von Schamma. Sie würden auch denselben mit leichter Mühe erreicht

haben. Weil sie aber dadurch unter den Wind der portugiesischen Schiffe gekommen wären, so warfen sie Anker, um den **Mignon** und die Pinnasse, die hinter ihnen waren, zu erwarten. In der Nacht kamen beide heran. Weil sie aber nicht im Stande waren, soweit vorbei zu fahren, so ankerten sie eine Meile unter dem Kastell.

Am 12 stieß der **Tiger** mit dem **Christoph** zusammen. Weil beide grossen Mangel an Lebensmitteln litten, so hatten sie Lust die Portugiesen anzufallen, um sich der ihrigen zu bemächtigen. Der Schiffer und die übrige Gesellschaft auf dem **Mignon** wollten aber nicht in diesen Anschlag willigen, weil sie befürchteten, bei ihrer Rükkunft nach England deswegen am Leben gestraft zu werden. Es standen endlich auch die beiden andern Schiffe von diesem Vorhaben ab, damit sie nicht von einigen ihrer eigenen Reisegefährten deswegen angeklagt würden. Sie nahmen hierauf die Mannschaft aus der Pinnasse heraus, weil sie keine Lebensmittel mehr übrig hatte, und der einzige **Mignon** noch im Stande war, ihnen damit auszuhelfen. Sie besezten dagegen dieselbe mit 12 Franzosen, und gaben ihnen so viel Lebensmittel, als nöthig war, bis nach Schamma zu kommen. Am 18 kamen der **Tiger** und der **Mignon** zu Schamma an, und liessen den **Christoph** zwei Meilen hinter sich zurük. Hieran war der Wind Ursache, der so schwach war, daß sie in 14 Tagen

nicht mehr als 12 Meilen vor dem Winde gesegelt waren, welche sie vormals in einem Tage und einer Nacht zurükgelegt hatten. Am folgenden Tag nahm Towrson die Pinnasse, und kam damit nach Schamma, um sich mit dem dasigen Befehlshaber zu unterreden. Dieser sagte ihm, daß hier kein Gold, wegen eines Vergleichs, den er mit den Portugiesen eingegangen, zu haben wäre.

Am 21 legte er so viel Sachen als er noch hatte, in die kleine Pinnasse, und schikte sie mit zwei Kaufleuten nach Hanta, welche daselbst ihr Glük im Handel versuchen sollten. Am ersten Abend konnten sie nichts vornehmen; man versprach ihnen aber auf den folgenden Tag Gold. Da sie demnach wiederkamen, wollte sich weder der Befehlshaber noch die Schwarzen mit ihnen in Handel einlassen, sondern man suchte sie nur mit schönen Worten aufzuhalten. An dem nämlichen Tage schikten sie die Pinnasse mit 25 Franzosen fort, und gaben ihnen so viel Lebensmittel, als sie entbehren konnten. Fünfzehn von ihnen mußten sechs Kronen für den Kopf zur Auslösung geben. Am 23 kam die Pinnasse zurük, und die Leute derselben erzählten, wie übel ihnen die Schwarzen mitgespielt hätten, und daß sie sich auf keine Weise mit ihnen in Handel einlassen wollten.

Am 24 besezte Towrson sein Boot und seine Pinnasse mit starker Mannschaft, und gieng damit nach Schamma, und brannte daselbst die

Stadt ab, weil sich der Befehlshaber dieses Orts den Portugiesen unterworfen hatte. Unter der geringen Beute, welche die Schiffsleute machten, wurde ein Koffer eines Portugiesen gefunden, in welchem Gewichte, und einige von seinen Kleidern lagen, wie auch ein Brief, der von dem Kastell geschrieben war, aus dem man abnehmen konnte, daß er sich schon lange Zeit da aufgehalten hatte.

Am 25 Nachmittags stachen sie in die See, um die Rükreise nach England anzutreten. Am 30 befanden sie sich wieder am Lande, und zwar, ihrer Rechnung nach, achtzehn Meilen von Schamma. Als sie aber an das Land hinan kamen, so wurden sie gewahr, daß sie 18 Meilen von eben diesem Orte wider den Wind abgekommen wären. Dieses rührte von einem Strome her, welcher mit grosser Gewalt gegen Osten treibt. Sie traten hierauf ihre Reise von neuem an, und richteten sich, so gut sie konnten, nach dem Winde, um die Linie zu erreichen.

Am 7 Julius erblikten sie die Insel St. Thomas, und waren Willens die Rhede derselben zu suchen, um daselbst vor Anker zu bleiben. Weil sie aber gleich den folgenden Morgen guten Wind bekamen, so liefen sie wieder aus. Am 9 darauf war der Wind veränderlich. Sie wendeten sich, und wurden von neuem an eben diese Insel verschlagen, indem sie die Rhede zu finden trachteten, und sie wurden durch den Strom nahe an das Ufer getrie-

ben. Sie konnten aber keinen Ankergrund finden. Der **Mignon** ward also genöthiget, seine Pinnasse, und die übrigen Schiffe ihre Boote in die See auszubringen, um sich durch dieselben von der Insel wegbogsiren (ziehen) zu lassen, welches ihnen aber nicht von Statten gehen wollte. Endlich trieb sie der Wind von der Insel weg, und drei Meilen in die See hinein.

Am 10 begaben sich der **Christoph** und der **Tiger** wieder in die See. Die Equipage des **Mignon's** glaubte, sie wollten einige Schiffe in der Rhede aufsuchen, und war nicht geneigt, ihnen zu folgen, aus Furcht, wieder an das Land getrieben, und eben der Gefahr ausgesezt zu werden, die sie in vorhergehender Nacht ausgestanden hatte. Jene aber feuerten eine Kanone ab, und stekten zwei Lichter aus, worauf mit Ausstekkung der Lichter geantwortet wurde. Die in der See glaubten, daß die Andern ihnen nachfolgten, und sezten deswegen ihren Lauf fort. Weil sie aber den andern Morgen niemand sahen, und gewahr wurden, daß man sie vorsäzlich im Stiche ließ, so beschlossen sie ihren Reisegefährten nicht weiter nachzugehen. Am 11 änderten sie dessen ohngeachtet ihre Meinung, und wendeten sich wieder nach der Insel, um ihre Reisegefährten aufzusuchen, welche sie auch daselbst trafen. Am 13 wurden sie aufs neue an die St. **Thomas**-Insel verschlagen, und die folgende Nacht befanden sie sich gerade unter der Linie.

Die St. Thomas-Insel ist sehr hoch. Auf der Westseite hat sie einen hohen Felsen, der aber ganz schmal und jähe ist, und die Gestalt eines Kirchthurmes hat. Er liegt gerade unter der Linie. Eine Meile von dem Südende dieser Insel gegen Westen ist ein kleines Inselchen *).

Am dritten August giengen unsre Britten endlich mit günstigem Winde unter Segel, und waren am 12 darauf schon auf der Höhe des grünen Vorgebirgs.

Am 22 kamen sie an eine von den Inseln des grünen Vorgebirgs, welche **del Sale** oder **Salzinsel** heißt. Weil ihnen ein Schotte, den sie unter den Franzosen bekommen hatten, berichtete, daß daselbst frischer Proviant zu haben wäre, so warfen sie Anker, und schikten am folgenden Tage in der Frühe ein Beischiff an das Ufer; sie fanden aber weder Häuser noch Einwohner, ausser vieren, die sich ihnen aber nicht nähern wollten. Von zahmem Viehe sahen sie auch nichts als Ziegen, die zwar in grosser Anzahl, aber so wild waren, daß sich nicht mehr als drei oder vier fangen liessen. Dagegen fanden sie Ersaz an einer Menge guter Fische, an denen sie sich erholten, und an den zahlreichen Seevögeln, die sie auf einer klei-

*) Diese und die übrigen afrikanischen Inseln werden in einem der folgenden Abschnitte dieses Werks ausführlicher beschrieben.

nen naheliegenden Insel fanden. In der Nacht zerriß der Kabeltau an dem Christoph wodurch derselbe einen Anker verlor. Weil er also nicht länger hier liegen bleiben konnte, so giengen sie sämtlich unter Segel. Auf eben dieser Insel verloren sie auch ihren Schotten, ohne zu wissen, wie. Es blieb ihnen keine andere Vermuthung übrig, als die, daß die Einwohner ihn schlafend gefunden, und weggeführet haben. Gegen Abend gieng Towrson selbst an das Ufer, um ihn zu suchen, er konnte aber nichts von ihm erfahren.

Am 24 kam der Schiffer von dem Tiger, und stellte den Leuten auf dem Mignon vor, daß seine Leute so schwach, und sein Schiff so lek wären, daß er sich nicht getraute, es länger überm Wasser zu erhalten. Er bat sie daher, wieder an die Insel zurük zu kehren, um daselbst die Waaren heraus zu nehmen, und das Schiff dann den Wellen Preis zu geben. Man machte ihm aber Gegenvorstellungen, und vermochte ihn endlich dazu, daß er sich entschloß, noch einige Zeit sich zu gedulden, und unterdessen einen französischen Zimmermann zu sich zu nehmen, der den Lek ausfindig machte, durch welchen das Wasser eindränge. An eben diesem Tage musterten sie die Leute, und fanden, daß auf drei Schiffen nicht mehr als dreissig Gesunde waren.

Am 25 fanden sie die Insel St. Nikolas, und am folgenden die von St. Lucia, Vincent

und **Anton**. Diese viere liegen gegen einander Nordwest gen West, und Südost gen Ost.

Am 26 kamen sie wieder an die **St. Antonsinsel**, weil sie das Vorgebirge nicht passiren konnten. An eben dem Tage kam der Schiffer auf dem **Christoph, Philipp Jones** an Bord des **Mignon's**, und berichtete, daß die auf dem **Tiger** sich nicht länger in dem Schiffe erhalten könnten, weil es sehr lek wäre, und überdieses der Schiffer sich sehr schwach befände. Er hatte sich daher mit dem Schiffer und der Schiffsgesellschaft verglichen, daß sie den folgenden Tag, wenn sie bei der Insel vorbei passiren könnten an die windfreie Seite derselben laufen, und die Waaren umpakken sollten. Wofern sie aber nicht vorbei kommen könnten, so sollten sie es zwischen dieser Insel und der Insel **St. Vincent** thun.

Am 3 September gieng **Towrson** mit den Schiffern und den Kaufleuten an Bord des **Tigers**. Das Schiff war sehr lek, und es waren nicht mehr, als sechs Mann darauf, die arbeiten konnten. Einer unter diesen war der Oberkonstabler. Sie beschlossen also, die Mannschaft, und so viel als sie von den Waaren retten könnten, einzunehmen, das Schiff aber den Wellen Preis zu geben. Tags darauf griffen sie die Arbeit an, und nachdem sie die Kanonen, Waaren, Lebensmittel, und das Geld herausgenommen hatten, so verliessen sie das

Schiff am 8ten, in der Breite von fünf und zwanzig Graden.

Am 27 bekamen sie zwei von den azorischen Inseln zu Gesichte, nämlich die Insel St. Maria und St. Michael. Unterdessen waren die Leute auf dem **Christoph** so krank geworden, daß sie den **Mignon** baten, bei dem **Kap Finisterre** an Land zu gehen; denn sie konnten es nicht länger auf der See ausdauern. Weil auch die Equipage des **Mignon's** sehr krank war, so entschlossen sie sich gern, zu **Vigo** (in Spanien) einzulaufen, welcher Haven von den Engländern oft besucht wird.

Am 10 lief der **Christoph** gegen das Vorgebirge. Der **Mignon** hatte aber gleich einen guten Wind, nach England zu gehen, und sezte mit diesem seinen Lauf fort. Er fürchtete, den Kapern in die Hände zu fallen, die gewöhnlich in dieser Gegend umherkreuzen. Auch wußte er nicht, in was für Vernehmen England und Spanien mit einander stånden; und wußte, daß man, wenn sie auch gleich in Frieden wåren, doch wenig Vertrauen auf die Freundschaft der Spanier sezzen dürfe. In Ansehung ihrer gethanen Reise hatten sie auch Ursache, zu befürchten, daß der König von Portugal, wenn er erführe, wo sie gewesen wåren, schon Mittel finden würde, ihnen durch die Regierung von Spanien Verdrüßlichkeiten zuzuziehen. Sie glaubten ferner, wenn sie einmal in einen Haven einliefen,

daß sie nicht eher würden abfahren können, als bis sie mehr Leute aus England erhielten, welches nicht anders, als mit vielen Kosten, und grossem Zeitverluste geschehen könnte, anderer Unbequemlichkeiten zu geschweigen. Alle diese Gründe bewogen sie, auf ihrem Laufe nach England zu verharren, nachdem sie zuvor dem **Christoph** ein Zeichen durch zwei Kanonenschüsse gegeben hatten. Dieser folgte ihnen nach, als er ihre Kanonenschüsse vernahm, und stekte auch zu diesem Ende ein Licht aus; sie bekamen aber den folgenden Tag einander nicht wieder zu Gesichte, weil es am Morgen neblicht war. Sie schlossen daher, daß ihr Reisegefährte entweder seinen Weg nach Spanien genommen, oder auch in der Nacht mehr Segel als sie aufgespannt, und ihnen dadurch vorgekommen seyn müßte.

Als sie von dem **Christoph** getrennt wurden, so befanden sie sich noch hundert und zwanzig englische (wahrscheinlich See=) Meilen von England, und fünf und vierzig Nordwest gen West vom **Kap Finisterre**. Sie hatten dazumal nicht mehr, als sechs gesunde Bootsleute, und eben so viel Kaufleute im Schiffe, welches eine sehr geringe Anzahl war, wenn sie mit einem solchen Schiffe einen fremden Haven hätten suchen wollen.

Am 16 entstand früh um sechs Uhr ein grosser Sturm aus Westsüdwest; und weil nun die Mannschaft vor Schwachheit nicht gehörig mit den Segeln

umgehen konnte, so verloren sie ihr Schönfahr=, ihr Fokke= und ihr Bogsprietsegel. Sie waren also genöthiget, bis auf den 18ten ohne Segel zu fahren. Weil sie aber schon weit in den Kanal hineingekommen waren, so flikten sie ein altes Fokkesegel zusammen, befestigten es an die Stange, und segelten mit demselben an der Küste von England hin. Es dauerte aber kaum zwei Stunden, da es durch einen Stoß von der Segelstange weggeweht ward. Sie mußten also wieder ohne Segel fahren, bis zum nächsten Morgen. Sie hatten indessen ein altes Stük Segeltuch an die Vorderstange gebunden, womit sie endlich die Insel **Wight** erreichten, wo sie den 20 Oktober Nachmittags anlangten.

Towrson theilt uns hier noch folgende Bemerkung über den damaligen Guineahandel mit, welche nicht unwichtig ist.

Die Waaren, welche am meisten zu Guinea zwischen **Sierra Leona**, und dem äussersten Ende der Küste **del Mina** gesucht werden, sind folgende: kupferne, oder auch bleierne Armbänder; Bekken von allerhand Arten, besonders von Blech; Krüge von grobem Zinn, in die eine Viertelkanne, oder etwas mehr geht, Stükke Eisen; Korallen, und anderes schlechtes Schmukmerk; blaue Korallen; einige Kazzenwedel. Vor allen andern Leinenzeug; Bekken aus Flandern; rothes Zeug von

schlechtem Preise, oder auch anderes grobes Zeug, als Keers; Kessel, die in Holland gemacht werden, mit ehernen Handhaben; grosse eherne Bekken mit allerhand Zierraten, so, wie sie in Flandern auf die Schenktische gesezt werden; grosse Bekken von Zinn, und Spůlkannen mit Zierraten; zinnerne Waschkannen; grosse Messer von schlechtem Werthe; kleine flandrische Kåstchen; andere Kisten und Schreinwerk; grosse Steknadeln; grobe französische Dekken; Pakpapier in grosser Menge; Degen, Dolche, Måntel, Rőkke, Hůte, rothe Můzzen, spanische Degen, Håmmer, kleine Stůkken Eisen, kleine Glokken, Handschuhe, lederne Beutel, und allerhand andere geringe Sachen, was man nur will.

Hiemit schliessen sich Towrson's guineische Reisen. Von seinen und seiner Reisegefåhrten weiteren Schiksalen finden wir nichts aufgezeichnet.

VI.

VI.

William Rutter's Reise nach Guinea*).

Im Jahre 1562.

Im Jahre 1561 wollte eine Gesellschaft von Kaufleuten zu London wieder ein Schiff nach Guinea schikken, dessen Befehlshaber besonders den Auftrag erhielt, die Küsten genau zu beobachten, Karten davon aufzunehmen, und auf der Goldküste ein Fort anzulegen.

Das Kommando und dieser Auftrag wurde dem Hauptmann **Johannes Lok** (dessen erstere Reise nach Guinea oben ihre Stelle fand) angeboten; aber er schlug es aus; besonders auch darum, weil die Portugiesen Miene machten, die Britten mit Gewalt von der guineischen Küste abzuhalten.

Darauf wurde im Jahr 1562 eine andere Unternehmung dahin veranstaltet. Die Theilhaber waren Sir **Willhelm Gerrard**, Sir **Willhelm Chester**, und die Herren **Thomas Lodge**, An=

*) Rutter machte als Faktor diese Reise mit. Ein anderer Faktor Namens Robert Baker, am Bord des Mignon, beschrieb diese Reise nachher in Versen.

ton Hikmann, und Eduard Castelin. Die Schiffe waren der Mignon und die Schlüsselblume. Die Namen der Befehlshaber sind unbekannt. Die Schiffe giengen am 25 Februar 1562 von Dartmouth ab. Am 20 März langten sie bei dem grünen Vorgebirge an, wo sie sich nicht aufhielten, sondern längs der Küste bis zu dem ersten Haven, wo sie hingehen sollten, nach Rio de Sestos segelten. Sie liefen daselbst am 8ten April früh ein. Sie fanden hier ein französisches Schiff, welches, so bald es sie gewahr ward, die Segel aufzog, und in die See stach. Unterdessen kamen sie in der Rhede vor Anker. Als das französische Schiff an den Flaggen erkannte, daß sie Engländer wären, segelte es bei dem Ufer vorbei und begrüßte sie mit seinem Geschüz. Rutter, und die andere Kaufleute von beiden Schiffen giengen bald darauf an das Ufer des Flusses, um Handel zu treiben. Sie erfuhren daselbst von den Schwarzen, daß das französische Schiff schon drei Tage vor ihnen allhier gelegen, und gehandelt hätte. Es ward also beschlossen, nicht zuzugeben, daß es seine Pinnasse von neuem herschikken, und Handel treiben sollte, wofern sich die Franzosen nicht erstlich mit dem Hauptmann und den Kaufleuten deswegen verglichen hätten. Am Nachmittag kam die Pinnasse in den Fluß. Die Britten riefen sogleich den Leuten derselben zu, daß sie nicht eher kommen sollten, als bis sie mit dem Hauptmann geredet hätten; sie sollten zu diesem

Ende auf den Abend an Bord des Admirals kommen. Zur bestimmten Zeit begaben sich **Burton** und **Johann Munt** an Bord des **Mignons**, wo sich auch die Franzosen einfanden. Sie mußten hierauf einen Vergleich eingehen, sich auf acht Tage von der Küste zu entfernen, und die Engländer allein handeln zu lassen; womit sie sehr übel zufrieden waren.

Das französische Schiff segelte also den nächsten Morgen ab, und fuhr ostwärts längs der Küste gegen **Rio de Potos**. Die Kaufleute beider Schiffe beschlossen, weil sich keine Schiffe weiter sehen liessen, die Schlüsselblume voraus zu schikken, damit ihnen die Franzosen nicht den beßten Vortheil der Handlung wegnehmen möchten. Sie kamen also den Franzosen zuvor, als dieselben an der Westseite von **Potos** handelten, und langten am 12 April daselbst an. Sie trieben daselbst ihre Handlung bis auf den 15ten, an welchem Tage sie nach dem Flusse St. **Andreas** abfuhren, und am 17ten daselbst ankamen. Hier erwarteten sie abgeredter Massen den **Mignon**, und fanden ihn auch am nämlichen Tage.

Am Palmenkap begegnete dem Mignon ein grosses portugiesisches Schiff mit einer Karavelle, die nach Mina gieng; diese Schiffe verfolgten ihn, und gaben Feuer auf ihn, so wie die Engländer auf sie; doch beide ohne sich Schaden zu thun. Sie eilten darauf nach dem Kap **de tres Puntas**,

in der Absicht, das portugiesische Schiff und die Karavelle, wo möglich, von dem Kastell abzuschneiden. Sie blieben eine Nacht und zwei Tage ohne Segel bei dem Vorgebirge liegen. Als sie nunmehr glaubten, daß die Feinde vorbei wären, so fuhr der Mignon an das Ufer, und schikte seine Kaufleute nach Anta (Hanta). Am nächsten Morgen, als den 21 April früh, erblikten sie von neuem das Schiff und die Karavelle in einer ziemlichen Entfernung vom Lande. Den Augenblik giengen sie unter Segel, und fuhren gerade auf sie los, in der Hoffnung, sie noch von dem Kastell abzuschneiden. Dieses Vorhaben aber schlug ihnen zu ihrer nicht geringen Betrübniß fehl. Sobald sich dann der Feind unter dem Schuzze des Kastell befand, so machte er ein gewaltiges Feuer auf die Engländer, und diese wieder auf ihn, wiewohl mit schlechter Wirkung.

Nachmittags kamen sie vor die Stadt des Don Juan, die von andern Equi genannt wird, und giengen am 22ten frühe ans Ufer, um mit den Einwohnern zu handeln. Die Negern aber wollten sich ohne Vorwissen des Don Louis in nichts einlassen; denn Don Juan war kurz vorher gestorben. Am 23 kamen Antonio, der Sohn des Don Louis, und Pacheko bei ihnen an, in der Absicht, ihre Waaren zu besehen. Als sie im Begriffe waren, dieses zu thun, ruderten zwei Galeeren aus dem Kastell auf sie los, um ihnen

die Handlung zu verwehren. Deswegen giengen die Engländer am 24sten unter Segel, und jagten die Galeeren in das Kastell zurük. Dies gefiel den Negern. Sie ersuchten die Engländer nach **Maure**, drei Meilen weiter hinunter, zu fahren, und versprachen ihnen, dahin nachzukommen; denn hier wären sie vor den Portugiesen nicht sicher. Sie warteten daselbst auf die Kaufleute der Schwarzen, die Gold mit sich bringen sollten. Des **Don Louis** Sohn und **Pacheko** aber blieben am Borde des **Mignons**.

Am 25sten früh rükten die zwei Galeeren von dem Kastell wieder an. Die Luft war sehr stille. Sie gaben Feuer, und trafen die Schlüsselblume dreimal. Kurz hernach, als der Wind vom Ufer wehte, sahen sie das vorige portugiesische Schiff mit der Karavelle auf sie loskommen. Sie spannten die Segel aus, und näherten sich denselben, so viel als möglich war. Weil es aber finster wurde ehe sie völlig herankamen, so verloren sie dieselben in der Nacht wieder aus den Augen.

Am 27 fuhren die Engländer an das Ufer, und beschlossen in der Nacht, nach **Kormantin** zu gehen. Am nächsten Morgen aber hatten sie gar keinen Wind, und erblikten das grosse Schiff und die beiden Galeeren bei sich in der Nähe, und die Karavelle hart am Ufer. Zu gleicher Zeit ruderten die beiden Galeeren auf das Hintertheil des **Mignons**, und fochten mit demselben fast den

ganzen Vormittag über. Unter währendem Gefechte fieng ein Faß Pulver in der Proviantmeisters Kammer Feuer, und beschädigte den Oberkonstabler, den Proviantmeister, nebst den meisten Kanonieren. Als die Galeeren dieses sahen, thaten sie einen desto heftigern Angriff, und schossen mit einer Kanonenkugel den Fokemast mitten von einander, so daß er völlig ausser Stand war, ein Segel zu tragen. Das grosse Schiff schikte zu eben der Zeit, da dieses geschah, sein Boot zu den Galeeren, welche uns darauf plözlich verliessen. Sobbald sie fort waren, stiegen die von der Schlüsselblume an Bord des Mignons, um sich zu berathschlagen, was ferner vorzunehmen seie. Die Leute auf demselben waren ganz trostlos. Endlich beschlossen sie wieder nach Rio de Sestos zurük zu gehen, weil sie wohl sahen, daß die Negern mit ihnen weder handeln wollten, noch durften, so lange die Galeeren auf der Küste wären.

Am 14 Mai in der Frühe sahen sie Land. Sie schikten ihre Boote aus, um Kundschaft einzuziehen, was es für ein Ort wäre, und erfuhren, daß es Rio de Barbas war, der von St. Andre gegen Osten liegt. Sie hielten sich daselbst bis zum 21 auf, und nahmen frisches Wasser ein. An dem Tage vor der Abreise, verlor die Schlüsselblume fünf von ihren Leuten, indem die schwarze Pinnasse umgeworfen ward. Am 22 giengen sie nach Rio de Sestos unter Segel, wo sie am

2ten Junius anlangten, aber schon am 4ten desselben Monats segelten sie von da wieder ab, und eilten nach Hause *).

Am 6 August kamen sie bei dem Vorgebirge **Start**, auf der Westseite von England an. Die Schiffsleute befanden sich sehr schwach und krank. Ausser ein und zwanzig Todten, waren viele gefährlich verwundet. Kurz, es waren nicht über zwanzig Mann mehr vorhanden, die gesund und fähig zur Arbeit waren. Einer von den Kaufleuten, **Burton**, der sechs Wochen krank gelegen war, befand sich dazumal so schwach, daß man an seinem Aufkommen zweifelte. Sie brachten von dieser Reise 166 Elefantenzähne, die zusammen 1758 Pfund wogen, und zwei Faß guineischen Pfeffer nach Hause.

*) Baker erklärt uns, in seiner poetischen Beschreibung dieser Reise, das Räthsel dieser schnellen Abfahrt. Nämlich über einige durch die Negern gestolenen Waaren geriethen die Britten, welche ans Land gegangen waren, um das Geraubte zu reklamiren, mit diesen in Streit; es kam zu einem blutigen Scharmützel in den Booten, wobei die Engländer den Kürzern zogen, und weichen mußten. (Allg. Hist. d. R. I. B. S. 310. u. ff.)

VII.

Robert Baker's zweite Reise nach Guinea.*)

Im Jahre 1563.

Die Urheber dieser Reise, auf deren Rechnung sie unternommen wurde, waren Sir Willhelm Gerrard, Sir Willhelm Chester, Sir Thomas Lodge, und die Herren Benjamin Goston, Willhelm Winter, Lionel Dukel, Anton Hikmann und Eduard Castelin. Es wurden zwei Schiffe dazu bestimmt, Johann der Täufer, auf diesem war Lorenz Rondel, Schiffer, und der Merlin stund unter Robert Revels Führung. Die Faktore Robert Baker, unser Verfasser, Justinian Goodwine, Jakob Gleidel, und Georg Gage. Diese Männer giengen im Dezember 1563 unter Segel.

Baker hatte nach dem unglüklichen Zufalle, der ihm in dem vorigen Jahre begegnet war **),

*) Von dem Verfasser, wie seine erste Reise, auch in Versen beschrieben.

**) Nämlich er ist auch bei dem gefährlichen Scharmüzzel mit den Negern gewesen, dessen am Ende der vorhergehenden Reise gedacht wurde.

ein Gelübde gethan, nicht wieder in dieses Land zu kommen. Er vergaß aber nach seiner Rükkunft in England das Gelübde bald wieder, und nachdem er von seinen Wunden wieder hergestellt war, auch die ausgestandenen Schmerzen. Gerne ließ er sich bereden diese Reise wieder als Faktor mit zu machen. Als sie zwei Tage und eine Nacht unter Segel gewesen waren, entdekte die Wache auf dem Mastkorbe ein oder zwei Segel. Sie hielten es für gut, gerade auf das größte zuzusegeln. **Baker**, rief nach dem Gebrauche der Schiffleute dem Schiffe zu, von welcher Nazion es wäre? Es antwortete, aus Frankreich. Die Engländer fuhren sogleich auf es zu, und jene kamen ihnen ohne Furcht entgegen. **Baker** beorderte sogleich bewaffnete Mannschaft gegen den grossen Fokemast, und ließ das Hintertheil mit Pulver bestreuen, um den Feind, wenn er auf dieser Seite entern wollte, in die Luft zu sprengen. Das Gefecht fieng jezt unter dem Schalle der Trompeten an, und sie schossen Drat- und Kettenkugeln aus ihrem metallenen Geschüz. Die Franzosen schwangen von der grossen Raa ihre Degen, und riefen den Engländern zu, an Bord zu kommen.

Die Engländer nahmen die Aufforderung willig an, und gaben aus ihrem grossen und kleinen Gewehre Feuer. Sie schossen auch Pfeile in das Schiff, und suchten in gleicher Zeit durch feurige Pfeile, und andere brennende Dinge ihre Segel

in Brand zu stekken. Baker ließ, um seine Leute desto mehr aufzumuntern, starken Wein unter sie austheilen, und machte ihnen hernach den Vorschlag, an Bord des feindlichen Schiffes zu steigen. Sie thaten es mit ihren Leimtöpfen, indem sie sein Nezwerk durch Steine zerrissen; da indessen die Leute von oben die feindlichen Topps (Mastspizzen) enterten, und diejenigen, die sie vertheidigten, niedermezzelten. Dann hieben sie die Raaen ab, und brachten die Segelstange auf den Bord. Diejenigen, die an der Seite in das Schiff gekommen, hielten sich mit ihrem Degen so tapfer, daß endlich der Ueberrest von den Franzosen unter das Verdek fliehen, und sich ergeben mußte. Da sie auf solche Art das Schiff erobert hatten, so segelten sie nach Groine *) in Spanien, und verkauften daselbst die Ladung.

Sie sezten hierauf ihre Reise nach Guinea fort.

Bei ihrer Ankunft auf dieser Küste gieng Baker einst um Mittag mit acht andern in einem Boote, der Handlung wegen, an das Land. Er hoffte seine Geschäfte so einzurichten, daß er noch vor Anbruch der Nacht zurükkehren könnte. Wie er schon dem Ufer ganz nahe war, entstand plözlich ein sehr heftiger Wind, welcher die Schiffe vom Anker los riß, und sie in die weite See hinaustrieb. Unterdessen hielten sich die in dem Boo=

*) Soll dies nicht Corunna in Gallizien seyn?

te, um ihrer Sicherheit willen, beständig an dem Ufer, und suchten einen bequemen Plaz, wo sie einlaufen könnten. Da sie aber keinen fanden, so waren sie genöthiget, die ganze Nacht über unter dem freien Himmel, am Ufer zu bleiben, und sich dem Regen, Winde und Donner, der noch immer fortdaurte, auszusezzen. Am Tag darauf kamen die Schiff zurük, und glaubten, das Boot würde hinter ihnen geblieben seyn; die im Boote aber ruderten vorwärts an der Küste, in der Meinung, daß die Schiffe vor ihnen seyn müßten, und sahen sich in der See nach ihnen um. Es war aber an diesem Morgen der Nebel so dicht, daß keines das andere erkennen konnte. So kreuzten sie zwei oder drei Tage lang auf der See herum, und die auf dem Schiffe glaubten, daß das Boot von dem Sturme müßte verschlagen worden seyn, und begaben sich in möglichster Eile auf die Rükreise nach England.

Baker und seine unglüklichen Mitgenossen hatten schon drei Tage nichts gegessen, und nachdem sie einige Waaren gegen Wurzeln und andere Lebensmittel, die sie bekommen konnten, vertauscht hatten, begaben sie sich wieder in die See, um die Schiffe aufzusuchen. Auf diese Art fuhren sie zwölf Tage nacheinander längs dem Ufer hin. Sie sahen daselbst nichts anders, als Wälder und Wüsteneien voll wilder Thiere, die sich oft sehen liessen, und des Morgens kamen grosse Herden da-

von an die See gelaufen, wo sie sich niederlegten, oder im Sande spielten, oder sich auch manchmal zur Abkühlung in das Wasser untertauchten. Zu einer andern Zeit würde sich dies mit Vergnügen haben sehen lassen, wie künstlich der Elefant seinen Rüssel mit Wasser anfüllte, und dann die andern Thiere damit besprüzte. Ausser Hirschen, Ebern und Antilopen, bemerkte **Baker** noch verschiedene seltsame Geschöpfe, die ihm sonst noch nie vor die Augen gekommen waren.

Bisweilen sahen sie ein oder zwei Menschen an dem Ufer, welche, sobald sie das Boot erblikten, mit ihren Kähnen herbei kamen. Sie warfen jezt Anker, und boten den Schwarzen ihre Waaren gegen Fische, frisches Wasser, und andere nach ihrer Art zubereitete Lebensmittel an. Man brachte ihnen grosse Wurzeln und Beeren, die auf den Palmbäumen wachsen *). Dies sind Eßwaren, welche die Schwarzen am meisten lieben. Die Schwarzen gaben ihnen auch von ihrem Weine, der von einem gewissen Baume rinnt, und so weiß wie Milch ist. Manchmal brachten sie ihnen auch wilden Honig in Kuchen. Mit dergleichen Dingen, die sie bekamen, stillten sie ihren Hunger. Nichts aber konnte ihnen ihre Gesundheit wieder geben, die sie durch Kummer, grosse Beschwerlichkeiten, und Mangel an Ruhe verloren hatten. Ihre Trau=

*) Palmnüsse.

rigkeit, wenn sie an ihre Lage dachten, war äusserst groß!

Da sie nun die Schiffe so lange vergebens aufgesucht hatten, so entschlossen sie sich diese Bemühung aufzugeben, in der Meinung, sie möchten untergegangen, oder wieder nach England zurük gekehrt seyn. Sie wußten nun nicht, wozu sie sich entschliessen sollten, denn in einem Boote wie dieses, und bei dem Mangel aller Nothwendigkeiten, war es die größte Unmöglichkeit, nach Hause zu reisen. Auf der andern Seite waren sie in einem Lande, wo die Sitten und die Lebensart der Einwohner der ihrigen ganz entgegengesezt war. Es war also auch hier kein Trost für sie. Durch Zufall erfuhren sie, daß sie bei der Malaghetta- oder Pfefferküste vorbei waren, und sich in der Gegend von Mina befänden. Es kamen daselbst Schwarze, die portugiesisch sprachen, mit Wagschalen und Gewichte zu ihnen ins Boot, und erboten sich, mit ihnen zu handeln, indem sie nach ihren Schiffen fragten. Damit die Schwarzen ihnen besser begegnen sollten, antworteten sie ihnen, es wären zwei Schiffe in der See, welche sich in einigen Tagen bei ihnen einfinden würden.

Diese Frage vermehrte aber ihre Betrübniß, und sie überdachten jezt, wie sie sich ihr Unglük am beßten erleichtern könnten. So konnten sie es unmöglich lange ausstehen, wenn sie sich auch entschlossen hätten, in dem Boote zu bleiben, und

die Hizze bei Tage zu ertragen, welche sie durch den beständigen Schweiß allmählig abzehrte. In der Nacht hingegen waren sie den häufigen Tornados oder Wirbelwinden ausgesezt, die mit Blizzen, Donner und Regen verbunden, ihnen alle Ruhe raubten. Sie brachten oft drei Tage zu, ohne einen Bissen zu essen, und da sie wirklich schon zwanzig Tage nach einander herumgefahren waren, und in dem engen Boote nicht herum gehen konnten, so mußten sie endlich befürchten, daß ihre Füsse aus Mangel an Mozion unbrauchbar werden würden. Die Gelenke waren ihnen vom Skorbut schon geschwollen, so daß sie kaum noch stehen konnten.

Baker sprach ihnen also zu, es wäre bei solchen Umständen nicht länger möglich, in dem Boote zu bleiben, sie müßten sich also zu etwas Gewissem entschliessen, und einen von diesen dreien möglichen Wegen ergreifen. Der erste wäre das Kastell **Mina** zu erreichen, welches nicht weit davon wäre, und sich den Händen der Portugiesen zu übergeben, welche Kristen seien, wofern sie anders ihnen aus dieser Ursache mehr trauen, oder von ihnen mehr Menschenliebe erwarten dürften. Das Schlimmste das ihnen begegnen könnte, wäre, auf diesem Wege von ihrem Elende erlöst zu werden. Er sezte hinzu, die Portugiesen würden vermuthlich um ihres eigenen Nuzzens willen Mitleiden mit ihnen haben, wenn sie neun junge Leute zu se-

hen bekämen, die fähig seien, auf ihren Galeeren zu dienen. Wenn sie gleich wohl Zeit ihres Lebens Sklaven seyn sollten, so würden sie doch genug zu essen bekommen, um im Stande zu seyn, das Ruder zu führen; da sie hingegen hier rudern, und doch dabei Hunger leiden müßten.

Der andere Weg wäre, sich der Gütigkeit der Schwarzen zu überlassen. Doch in dieses Mittel konnten sie nach Bakers Meinung kein Vertrauen sezzen. Denn er könnte nicht einsehen, sezte er hinzu, welche Freundschaft sie von einem so viehischen Volke zu hoffen hätten, dessen Lebensart ärger als der Sklavenstand wäre. Sie könnten vielleicht Kannibalen seyn, und auf diesen Fall müßten sie sichs leicht gefallen lassen, ohne Barmherzigkeit geschlachtet und gefressen zu werden. Wenigstens wären ihre Sitten den europäischen so sehr entgegen, daß sie sich unmöglich mit ihnen würden vertragen können. Es wäre ferner nicht zu glauben, daß sie, wie die Schwarzen, von Wurzeln und Kräutern würden leben können, und eben dieselbe Nahrung mit diesen wilden Thieren geniessen, da sie doch an Fleischspeisen gewöhnt wären. Er fuhr fort, sie seien gewöhnt Kleider zu tragen, und viel zu schamhaft, als daß sie diejenigen Theile des Körpers dem Gesichte blos stellen sollten, welche sie von Kindheit an bedekt trugen. Doch sagte er ferner, daß wenn sie auch ihre Schamhaftigkeit in diesem Punkt überwinden könnten, so würden doch

ihre Körper, aus Mangel an ordentlicher Bedekkung von den Sonnenstralen gemartert und ausgezehrt, und die Lebensgeister von der Hizze erschöpft werden.

Der lezte Weg, den sie zu ergreifen hätten, sei im Boote zu bleiben, und elendiglich zu sterben. Weil sie aber selbst Willens zu seyn schienen, eher ihr Glük am Lande zu suchen, als in dem engen Boote Tag und Nacht dem Ungestümm des Wetters, und dem Hunger ausgesezt zu bleiben, so gab Herr **Baker** am Ende seiner Rede folgendes Gutachten von sich: in Ansehung der andern beiden Wege, könnten sie ein grösseres Vertrauen in die Portugiesen sezzen, die getauft wären, als in die viehischen Schwarzen.

Als **Baker** seine Rede geendigt hatte, antworteten die andern: sie wollten sich lieber der Barmherzigkeit der Portugiesen überlassen. Sie spannten das Segel auf, und nahmen ohne Verzug ihren Weg nach dem Kastell, das nicht über zwanzig Meilen entfernt war. Sie gaben sich den ganzen Tag über nicht ein bischen Ruhe, bis sie endlich in der Nacht ein Licht am Ufer erblikten. Der Bootsmann schloß daraus, daß es ein Handelsplatz seyn müßte, und fragte, ob sie nicht Anker werfen, und den nächsten Morgen versuchen wollten, einige von ihren Waaren gegen Speisen zu vertauschen. Dieses ward beschlossen, und als sie am Morgen näher an das Ufer giengen, wurden

den sie an der Stelle, wo sie zuvor das Licht gesehen hatten, ein Wachhaus auf einem Felsen gewahr, und daneben stand ein grosser, schwarzer, hölzerner Galgen. Bei diesem Anblik wurden sie zweifelhaft, was es für ein Ort seyn müßte, und als sie sich weiter umsahen, erbliksten sie ein Kastell, welches sie noch mehr in Verwirrung sezte. Ihre Zweifel aber wurden völlig gehoben, als sie einen oder zwei Portugiesen kommen sahen, deren einer eine weisse Fahne in der Hand hatte, und die ihnen winkten, an das Land zu kommen.

Ob es nun gleich eben die Portngiesen waren, die sie aufsuchten, so entfiel ihnen doch bei ihrem Anblik der Muth, und sie wendeten das Boot, um wieder vom Lande abzufahren. Als die auf dem Kastell dieses sahen, so feuerte unmittelbar darauf ein Schwarzer eine Muskete ab, und traf damit eine Segelstange im Boote. Wenn sie eines oder ein paar gute Schiffe bei sich gehabt hätten, so würden sie sich aus ihren Kugeln nicht viel gemacht haben. So aber waren sie zur Gegenwehr gänzlich unfähig. Sie schikten sich in die Noth, und ruderten, so geschwind sie konnten, wieder ans Land, um sich ihnen zu ergeben, und ihr Urtheil zu erwarten. Dieses, glaubten sie, würde denen auf dem Kastelle gefallen. Allein zu ihrer grössern Verwunderung feuerten die Portugiesen immer mehr auf sie, je näher sie an das Ufer kamen. Die Kugeln fielen sehr häufig auf das Boot. Dessenohnge-

achtet fuhren sie immer fort, bis sie endlich so nahe bei den Wällen des Kastells waren, daß sie sich vor den Kugeln ausser Gefahr sahen. Sie wollten nun landen; allein es fielen Steinregen von den Wällen des Kastells auf sie herunter, und kurz hernach sahen sie die Schwarzen mit Schilden und Bogen gegen das Ufer kommen. Ihr Angriff war sehr heftig, und wenn sie sich länger verweilten, so hatten sie von den Steinen, die in das Boot fielen, eben so viel zu befürchten, als von den Pfeilen, die ihnen bei den Ohren vorbei fuhren, und Einige verwundeten. Sie wandten sich also ganz verzweifelnd, ohne ihr künftiges Schiksal zu bedenken, von dem Ufer wieder in die See, und viere von ihnen mußten rudern. Doch hatten sie keine Lust, die Küste zu verlassen, ohne den Einwohnern ihre Höflichkeit einigermassen zu vergelten. Sie fiengen demnach an, ihre Bogen und ihr Feuergewehr zu gebrauchen. Sie thaten dieses zuerst gegen die Schwarzen, von denen einige auf der Stelle zu Boden fielen. Darauf wendeten sie sich gegen die Portugiesen, die in langen weissen Hemden oder Rökken auf den Wällen des Forts standen, welche durch die englischen Pfeile bald mit Blute gefärbt wurden. Auf solche Art blieben sie eine gute Weile in der See stehen, und wehrten sich in guter Ruhe. Sie achteten auch die Drohungen des Feindes nicht, weil sie sahen, daß keine Galeeren da waren, die man hätte nach ihnen ausschikken können. Als sie sich an der Unfreundlichkeit der Einwohner genug

geråcht hatten, ruderten sie fort, und ob sie gleich ein neues Ungewitter von den Kugeln aus dem Kastell zu besorgen hatten, so wagten sie es doch getrost, und entkamen, wie gemeiniglich Leute, die keine Gefahr fürchten, ohne allen Schaden.

Als sie die offene See wieder erreicht hatten, sahen sie drei Negern, die ihnen nachruderten, und sie auf sehr gut portugiesisch fragten, was sie für Landsleute wåren. Sie antworteten, Engländer. Sie håtten Waaren mitgebracht, um mit ihnen zu handeln, wenn man ihnen nicht so übel begegnet wåre. Die Schwarzen fragten hierauf nach ihrem Schiffe. Sie antworten, sie håtten zwei wohl ausgerüstete Schiffe in der See, welche bald ihren Weg långs der Küste nehmen würden, um den Goldhandel zu treiben, und welche nur auf ihre Rükkunft warteten. Darauf bezeugten die Schwarzen, daß ihnen das Geschehene leid wåre, und baten sie den Tag über bei ihnen zu bleiben. Sie wollten sie mit allem, was sie nöthig håtten, versorgen. Die Engländer sezten aber kein Vertrauen in ihre Worte, und erkundigten sich bloß, was das für ein Ort wåre. Sie bekamen zur Antwort, das portugiesische Kastell, an der westlichen Spizze des Kap's de tres Puntas (Dreispizzenkap). Hierauf spannten sie, ohne weiter ein Wort zu sagen, die Segel auf, und giengen in die See, um liebreichere Menschen aufzusuchen.

Sie hatten nun die Gütigkeit der Portugiesen

hinlänglich erfahren, und beschlossen ihre Hilfe nicht wieder bei ihnen zu suchen, sondern ihr Glük bei den Schwarzen zu versuchen. Sie segelten zu dem Ende 30 Meilen weiter zurük, und warfen Anker. Die Einwohner kamen gleich darauf an das Boot, und die Engländer gaben einem jeden einige Geschenke, um sie dadurch zu gewinnen. Die Ankunft solcher freigebigen Leute brachte des Königs Sohn an Bord. Sobald er kam, gab ihm Baker ihr Unglük sehr beweglich zu verstehen. Er stellte sich sehr wehmüthig, und gab durch Zeichen zu erkennen, daß sie verunglükt, von ihren Schiffen getrennt, und fast vor Hunger gestorben wären. Er bot ihm alle Güter an, die sie in dem Boote hatten, wenn er sie in seinen Schuz nehmen, und ihnen in einer so grossen Noth beistehen wollte.

Der Anführer der Schwarzen ward durch die Thränen bewegt, die allen häufig über die Bakken flossen, weigerte sich ihre Geschenke anzunehmen, und befahl ihnen, getrost zu seyn. Er gieng darauf an das Ufer, um seines Vaters Willen zu vernehmen, und kam bald hernach wieder, und hieß sie an das Land steigen. Dieses war ihnen ein erfreuliches Wort. Sie betrachteten ihren Wohlthäter als ein Glük, das ihnen der Himmel vorbehalten hätte. Kaum hatten sie es gehört, als sie die Ruder ergriffen, um ganz nahe an das Land zu kommen, wo ihnen auf 500 Schwarze

entgegen kamen. Indem sie ganz nahe am Ufer waren, lief die See so hoch an, daß das Boot umschlug. Sie wurden aber alle, durch die guten Negern, die sogleich in die See sprangen, gerettet. Sie erhielten auch das Boot, und alles was darin befindlich war. Einige schwammen nach den Rudern, andere tauchten nach den gesunkenen Sachen unter. Hernach zogen sie das Boot an das Land, und überbrachten das kleinste Stük, was den Engländern gehörte, ohne daß sie etwas, aus Furcht vor ihrem Prinzen, anzurühren wagten, der ein herzhafter, und mit allen Vollkommenheiten begabter Mann war.

Das andere Liebeswerk, das sie an ihnen thaten, war, daß sie ihnen sogleich Eßwaren brachten, so, wie sie bei ihnen gebräuchlich sind. Sie assen mit sehr gutem Appetite davon, weil sie, wie man sich leicht einbilden kann, ganz ausgehungert waren. Unterdessen stellten sich die Schwarzen um sie herum, und sahen sie mit grossem Erstaunen an, so wie das gemeine Volk die ausländischen Geschöpfe betrachtet. Ungeachtet dieses Scheins von Menschenliebe, waren die Engländer in nicht geringer Furcht, wenn sie bedachten, daß sie völlig in der Gewalt dieser Schwarzen wären, deren jeder mit seinem Spiese bewaffnet zu ihnen kam. Sie blieben die Nacht über auf der Erde liegen, doch schlossen sie nicht eine Minute die Augen zu, aus Furcht, ermordet zu werden. Es

ward ihnen aber kein Leid zugefügt, und sie hatten zwei Tage lang gut zu essen.

Als aber die Schwarzen sahen, daß nicht gleich, wie sie sichs vermuthet hatten, Schiffe ankamen, die ihre Landsleute mit sich nehmen, und aus Dankbarkeit für ihre Bewirthung, eine Menge von Waaren unter sie austheilen wollten, wurden sie ihrer neuen Gäste bald überdrüssig. Sie verminderten ihre Freigebigkeit täglich, und liessen sie endlich für sich selbst sorgen. Sie waren in dieser Noth gezwungen, in den Wäldern herum zu streifen, Früchte und Wurzeln zu suchen, welche sie aus Mangel an Werkzeugen, mit den Händen aus der Erde gruben. Der Hunger hatte ihnen die Zärtlichkeit des Gaums gänzlich abgewöhnt. Sie machten jezt keinen Unterschied mehr unter den Speisen. Eine jede eßbare Sache war für sie ein Lekkerbissen. Die Noth machte ihnen auch bald die Gewohnheit, nakkend zu gehen, erträglich. Ihre Kleider waren von dem Schweisse verfault, und fielen ihnen nach und nach von dem Rükken, so daß endlich ein Jeder kaum noch einen Lappen übrig behielt, seine Scham zu bedekken. Sie mußten nicht allein für Speise, sondern auch für Holz und Werkzeuge zur Zubereitung derselben sorgen. Sie brannten sich einen Topf von Thon an der Sonne, in welchem sie ihre Wurzeln kochten. Die Beeren rösteten sie, und mit diesen Speisen wechselten sie alle Abende ab. In der Nacht schliefen sie auf der

blossen Erde, und machten ein grosses Feuer um sich herum, um die wilden Thiere abzuhalten. Sie wurden also dadurch zu ganz andern Leuten umgeschaffen. Durch diese Veränderung der Lebensart, nebst der Hizze und ungesunden Himmelsgegend, verfielen sie allmählich in Krankheiten, und aus Mangel dienlicher Nahrung, starben sie so geschwind nach einander weg, daß ihre Gesellschaft die aus neunen bestand, bis auf drei schmolz. Da diese Unglüklichen schon alle Hofnung zur Befreiung aufgegeben hatten, kam ein französisches Schiff an die Küste, welches sie einnahm, und mit sich nach Frankreich führte. Weil dieses dazumal mit England im Kriege war, so wurden sie als Gefangene zurükbehalten, und da verfertigte **Baker** seine poetische Erzählung.

VIII.

David Carlet's, brittischen Schiffhauptmanns Reise nach Guinea.

Im Jahre 1564.

Wir schliessen diesen Abschnitt der ersten Reisen der Engländer mit dem ganz kurzen Tagebuch dieser Reise, von welcher wir keine ausführliche Nachricht mehr besizzen.

Die Schiffe, die zu dieser Reise gebraucht wurden, waren: der **Mignon**, eines von der Königinn Schiffen, auf welchem **David Carlet** Hauptmann war, **Johann der Täufer** von London, und der **Merlin**, der dem Herrn Gonson gehörte.

Die vornehmsten Theilhaber waren, **Sir Willhelm Gerard**, **Sir Willhelm Chester**, **Sir Thomas Lodge**, **Anton Hikmann** und **Eduard Castelin**. Diese kamen alle am 11ten Julius

1564 bei **Sir Willhelm Gerard** zusammen, um sich wegen der vorhabenden Reise zu berathschlagen. Bei dieser Zusammenkunft faßten sie folgende Entschliessungen: 1) Franz Aschbie sollte nach Deptford zn dem Herrn **Gonson** gesendet werden, wegen seiner Briefe an **Peter Pet**, um den **Mignon** auf Kosten der Königinn auszurüsten. Ferner sollte er sich mit Gelde nach Gillingham begeben, um daselbst die Ausgaben der Theilhaber richtig zu machen. 2) Ein Jeder von den fünf Eigenthümern sollte sich zu der Ausrüstung und Anschaffung der Lebensmittel 29 Pfund, zehn Schillinge, und sechs Stüber auf jedes hundert, von den Konsorten voraus bezahlen lassen. 3) Sollte ein jeder von den fünf Eigenthümern, auf der Stelle 50 Pfund zu gleicher Absicht niederlegen. 4) Wenn Herr **Gonson** es zufrieden wäre, daß der **Merlin von Bristol** nach **Hampton** gebracht würde, so sollte man sich erst einen eigenhändigen Brief von ihm geben lassen, ehe etwas weiteres veranstaltet würde.

Hakluyt, welcher den vorstehenden Vergleich aufbehalten, hat allen möglichen Fleiß angewandt, ein Tagebuch von einem, der sich mit auf der Reise befunden, zu bekommen. Er hat aber seinen Wunsch nicht erfüllen können. Indessen hat er, in Ermanglung vollständiger Nachrichten, einen Auszug aus **Hawkins** (der nachher

in den Adelstand erhoben worden) anderer Reise nach Westindien verfertiget, welche von dem Erfolg der gegenwärtigen nach Guinea, ein kleines Licht giebt. Wir wollen die hieher gehörige Stelle kurz mittheilen.

Johann Hawkins gieng mit dem Schiffe Jesus aus Lübek, und drei andern Schiffen, am 28 Oktober 1564 von Plymouth unter Segel. Er entfernte sich an eben diesem Tage auf zehn Meilen von dem Haven, und traf den **Mignon**, auf welchem **David Carlet** Hauptmann war, nebst seinen Reisegefährten, **Johann dem Täufer**, an. Nachdem sie einander, dem Gebrauche nach, aus ihren Stükken begrüßt hatten, suchte der **Mignon** den **Merlin**, der weit zurük geblieben war, und trennte sich vom **Johann dem Täufer**, um dem Schiffe Jesus Gesellschaft zu leisten. Sie wurden aber durch einen Sturm von einander getrennt, welcher am 17 November entstand. Am 25ten lief Hawkins zu Ferrol in Gallizien ein; und am nämlichen Tage langte der Mignon ebenfalls daselbst an. Das Schiffsvolk auf demselben war wegen des Unglüks, das dem Merlin zugestoßen war sehr traurig. Denn zwei Tage, nachdem er ihn wieder angetroffen hatte, entzündete sich das Pulver, durch Nachläßigkeit des Konstablers, und sprengte das ganze Hintertheil des Schiffs, nebst drei Mann, die sich in demselben befanden, in

die Luft. In eben dem Augenblik sank das Schiff, und alles Volk würde ertrunken seyn, wenn nicht gleich zu gutem Glük die Brigantine bei der Hand gewesen wäre, in die sie sich hineinwarfen. Viele von dem Volke waren durch die Entzündung des Pulvers gefährlich verwundet. Am 3ten des folgenden Monats giengen beide Schiffe wieder in Gesellschaft unter Segel. Am 6ten Dezember bekamen sie Teneriffa zu Gesichte. Der Mignon war drei bis vier Meilen vor dem Schiffe Jesus voraus und landete an dieser Insel, und fuhr auch wieder in Gesellschaft des Herrn Hawkins ab. Dieser richtete seinen Lauf nach dem grünen Vorgebirge und Sierraleona, und wandte sich hernach gegen Westindien, und kam in die Stadt Burboroato, an der Küste von Terra Firma. Daselbst vernahm er den übeln Ausgang dieser guineischen Reise. Denn es langte am 29 April 1565 ein französisches Schiff, **der grüne Drache**, in der Rhede an, dessen Hauptmann **Bontemps** ihm berichtete, daß er den Mignon an der Küste von Guinea angetroffen hätte. Sie wären beiderseits von den portugiesischen Galeeren zurükgetrieben worden. Bei der ersten Landung des Mignons, wäre der Hauptmann Carlet, nebst einem Kaufmann und zwölf Bootsleuten, von den Schwarzen an die Portugiesen verrathen, und zu Gefangenen gemacht worden. Die Schiffe hätten aus Mangel an frischem Wasser, und durch ande-

re Zufälle, so viel Leute verloren, daß die übriggebliebene Mannschaft sie schwerlich würde nach Hause bringen können.

Anhang.

Neuester Bericht
von
dem gegenwärtigen Zustande
der französischen Besizzungen
in Senegambien,
und von ihrem Handel.

Aus dem Französischen.

Herr Johann Adrian Queslin, Deputirter des Departement's am Kanal (de la Manche) hat im Namen des Kommitte der Kolonien, in der lezten Hälfte des Jahrs 1792 der zweiten französischen National-Versammlung einen Bericht über die gegenwärtige Lage der französischen Besizzungen, und des französischen Handels auf der Westküste von Afrika abgestattet, und zugleich Vorschläge zur künftigen Einrichtung derselben gegeben *).

Dieser Bericht ist auf Befehl der National-Versammlung gedrukt worden. Er verdient in jeder Rüksicht die Aufmerksamkeit der Geographen; doch ist er nicht in den Buchhandel gekommen; das Exemplar, das ich davon besizze, verdanke ich der Gütigkeit eines Freundes zu Paris. Ich habe an einem andern Orte **) eine gedrängte Uebersezzung davon geliefert.

---

*) Der Titel ist: Rapport et Projet de Decret, présentés an nom du comité colonial, sur l'organisation des établissemens français aux Côtes d'Afrique, par M. Jean-Adrien Queslin, Député du Département de la Manche.

**) Im dritten Bändchen meiner Biblothek der Länder- und Völkerkunde. S. 145. u. ff.

Hieher gehört, als Nachtrag, blos dasjenige aus diesem merkwürdigen Aufsazze, was die französischen Niederlassungen und Handlung in Senegambien betrifft. Da ich es nicht mehr zu dem zweiten Abschnitte der ersten Abtheilung dieses Werks benuzzen konnte, so gebe ich es hier als Anhang, wie es die beabsichtigte Vollständigkeit erfordert. Doch habe ich dieses Hiehergehörige nach meiner Art geordnet und erläutert.

Ich glaube nicht, daß irgend Jemand dafür halten werde, dieser Auszug stehe hier am unrechten Orte; im Gegentheil hoffe ich für die Einrükkung desselben Dank zu verdienen.

Das, was in dem erwähnten Berichte die französischen Besizzungen in Guinea betrifft, wird am gehörigen Orte zwekmässig benuzt werden.

I.

Kurze Uebersicht

des gegenwärtigen Zustandes der französischen Besizzungen in Senegambien.

Auf der Küste, zwischen dem weissen Vorgebirge und Senegal, waren ehmals zwei Handelspläzze — **Arguin** und **Portendik** — des Gummihandels wegen errichtet; ohnerachtet diese Etablissements schon lange verlassen sind, so müssen sie doch unter den Pläzzen, welche zu den französischen Niederlassungen in Senegambien gehören, genannt werden.

Arguin war seit dem 15 Jahrhunderte in den Händen der Portugiesen, und nachher kam es an die Holländer; endlich wurde es der französischen Kompagnie, laut eines Vergleichs zu Haag am 13 Februar 1727 überlassen. Dieses Komptoir, welches nur dreizehn (franz.) Meilen von dem weissen Vorgebirge liegt, trieb vormals einen beträchtlichen Handel mit dem Gummi, welcher an dem rechten Ufer des nahen St. Johannis-Flusses sehr häufig wächst.

Die Kompagnie ließ in dem genanntem Jahre 1727 die Vestungswerke dieses Ortes niederreissen,

und zog die Mohren mit ihrem Gummihandel von diesem Theile der Küste an einen Ort, genannt die **Eskale der Wüste**, der nicht weit von der Insel St. Louis am Senegal entfernt ist.

Portendik lag ungefähr 50 Meilen nordwärts vom Senegal, und war den 29 Julius 1717 von der senegalischen Kompagnie den Mohren abgehandelt worden, und diese Abtretung wurde durch einen neuen Vergleich den 6 März 1723 von **Ali-Schauder** und **Boraly**, den Oberhäuptern des Mohrenstammes, welchem der Ort gehörte, bestätigt. Es ward anfänglich ein Fort daselbst erbaut, welches aber auch, wie zu **Arguin** im Jahre 1727 zerstört wurde, und man zog ebenfalls den Handel nach der **Eskale der Wüste**.

Die Insel **St. Louis** (in der Mündung des Senegal) ist und wird immer der Hauptort dieser Niederlassungen bleiben; sie liegt in dem Flusse Senegals, zwischen dem weissen und dem grünen Vorgebirge, unter dem 16 Grade N. B.

Sie hat ohngefähr eine halbe Meile Oberfläche, erstrekt sich von Norden gegen Süden, und bildet eine Art von Sandbank, welche sich längs der schmalen Küste hinstrekt, die den Fluß von dem Meere scheidet.

Der Boden ist eben, nur wenig höher als der Fluß, und durchaus dürre; weder Bäume, Gras, noch Pflanzen wachsen darauf; bloß in der Re-

genzeit ist es mit ausserordentlicher Mühe möglich, einiges Gemüse da zu ziehen.

Das Klima ist sehr ungesund, doch weniger nachtheilig in der **niedrigen Jahrszeit**, die im November anfängt, und sich im Mai endiget; man nennt diese Jahrszeit deßwegen die niedrige, weil das Wasser des Flusses da niedrig ist. In dieser ganzen Zeit sind die Krankheiten sehr häufig. In dem übrigen Theile des Jahres, der wegen der Ueberschwemmungen die **hohe Jahrszeit** genannt wird, beschränken sich die Krankheiten dieses Landes gewöhnlich auf zwei, die Ruhr und bösartige Fieber.

Die gedachte Insel hat beinahe die Hälfte des Jahrs durchaus Mangel an süssem Wasser, denn es gibt da weder Brunnen noch Quellen; man nimmt seine Zuflucht zu Gruben, die man in den Sand macht, wo man ein Salzwasser findet, das man mit einem kanarischen Stein filtrirt, um es trinkbar zu machen.

Ohnerachtet dieser vielfältigen Unannehmlichkeiten, hat doch der hier aufgeschlagene Hauptsitz, die gute Lage des Handels, und der Regierung eine zahlreiche Menge Bewohner dahin gezogen, welche sich zwei Dörfer bei dem Fort angebaut haben. Der größte Theil ihrer Einwohner bekennt sich zu der katholischen Religion, aber mit einem sonderbaren Gemische von Mahometismus und Abgötterei.

Viele gehen noch nach der Messe zum Salam, oder in die Betstunde ihrer Landsleute, und rufen mit gleicher Inbrunst Christum und Muhammed an. Ihre Sitten sind einfach; sie haben keine Kenntnisse von Künsten und Wissenschaften, aber in ihrem zwölften Jahre haben sie schon einen richtigen Begriff von der Geschichte ihres Landes, so wie auch von den bürgerlichen und politischen Vortheilen der Gesellschaft, in welcher sie leben.

Sie haben kein geschriebenes Gesezbuch; aber einem jeden sind von Kindheit an die herkommlichen Gebräuche bekannt, welche auf der Insel herrschen, und welche das Band der Gesellschaft bilden. Ein öffentlicher Beamter, unter dem Namen eines Maire *), richtet und entscheidet alle Streitigkeiten nach jenen Gebräuchen.

Sie haben keine Kriminal-Gesezze nöthig; denn man hat nie in dieser Gegend, die wir wild nennen, das Blut eines Einwohners fliessen sehen, und

*) Der Bürger, der seit langer Zeit diese Stelle versieht, heißt Karl Kormer; er ist sowol von den Weissen als Schwarzen gleich geschäzt; er hat eine in diesem Lande seltene Erziehung genossen; er besizt ungemein viel Artigkeit nnd Rechtschaffenheit. So zeugen einstimmig alle, die sich auf dieser Insel aufgehalten haben. Es gibt also Länder, wo die Farbe des Nezhäutchens keinen Einfluß auf die Hochachtung hat! Denn Karl Kormer ist ein Neger! Anm. des Originals.

das Auge des Philosophen, das in Europa, wo man mit Menschenliebe prahlt, so oft durch Gräuel- und Mordthaten beleidigt wird, kann ohne Furcht in den ausgebrannten Sandwüsten am Senegal sich wieder erholen.

Er wird da ein sanftes, menschliches, gastfreies Volk finden, das von Ehrfurcht für seine Götter, für seine Oberen, für seine Aeltern glüht; er wird da ein Volk sehen, das sich mit nichts beschäftigt, als mit der Ernährung seiner Familie, und zu dem Ende die europäischen Schiffe mit ihren Waaren von Haven zu Haven auf dem Flusse hinführt.

Der Insel St. Louis gegenüber, liegt die Insel Sor, welche fruchtbar, und zum Tabak- Baumwollen-, und sogar zum Weizenbau tauglich seyn soll; sie ist unbewohnt *). Die Einwohner der Senegal-Insel benuzzen sie zur Viehweide; aber sie gehört ihnen nicht ganz eigen; der König Brak, Beherrscher eines Theils des benachbarten Ufers, hat Ansprüche auf die Hälfte derselben.

Das Ufer des Flusses an der Küste des vesten Landes von der Barre, bis auf eine gewisse Entfernung von der Insel St. Louis, gehöret dem König Damel, oder Fürsten, die ihm zinsbar sind; dieser Negermonarch behauptet, daß alle Schiffsladungen, die an die Küste gehen, ihm zugehören,

*) Adanson, welcher diese Insel mehrmals besuchte, versicherte, sie sei bewohnt. (S. im VI. B. meiner Geschichte der Reisen, S. 171. u. ff.)

und er will sie nicht eher herausgeben, als bis sie losgekauft werden. Sein Geiz ist an diesen Bedrükkungen Schuld, denn er will den Alleinhandel haben, und ergreift daher Maaßregeln, die den Rechten der Menschheit so sehr zuwider sind. —

Man hat die Insel **St. Louis** darum zum vornehmsten Etablissement in dieser Gegend gemacht, weil sie sehr leicht vertheidigt werden kann, und so vortheilhaft an der Mündung des Flusses liegt. Diese Mündung ist durch eine **Barre** (Wellenbruch, heftige Brandung) verschlossen, welche so stark ist, daß sie es jedem grossen Schiffe unmöglich macht, in die Mündung einzulaufen; sogar kleinen Schiffen ist sie gefährlich. Eine einzige Schanze auf dem vesten Lande gegen die Barre gerichtet kann den Eingang in den Fluß gegen die stärkste Macht vertheidigen; daher ist alles, was innerhalb ist, ganz sicher. Die Küste, welche den Fluß von dem Meere trennt, ist auch wegen der immerwährenden Wellenbewegung, und der kleinen Felsen, die sich einer Landung widersezzen, schwer zu ersteigen. Auch kann man mit leichter Mühe diese Küste, entweder aus dem Fort, oder mittelst einer Schanze, die auf dem vortheilhaftesten Plaz errichtet würde, vertheidigen.

Alle diese Vortheile sind indessen mit vielen Beschwerlichkeiten verknüpft; denn das Meer geht bei dem Eingange in die Barre immer sehr hoch, und diese ist gewöhnlich 8 oder 10 Fuß tief. Star-

ke Brandungen von Nordnordost her kommen oft noch dazu, und beunruhigen die Schiffe gar sehr, ohnerachtet der Ankergrund gut ist. Die kleinen zum Umladen bestimmten Schiffe sind oft in Gefahr, an den Schiffen, denen sie sich nähern müssen, zerschmettert zu werden, und es geht oft sehr viele Zeit verloren, ehe sie in den Fluß kommen, und die Schwierigkeit des Ausladens verursacht bisweilen grossen Verlust.

Sechzig (französische, oder vierzig deutsche) Meilen weiter den Fluß hinaufwärts liegt eine sehr grosse Insel, **Morfil**- oder **Elfeininsel** genannt, auf deren Spizze die französische Kompagnie im Jahre 1743 ein Fort, welches den Namen **Podor** führt, hat erbauen lassen. Auf dieser ausserordentlich fruchtbaren Insel gibt es eine Menge Honig, und sehr viele Thiere, auch wächst daselbst Baumwolle und Indigo wild.

Die Absicht der Kompagnie bei Erbauung des Forts **Podor**, war, die Verproviantirung der Bewohner der Senegalinsel besser zu versichern, und die Gemeinschaft mit den oberen Gegenden des Flusses zu begünstigen. Das Land gehört einem von den drei Königen, die den Titel **Brak** führen. Er steht unter dem Schuzze der Mohren, welche hier die Oberhand haben. Das Komptoir bezahlt ihm auch einen Tribut.

Den Fluß weiter hinauf, ohngefähr 140 oder 150 (franz. oder 80 bis 90 deutsche) Meilen ist

ein anderes Etablissement, das die französische Kompagnie in dem Lande Galam errichtet hat. Das Land von dem Fort Podor bis zum Fort Galam macht die zwei Königreiche — — *) aus, zwischen welchen sich eine unabhängige Nazion findet, die — — **) genannt; dieses Land ist sehr fruchtbar, und wegen der Güte des Tabaks berühmt, der, wenn er gut behandelt wird, den beßten, wie man sagt, amerikanischen und europäischen übertrift.

Die Franzosen hatten in Galam an einem Ufer der Flusses das Fort St. Joseph erbauet; im Jahre 1755 rüsteten sie sich, es wegen der ungesunden Luft, und wegen der Verwüstungen, die das Austreten des Flusses verursachte, zu verlassen, und ihre Absicht war, es nach Sugalu zu verlegen, welches ein Dorf an der Mündung des Flusses Faleme ***) ist, der sich 8 (franz.) Meilen weiter unten in den Senegal ergießt. Dies würde ohne Zweifel der schiklichste Ort gewesen seyn. Man fährt mit Schiffen, die ein Verdek haben,

*) Hier ist eine Lükke in dem Original. Nach den beßten Karten und Nachrichten liegt nur das Land der Fulier zwischen Podor und Galam.

**) Wieder eine Lükke. Was für ein Volk hier gemeint ist, errathe ich nicht.

***) Im Originale steht irrig Semele. Ueberhaupt sind die eigenen Namen daselbst falsch angegeben.

hinauf; das Erdreich ist sehr fruchtbar, und es giebt eine grosse Menge Honig daselbst.

Die beiden Komptoirs zu **Podor** und zu **Galam**, hatten zum Zwek, Erleichterung und Erweiterung des Handels. Denn erstlich hatten sie den Vortheil, Wachs, Elfenbein nnd Ochsenhäute, leicht zu bekommen, zweitens konnten sie Nuzzen aus den Goldminen zu **Natakon** und **Relimani** *) ziehen, die nur 40 bis 50 (franz. oder 25 bis 30 deutsche) Meilen davon liegen. Das Land wird von zwei Negernazionen den **Sarakolets**, nnd den **Rassonen** bewohnt, welche schon seit langer Zeit Krieg mit einander führen, und welche gegenseitig ihre Kaufleute plündern oder brandschazzen.

Die Insel **Goree**, deren sich die Engländer bei der Eroberung des Senegals bemächtigt, ist wieder nebst dem Senegal an Frankreich zurükgegeben worden.

Diese Insel liegt an der Spizze des grünen Vorgebirges, ohngefähr 30 Meilen südwärts von der Mündung des Senegals; sie ist 270 Toisen lang, und 132 breit, und ist von 1763 bis 1779 der einzige Ort gewesen, den wir an der Küste von Afrika besassen.

Obgleich der Handel von **Goree** sehr eng begränzt ist, so ist diese Insel doch für Fränkreich von

*) Im Lande Bambuk.

grossem Werthe. Sie hat eine sichere Rhede und ist als Proviant-Magazin sehr wichtig. Sie ist auf der ganzen Küste der einzige Ort, wo man am beßten Vorrathshäuser für die Schiffe anlegen könnte.

Die Schiffe, die auf Unternehmungen ausgiengen, würden daselbst Maste, Takelwerk, Schiffsgeräthe finden; sie würden sich mit wenigen Kosten mit frischen Speisen versehen können; sie könnten an dem vesten Lande Wasser und Holz einnehmen; mit einem Worte dieser unfruchtbare Felsen ist für die Schiffe des Staats und für die Fahrzeuge der Kaufleute von dem größten Vortheile.

Die Bewohner dieser Insel sind ziemlich zahlreich, und nähren sich von der Handleistung beim Handel.

Unter der Niederlassung zu Goree stehen die (bis auf das lezte) alle auf vestem Lande gelegenen französischen Komptoire von **Rufisko, Portudal, Joal, Albreda** und **Bissao.**

Die drei erstern liegen am Rand der Küste, und erleichtern den Einkauf der nöthigen Lebensmittel, für die Bewohner von Goree, und für die Verproviantirung unserer Schiffe.

Das vierte liegt nahe an der Mündung des Gambia-Flusses; es ist in dem Friedensschlusse von 1783. den Franzosen geblieben, welche sich daher die Erlaubniß ausbedingten, bei dem engli-

schen Plazze Jilfrey Wasser zu holen. Die Engländer besizzen die übrigen Plåzze an dem Flusse. In diesem und dem Komptoir zu Bissao handeln die Franzosen Elfenbein, Wachs, Håute und Goldstaub ein.

II.

Ueber den Handel

der Franzosen in Senegambien und über die Aussichten zur Verbesserung und Erweiterung derselben *).

Der Gummihandel allein, den wir (die Franzosen — so spricht Herr Queslin) in Senegambien besizzen, ist schon von der größten Wichtigkeit, wenn er gut verwaltet und von der Regierung beschüzt und aufgemuntert wird. Der Gummi, diese schleimige Substanz, ist den Manufakturen wesentlich nüzlich, hauptsächlich denjenigen, in welchen wollene und seidene Zeuge, Taffete, und Bänder

*) Die erste Nazionalversammlung hat durch ein Dekret vom 18 Januar 1791 die französisch-afrikanische privilegirte Handels-Kompagnie aufgehoben, und den Handel nach Senegambien allen Franzosen frei gegegeben. Der Sklavenhandel ist auch abgeschafft worden.

gemacht werden; die Ausländer sind gezwungen, ihn von uns zu ziehen.

Der Handel damit ist sehr vortheilhaft für uns; denn wir erhalten diesen Artikel um einen sehr geringen Preiß, und wir verkaufen ihn sehr theuer; zugleich sezzen wir dadurch eine Menge in Frankreich fabrizirter Waaren ab, deren Verkauf die Manufakturen in einen blühenden Zustand sezt, den Geldumlauf vermehrt, und den Ueberfluß unterhält.

Die Engländer, die man in allem was den Handel betrift, zum Muster nehmen kann, sezten einen hohen Werth auf den Besiz des Senegals, und so lange sie Meister davon waren, unterliessen sie nichts, diese so wichtige Kolonie in einen blühenden Stand zu sezzen. Als sie durch den Friedensschluß genöthigt wurden, diese Besizzung wieder an Frankreich abzutreten, so waren sie sorgfältig darauf bedacht, sich das Recht vorzubehalten, zu Arguin und Portendik Gummi einzuhandeln. Sie kannten die Nachlässigkeit der Agenten unsrer alten Regierung, und da sie immer bereit waren, aus unsern Fehlern Nuzzen zu ziehen, so schmiedeten sie das Projekt, die Mohren zu gewöhnen, ihre Waaren nicht mehr nach der Eskale der Wüste zu bringen, sondern dieselben ihnen an die beiden Plázze, die sie sich vorbehalten hatten, zuzuführen. Es ist nun unsre Sache, die Wirkung dieser List

zu verhindern; dies kann aber nicht anders, als durch die vorsichtigsten Maaßregeln geschehen. Man muß den Mohren die gebräuchlichen Abgaben und Geschenke sorgfältig entrichten; man muß bei dem Waarentausch ehrlich mit ihnen zu Werke gehen, sich in den Tauschwaaren nach ihren Bedürfnissen richten, mit den Häuptern der Völker an den Ufern des Flusses in guter Einigkeit leben, die immer zwischen benachbarten Nazionen Statt finden sollte. Man muß endlich in den Flüssen oder an den afrikanischen Küsten oft Kriegsschiffe erscheinen lassen. Die anderen Nazionen, die in diesen Gegenden Besizzungen haben, sind sehr darauf bedacht, sich dieses Mittels zu bedienen. Aber unsre Kapitaine müssen nicht so schnell diese Gegenden vorbei segeln, wie es in den Jahren 1787 *) und 1788 **) geschehen ist. Es wäre

*) Damals wollte die Regierung die bissagotischen Inseln, und die benachbarten Küsten untersuchen lassen; sie schikte eine Fregatte zu dem Ende dahin ab, welche wieder zurükkam, ohne das geringste geleistet zu haben. A. d. O.

**) Zu dieser Zeit wurde eine Karavelle in diese Gegenden geschikt, die mit vollen Segeln bei den Inseln vorbei fuhr, ohne zu landen, und ohne mit Jemanden zu sprechen; ohnerachtet es portugiesische Schiffe sahe, und der König von Kasnabak den Befehlshaber einlud, ihn zu besuchen. A. d. O.

nöthig, daß ein Schiff unterhalten würde, das beständig daselbst kreuzte; die Regierung aber müßte ein wachsames Auge über dessen Verrichtungen haben.

Der Handel mit Elfenbein, Wachs und rohen Häuten, ist auch ein Gegenstand von der größten Wichtigkeit, der nicht weniger dazu beiträgt, unsre Manufakturen blühen zu machen. Aber ein Gegenstand, der besonders die Aufmerksamkeit der französischen Regierung fesseln sollte, sind die Goldminen, welche sich in dem Innern von Afrika befinden.

Gleich bei der ersten Besiznehmung des Senegals hatte man sich geschmeichelt, sie zu entdekken. Aber entweder fand die privilegirte Handelsgesellschaft zu grosse Hindernisse bei ihren Nachforschungen, oder sie ist aus andern Ursachen davon zurükgetreten; genug erst im Jahr 1730 *) schien es der französischen Kompagnie Ernst zu seyn, sich mit diesem Gegenstande zu beschäftigen. Damals

---

*) Dies ist wol ein Irrthum, denn schon im Anfang dieses Jahrhunderts bemühte sich Brue der französische Generaldirektor, am Senegal das goldreiche Bambuk zu finden, und schon im Jahr 1716 reiste Compagnon dahin. (Man sehe meine Gesch. der merkw. Reisen, III. B. auch im VI. B. Die Zusäzze.)

wurde sie durch verschiedene Nachrichten, die sie von ihren Beamten bekommen hatten, von den reichhaltigen Minen in **Bambuk**, **Bondu** und **Galam** unterrichtet, sie schikte einen Künstler, sie zu untersuchen, dahin, der bei seiner Rükkunft in Frankreich die genugthuendsten Aufklärungen darüber gab. Derselbe wurde neuerdings mit dem Karakter eines Kommandanten, und mit einer Vollmacht nach Galam abgeschikt, die er gegen die Eingebohrnen des Landes mißbrauchte; er wurde darauf in dem Fort St. Joseph mit aller seiner Mannschaft umgebracht; und die Kompagnie, die der verlornen Kosten wegen von neuen Unternehmungen zurükgeschrökt wurde, stand von ihrem Vorhaben ab.

Im Jahr 1741, als der Generaldirektor von Senegal, Herr **David**, nach Frankreich kam, brachte er einige Stükke Erde aus dem Lande mit, um die Kompagnie zu überzeugen, wie unrecht sie thäte, daß sie ihr erstes Vorhaben auf die Minen zu Galam nicht fortgesezt hatte.

Nachdem man diese Erde hatte waschen und untersuchen lassen, beschlossen die Direkteurs, noch ein zweitesmal einen Versuch zu Entdekung der Gold-Bergwerke zu wagen.

David bekam selbst den Auftrag, dieselben aufzusuchen, und ihre Bearbeitung vorzubereiten. Er

errich-

errichtete wirklich in dieser Absicht einige Komptoirs, und nachdem er sich völlig von den Reichthümern der Minen überzeugt hatte, kehrte er an den Hauptort zurük, um von da aus den Plan, den er sich gemacht hatte, auszuführen *).

Es kam aber im J. 1744 der Krieg dazwischen; Hr. David mußte nach Ile de France; und Hr. v. Brue trat in die Stelle eines Generaldirektors von Senegal; dieses und andere Umstände nöthigten die Kompagnie, das Vorhaben mit den Minen bis nach dem Frieden zu verschieben. Inzwischen wurde nicht alles eingestellt; die von dem Herrn David errichteten Komptoirs an den Gränzen von Bambuk und Bondu wurden immerfort unterhalten. Hr. Aussenac, Kommandant des Forts St. Joseph in Galam, begab sich im J. 1756 nach Kelimani und Natakon, wo man neue Minen entdekt hatte. Er untersuchte die Reichhaltigkeit und Ergiebigkeit derselben, und schikte den Direktoren der Kompagnie zu Paris Stufen, die sehr reichhaltig von reinem Golde befunden wurden. Aussenac bemerkte in einem seiner Berichte, daß je tiefer man in die Erde grübe, desto besser die Minen würden; und er versicherte, daß nach den Versuchen, die er gemacht, indem er einige hatte schmelzen lassen, sie

*) De la Roque erzählt diese Unternehmung ganz anders; er war dabei. (Man sehe seine Reise im III. B. dieses Werks.)

nach Abzug aller Kosten 40 bis 50 Prozent reinen Gewinns gaben. Die Kompagnie, die nun mehr als jemals von der Einträglichkeit dieser Minen überzeugt war, machte ernstliche Anstalten, um dieses Unternehmen zu beschleunigen, als die Wegnehmung des Senegals im J. 1758 alle ihre Hoffnungen vereitelte. Man weiß nicht, ob die Engländer während des Besizzes dieses Landes sich mit diesem wichtigen Geschäfte abgegeben haben; man hat blos erfahren, daß sie im Jahr 1759 einen Künstler dahin abgeschikt haben, der zu Galam gestorben ist.

Bambuk und **Bondu** sind die Negerländer, wo man die reichsten Minen antrift; es sind Freistaaten, die von Negern bewohnt werden, die man **Mandingoer** nennt; sie werden von unabhängigen Oberhäuptern regiert, unter welchen der von **Bondu** am meisten gefürchtet und geehrt wird. Die zwei vornehmsten Goldbergwerke sind zu **Natakon** und **Kelimani**, die in der Gegend eines Flusses liegen, welcher den Namen Sannon oder Goldfluß führt, und nahe bei dem Dorfe **Tambaura** entspringt; er fällt 12 bis 15 französische Meilen von dem Fort **St. Joseph** in den Faleme. Der Weg zu Lande dahin ist sehr beschwerlich, wegen der hohen Berge und der dikken Wälder, womit diese Gegenden bedekt sind. Die Negern, welche dieses Land bewohnen, sind sehr faul, fühllos und ohne den geringsten Ehrgeiz; sie sam-

meln die Reichthümer, auf welchen sie täglich mit Füssen herum treten, nur zu den dringendsten Nothwendigkeiten und ihrem Lebensunterhalt ein.

Frankreich sollte solche ergiebige Quellen nicht aus dem Gesichte verlieren; die Regierung sollte eine Summe aussezzen, und alles nur mögliche beitragen, um diese reichen Kanäle zu öffnen, ergiebig zu machen, und in seinen Schoos zu leiten. Wenn auch jezt schon die Gefahren, welche die neugebohrne Freiheit umlagern, der Nazion nicht erlauben, alle ihre unerschöpflichen Hülfsmitteln in dieser Lage dazu anzuwenden, so ist dies doch auch kein Bewegungsgrund, sie gänzlich zu vernachlässigen.

So weit der Bericht des Herrn **Queslin.** Er sagt uns noch, daß die französischen Besizzungen in Senegambien in zwei Theile (die Departements von Senegal und von Goree) abgetheilt und als Statthalterschaften verwaltet, der Regierung ehmals gegen 500,000 Livres jährlich kosteten. Davon lassen sich aber zwei Fünftel ersparen, wenn man diese Niederlassungen als blosse Komptoire einrichtet, und das Departement von Goree dem von Senegal unterordnet.

Seine weiteren Vorschläge zu einer verbesserten

Einrichtung dieser senegambischen Besizzungen gehören nicht hieher, da sie zur Zeit nur noch blosse Projekte sind.

Wir müssen erwarten, bis sie in ruhigeren Zeiten realisirt werden!

Ende des siebenden Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

KARTE
von
GUINEA
von dem Kap Vergas bis
zu dem Kap Lopo Gonsalvo.
Mit
Zuziehung der besten Karten und
Nachrichten, nach
Hassischer Projections-Methode
entworfen
von
Theophil Friedrich Ehrmann.
MDCCXCIII
OBER - GUINEA
Die iñeren Theile dieser Küste sind noch ganz unbekañt.
Unbekannte
Negerlaender.
DAHOME
SIERRA-
LEO-
NA-
KÜSTE
PFEFFER
KŒRNER-
oder
KÜSTE
ZAHN- oder
Adow
ELFENBEIN Quaqua KÜSTE
GOLDKÜSTE
SKLAVEN-KÜSTE
KÜSTE
BENIN
BIAFARA
ETHIOPISHER
OCEAN
MEERBUSEN
von
GUINEA
Die Linien - Inseln
UNTER-
GUI-
NEA
Majomba
Loango
Palmen Kap
Kap Formoso
I. St. Thomas
I. Annobon
Kap Lopo Gonsalvo
Kap S. Katharina
Kap Negro

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ehrmann, Theophil Friedrich,

Geschichte der merkwürdigsten Reisen welche seit dem zwölften Jahrhunderte zu Wasser und zu Land unternommen worden sind

Bd.: 7

Frankfurt am Main (1793)

It.coll. 26-7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10465354-6
VD18 80339050